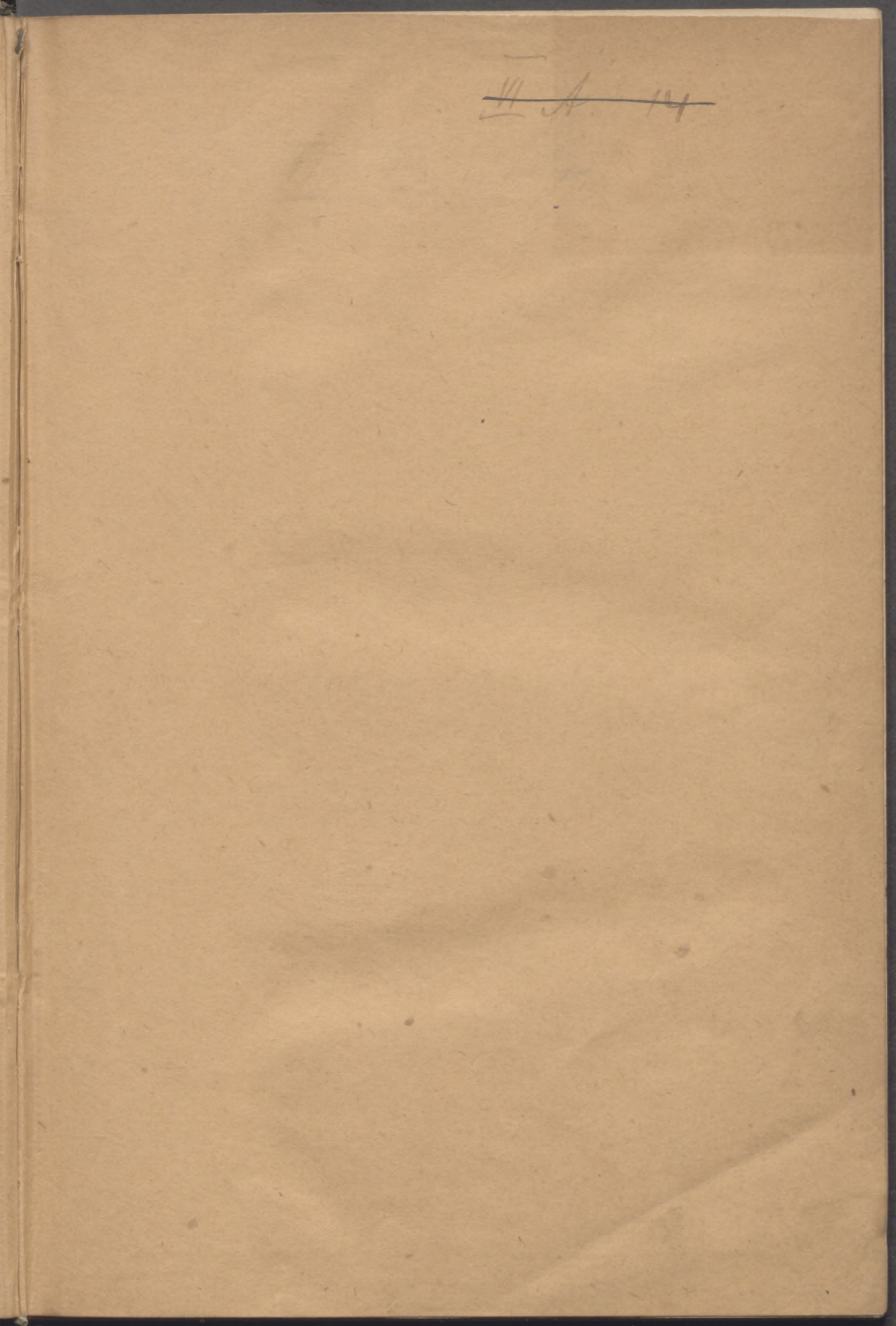
Unser Deutsches Land und Volk

4.


II A. 14



Illustrirte

Haus- und Schulbibliothek

zur

Pflege vaterländischen Sinnes.

Unser deutsches Land und Volk.

IV.

Unser
Deutsches Land und Volk.

Vaterländische Bilder
aus
Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben
des
Deutschen Reiches.

Zweite gänzlich umgestaltete Auflage.

Unter Redaktion
von
Dr. G. A. von Klöden und Richard Oberländer.

In zwölf Bänden.

Vierter Band.

Bilder aus den Landschaften des Mittelrheins.



Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Tonbildern, Karten-Beilagen u. s. w.

Leipzig.
Verlag und Druck von Otto Spamer.

1881.



Deutsches Land und Volk. IV. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Trachten vom Rhein.

Unser Deutsches Land und Volk.

Bilder aus den Landschaften des Mittelrheins.

Unter Mitwirkung

von

Dr. F. A. Finger, Dr. U. Hocker, Josef Steinbach

verfaßt und herausgegeben

von

Dr. C. Mehlis.



Mit 98 Text-Illustrationen, 3 Tonbildern und einer Karte.

Leipzig.
Verlag und Druck von Otto Spamer.

1881.



Papier der München-Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinenpapier-Fabrikation in München.

Vorwort.

Sowol die Art der in diesem Bande geschilderten Landschaften, welche zum Theil, wie die hohe Venn und der Hunsrück, selten vom Fuße des Touristen gestreift werden, zum Theil aber, wie der Rheingau und die Stromlandschaft von Bingen bis Bonn, von einer wahren Flut von Schriften geschildert wurden, machten die Auswahl des für die reifere Jugend passenden und korrekten Materials zu einer besonders schwierigen Aufgabe.

Der Herausgeber, seit Jahren vertraut mit den Schönheiten und den Denkmälern des Rheinthales, mußte es sich zur Aufgabe machen, sowol aus der Fülle der ästhetischen, wie der geographisch-historischen Literatur, welche über die geschilderten Rheinlandschaften existirt, einerseits das Beste und Anziehendste, sowie andererseits das Feststehende herauszunehmen und zu einem möglichst harmonischen Ganzen zu verbinden. Er nahm dabei keinen Anstand, auf die besten Quellen des Mittelalters, wie sie im Auszug im „Rheinischen Antiquarius" vorliegen, besonders bei den Schicksalen der einzelnen rheinischen Städte, zurückzugehen. Ebenso benutzte er dankbar die Werke von Simrock und Horn, Heyl und Bädeker, und hielt es im Interesse des Unternehmens und der Autoren, aus den Spezialschriften von W. H. Riehl „Land und Leute", W. Hamm „Das Weinbuch", Dr. J. Baumgarten „Koblenz und seine Umgebung", Rudolf Blenke „Der Laacher See und seine vulkanische Umgebung" kleinere Originalpartien an geeigneter Stelle aufzunehmen. Auch die vorhandenen Sagen- und Gedichtsammlungen wurden in passender Weise für die Darstellung verwendet.

Bei der überreichen Literatur und vielen von der Forschung noch heiß umstrittenen Stellen und Stätten kann es natürlich nicht fehlen, daß manche Angaben im vorliegenden Bande vorkommen werden, an welchen der oder jener Gelehrte auf rheinischem Gebiete Anstoß nehmen wird, manche Gegenstände, so z. B. die Art der Brückenkonstruktion im fränkischen Mainz, wurden erst durch die Untersuchung der letzten Tage entschieden. Allein der Herausgeber sowie die geehrten Verfasser der einzelnen Abschnitte sind bemüht gewesen, im Interesse der Sache nur eine Auswahl unter den besten ihnen zur Verfügung stehenden Quellen nach eigener Anschauung der Verhältnisse zu treffen, und ist hier und da ein kleiner Irrthum untergelaufen, so möge hierfür die Ueberfülle des zu sortirenden Stoffes die entsprechende Entschuldigung bilden.

Besondern Dank ist der Herausgeber für freundliche Unterstützung bei Verabfassung des Abschnittes über Mainz noch schuldig den Herren Domkapitular

Dr. Fr. Schneider und Museumsdirektor Dr. L. Lindenschmit zu Mainz, welche ihm bei der Schilderung dieses besonders schwierigen Kapitels mit Rath und That zur Seite standen.

Die Verlagshandlung hat auch diesen Band, wie die vorigen, mit Illustrationen in sachgemäßer Weise ausgestattet; die etwas kurzgemessene Zeit verbot, auf alte Landschaftsholzschnitte und auf Merian's Werk für das Mittelalter mehr Rücksicht zu nehmen; doch bemühte sich der Verfasser, wenigstens für die Römerzeit Originalzeichnungen und -Karten zu erhalten, selbst abzufassen und zur Darstellung zu bringen.

Was die Verbreitung des Werkes und die Theilnahme des Publikums an dieser mühevollen Arbeit betrifft, so haben wir hierin eine für Herausgeber und Verleger angenehme Steigerung des Interesses zu verzeichnen. Sowol die allgemein Gebildeten, wie die Lehrer an deutschen Erziehungsanstalten erkennen allmählich an, daß ein ähnliches Unternehmen, gleich geeignet, zu belehren über geographische und historische Verhältnisse unseres theuren Heimatlandes, wie angepaßt dem Bedürfnisse, die Flamme der Vaterlandsliebe in den Herzen der uns anvertrauten Jugend anzufachen und zu ernähren, bis jetzt in den Registern der Schulbibliothek nicht existirt.

Der Verfasser, seit einem Dezennium Lehrer an humanistischen Mittelschulen und als Fachmann auf dem Gebiete der Geschichte und Geographie bemüht, für den Unterricht an den Klassen des Gymnasiums besonders in letzterem Gegenstande das geeignetste Material zu erhalten und zu verwerthen, darf es wol an dieser Stelle, ohne unbescheiden zu sein, aussprechen, daß ihm die Verwerthung von „Unser deutsches Land und Volk" für die Jugenderziehung von besonderm Erfolge erscheint, und zwar in pädagogischer wie in scientieller Hinsicht.

Er darf sich deshalb wol im Namen der seitherigen Mitarbeiter gegenüber seinen Kollegen auf deutschem Boden den Wunsch erlauben, dieselben möchten, wenn sie überzeugt sind von dem Werthe des begonnenen Werkes, der Verbreitung des Unternehmens ihre rege Unterstützung zutheil werden lassen.

Möge in diesem Sinne der vorliegende Band ein weiteres Bildungsmittel werden für die aufstrebende Jugend Alldeutschlands; möge allen Männern, die berufen sind, für die Erziehung zu wirken, die Förderung des Unternehmens bestens empfohlen sein! Für manchen Schweißtropfen, den die Mitarbeiter am vorliegenden Bande in manchem heißen Gange während der letzten Sommer an den Ufern des Rheinstromes und auf seinen Bergen verloren haben, werden die Schilderer reich belohnt sein, wenn der Zweck ihrer Fahrten erreicht wird, den Sinn für des Vaterlandes reiche malerische Schönheit und erhebende historische Erinnerungen nach ihren Kräften erregt und gestärkt zu haben.

Deß walte der gute deutsche Volksgeist!

Dürkheim a. d. Hart, im Oktober 1880.

Dr. C. Mehlis.

Inhaltsverzeichniß.

Siebente Abtheilung.

Der Rhein von Mainz bis Koblenz.

Achte Abtheilung.

Der Rhein und seine Ufer von Koblenz bis Bonn.

Die Extrabeigaben sind einzuheften:

Nachträge und Berichtigungen.

Man lese S. 5 Zeile 11 v. o.: Fischthorstraße.
" " S. 6 " 12 v. o.: Moller.
" " S. 10 " 12 v. o.: oder statt unter.
" " S. 20 " 10 v. o.: nördliche statt östliche.
" " S. 20 " 22 v. o.: dessen Sohn jetzt Akademieprofessor ꝛc.
" " S. 21 " 5 v. o.: seine Originale.
" " S. 29 " 10 v. u.: nach der Schlacht bei Straßburg.
" " S. 63 " 13 v. u.: im Hartgebirge.

Zu S. 121 bemerke man, daß Prof. Schaaffhausen neuerdings Lorelei mit Simrock als Lauerfels gedeutet hat. Die Spur eines rohen Vertheidigungswerkes östlich des Felsens, eines Steinwalles, will er mit einem Beobachtungsposten in prähistorischer Zeit auf dem Loreleifelsen in Verbindung gebracht haben.

Man lese S. 124 Zeile 9 v. o.: Hühnerberg.
" " S. 124 " 23 v. o.: eingesägt statt eingefügt.
" " S. 195 " 3 v. u.: Roer statt Saar.
" " S. 207 " 10 v. u.: Granusthurm statt Grundthurm.
" " S. 219 " 4 v. u.: Zierscheiben.
" " S. 279 " 3 v. u.: Zauber aus.
" " S. 290 " 19 v. o.: gehert von mhd. herten = härten.
Bemerk. S. 293 " 1 v. o.: Verfasser dieses Abschnittes ist cand. jur. Fritz Spuhn zu Bonn.


Der Rhein
von Mainz bis Koblenz.
F.W.H.
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein!
Mein Sohn, ich rathe dir gut,
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.

Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär' es ein adlig Geschlecht;
Gleich bist du mit glühender Seele dabei,
So dünkt es dich billig und recht.

Karl Simrock.



Mainz. Gutenbergplatz und Dom.

Das goldene Mainz.

Ein historischer Gang durch die Stadt. — Der Dom und seine Geschichte. — Das Castrum der Römer. — Die neuen Anlagen. — Aus der Mainzer Geschichte. — Das Kur- und Erzstift. — Das Schloß und seine Sammlungen.

Gegrüßt du goldenes Mainz, du altersgraue Stadt, reich wie keine im deutschen Lande an Erinnerungen der Vorzeit; wem schlägt von fühlenden Seelen nicht das Herz beim ersten Anblick! Und wenn man immer und immer wieder einzieht in das dunkle Thor, das vom Süden aus der weinreichen Pfalz hineinführt in der starken Mauern Inneres, so bleibt doch stets der Gedanke bestehen an die Schicksale, welche Mainz, der Schlüssel des heiligen Reiches, erduldet hat, an die Wandlungen, welche es alle erleben mußte, die Römerstadt und die Stadt der Erzbischöfe, der französische Waffenplatz und die deutsche Bundesfestung!

Aber stets hat der Ort gelegen, wo der Main mit dem Rhein sich eint, so ziemlich, wo das große Seebecken, das vor Jahrtausenden einstmals die Rheinebene von Basel bis Bingen bildete, am tiefsten sein mußte; stets hat er die Bedeutung sich gewahrt, auf die er kraft seiner Lage gerechten Anspruch hat. Ziemlich gleich entfernt gelegen vom Beginn der großen niederrheinischen Ebene bei Köln und dem Beginn des Oberlandes bei Basel, am Ende der großen Mainstraße, die durch das Frankenland nach Sachsen und Böhmen führt, in gleicher Entfernung vom Gebiete der Elbe wie der Maas, war die Stadt berufen, seit früher Zeit einen Verkehrsmittelpunkt zu bilden zwischen den Händlern und Waaren

aus dem Osten und dem Westen, dem Norden und dem Süden. Und der Platz, wo die steilen Berge des Tertiärkalkes vorgebirgeartig an die Mündungsstelle des Mains in den Rhein herantreten, wo die Ausläufer des Donnersberges zungenartig in spitzem Winkel enden, der Niederung zwischen dem Rhein und dem Main gegenüber, war wie kein anderer, stromauf stromab, geschaffen, auf seinem Rücken eine Feste zu tragen, welche den Schlüsselpunkt des Mainlandes, den Kernpunkt der Rheingaue, schützt oder angreift. Von drohender Höhe schaut der Kästrich hinab auf die zu seinen Füßen spielende Flut; weithin reicht der Blick zu den Kuppen des Taunus, dieses natürlichen Zaunes, zu den langgezogenen Kämmen des Hundsrück und weiter zu den bläulichen Kegeln des Vogelsberges und des Rhöngebirges. Die Waffe, das Pilum und jetzt das Feuerrohr, kann gleichfalls nach allen Seiten spielen, und stärker ist noch seine Wirkung dem Osten zu, als gegen einen Feind, der von Westen kommt. Den natürlichen Festungsgraben bildet der gebogene Rheinstrom, das Glacis die jenseits liegende Ebene, und die gewichtige Position unterbindet gegebenen Falles gleich geschickt die Verbindungen in allen Himmelsrichtungen, wie sie geeignet ist, den Knotenpunkt für die Verkehrswege nach allen Seiten der Windrose zu bilden.

Diese Doppelnatur, welche der Stadt Mainz als Verkehrscentrum und als Waffenplatz durch die Gunst der Lage aufgedrückt ist, trägt das Innere der Stadt offenbar für Jeden, der gewohnt ist, mehr zu sehen als Häuser und Gesichter. Das leichte Leben des Verkehrs, die rasche lebenslustige Art des Rheinländers, der Lärm und das Gewoge des Handels- und Industrieplatzes ist gepaart mit dem Ernste der gewaltigen Festung, mit dem dröhnenden Schritte der wehrhaften Bataillone, mit dem stirnrunzelnden Antlitz der zinnengekrönten Bastionen, die trotzig herabschauen auf das heitere Treiben der wein- und scherzliebenden Mainzer.

Auf Schritt und Tritt kannst du diesen Widerspruch, das Widerspiel der Kräfte finden, welche das Leben der Stadt mit dem Janushaupte begründen. Hier das lachende Kind, dort der bedächtig schreitende Kanonier; hier den Witze reißenden Commis-Voyageur, dort den würdig am Kasernenthor stehenden Unteroffizier, der mit Argusaugen die Vorübergehenden mustert, ob sie nicht militärische Contrebande bei sich führen. Am Bahnhofe vorbei, dessen von Ruß und Rauch geschwärzte Einfahrtshalle den Erwartungen der Reisenden von der Repräsentationsfähigkeit der hessischen Ludwigsbahn durchaus nicht entspricht und hoffentlich einem neuen Centralbahnhof bald Platz macht, gelangt man an des Holzthurmes mittelalterlichen Bau, einen Rest der alten Umwallung, welche seit Beginn des 13. Jahrhunderts mit Erlaubniß des Kaisers Philipp von Schwaben die Stadt wieder umschloß. Der Thorbogen wird vom Publikum nicht mehr benutzt, mehrere Fuß tief liegt das Niveau seiner Straße unter dem Boden der jetzigen, der Rheinstraße, die, längs dem Rheinufer ziehend, die Ostfront der Stadt bildet. Auf dieser Langseite vom Bahnhofe bis zum kurfürstlichen Schlosse am Nordostende der Stadt liegen in langer Reihe die Haupthotels des von Fremden stark besuchten Platzes. Unter ihnen ist England und Holland vertreten mit vortrefflicher Küche und hübscher Aussicht auf Rheingau und Taunusberge; da liegen die Höfe, die von Koblenz und dem Rheine, von Bonn und dem Taunus den Namen haben. Es ist die Mainzer Hotelstraße mit all den langweiligen Gesichtern und den Trinkgeld beanspruchenden Mienen der Kellner und Portiers, den im Winter verhüllten Fenstern, den kasernenartig gebauten

Räumen, den langen Gestalten der reisenden Engländer, dem schnatternden Mundwerk der Franzmänner u. s. w. Vom Fischthor führt eine kurze Straße nach Westen. Wir werfen noch einen Blick auf das Hafenleben, die beladenen Dampffähren, die von Kastel kommen, die menschenwimmelnde Schiffbrücke, welche das linke Rheinufer mit dem rechten nothdürftig in Ermangelung einer stehenden Brücke verbindet, die ein- und ausladenden, ihr Pfeifchen stets schmauchenden Schiffer, die an den Geländern lehnenden großen und kleinen Bummler, die den Sonnenschein behaglich einsaugen und nicht mit Unrecht den Ehrennamen „Rheinschnaken" besitzen, die Marktfrauen, die mit dem weißen Tuche um den Kopf schmunzelnd vom Domplatze heimkehren, und dann wenden wir uns dem letzteren selbst zu. Durch das bunte Getreibe der Fischerstraße biegen wir ein auf den Liebfrauenplatz, und jetzt steht er vor uns, der gewaltige Dombau, mit dem jüngst vollendeten Ostchor und seinen drei neu ausgebauten Thürmen.

Der Eindruck des gewaltigen Denkmales, an dem fast ein Jahrtausend sich versucht hat — im Jahre 1009 fand unter Erzbischof Willigis die Weihe des ersten Baues statt — wird erheblich durch an der Nordseite vorhandene angebaute Häuser geschwächt, die sich, ähnlich wie früher am Kölner Dom, der Frauenkirche zu Nürnberg, der Alexanderkirche zu Zweibrücken, in den Schutz der heiligen Stätte begeben haben. Das Ganze stellt eine romanische, gewölbte Basilika vor von 112 m Länge und $45,_5$ m Breite, die einen Flächeninhalt von nahezu 4000 □m umfaßt. Sechs Thürme überragen den hohen Bau der drei Schiffe. Während die drei östlichen Thürme nebst dem Chore in ihrem Ausbau der Neuzeit angehören und unter Leitung des Baumeisters Cuypers auf Grund der vorhandenen architektonischen Ansätze in den letzten Jahren vollendet wurden, spiegelt der $82,_5$ m hohe Hauptthurm die Eigenthümlichkeiten aller Stilarten wieder, welche in die Zeit seit der Grundlegung der Kathedrale fallen. Mit der Anlage des Westchores, Mitte des 13. Jahrhunderts, war der mittelrheinischen Tradition gemäß auch ein mächtiger Thurmbau über der Vierung in Aussicht genommen. Die beiden rundbogigen Geschosse des Hauptthurmes gehören noch dieser Bauzeit an. Darüber erhob sich ursprünglich nach des Domkustos Friedrich Schneider Ansicht, wie zu Limburg, Bonn, Groß-Martin in Köln, ein hoher, spitzer Holzhelm. Ende des 13. Jahrhunderts begann der Bau der Kapellen auf der Marktseite. Bis zum Jahre 1320 waren die Seitenkapellen in rascher Folge vollendet, die Außenwände der Kathedrale wurden durchbrochen, und so wurde der Dom in einem gewissen Sinne zu einem fünfschiffigen Bau erweitert. Die ganze kühne Ornamentik der frühgothischen Periode schmückt diese Außenkapellen. Auf dem romanischen Unterbau des Mittelthurmes setzte man nun im Laufe des 15. Jahrhunderts ein Geschoß mit hohen spitzbogigen Fenstern, und eine offene Galerie krönte den Bau. Darüber stieg, nach den Ansichten Merian's von denkwürdigen Bauten im alten Reiche, ein mächtig hoher Holzhelm mit zahlreichen Dachluken auf. Das ganze Aeußere des Doms erfuhr eine Umänderung im Sinne der gothischen Architektur. Ein wundervoller Anblick muß es gewesen sein, diese sechs Thürme mit ihren steilen Dächern hochragend über alle Bauten der Stadt! Am 22. Mai 1767 endete ein Blitzstrahl vom Himmel diese Herrlichkeit, der größte Theil der Bedachung sank in Trümmer. Und nun wurden im Geschmacke des Rococostiles von Franz Neumann aus Würzburg die Thürme zum Theil

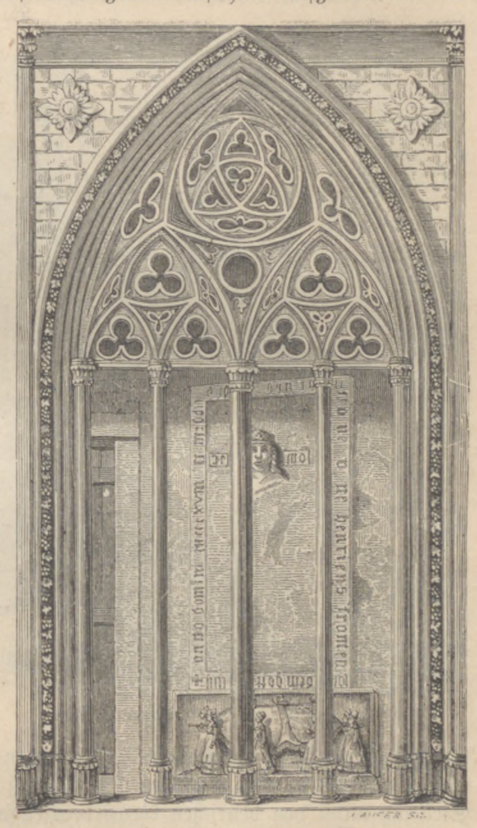
mit Pyramiden, zum Theil mit runden, feuerfesten Kuppen versehen. Auch der Hauptthurm erhielt im damaligen Stile seine nicht unmalerische Spitze. Nach dem Bombardement vom 28. Juni 1793, das auch unsere Kathedrale bös mitnahm und seine Brandgeschichte nochmals bereicherte, beantragte der Präfekt Von St. André zu Paris seine völlige Niederreißung; vielleicht könnte man ihn noch, ähnlich wie vor einem Jahrhundert den Dom zu Speyer, zu einem Militärmagazin benutzen. Und wirklich diente er 1813 als Kaserne für 6000 flüchtige Franzosen. Im Hauptthurme, dem Produkte der drei Stile, hängen oben sechs Glocken, welche Stadt und Land mit melodischem Tone Tag für Tag zum frommen Werke rufen; Napoleon I., der Protektor des Rheinbundes, schenkte 1809 drei große Kanonen zu ihrem Gusse. Seit dem Jahre 1822 begannen zuerst unter Baudirektor Molter aus Darmstadt die großartigen Reparaturen am Dome, die sich auf die Thürme, den Ostchor, die Krypta und den Kreuzgang erstreckten. Der Ostchor erhielt nach der Grundanlage seine hohe Stellung, die darunter ausgebaute Krypta liegt nur wenig unter dem Niveau des Marktplatzes. Hoffentlich gelingt es mit der Zeit, das ehrwürdige Baudenkmal, an dem Vorzeit, Mittelalter und Gegenwart arbeiteten, auch freizustellen von den hindernden Anbauten! — Das Innere der Kathedrale macht mit den doppelten Chören, dem in Zwielicht getauchten Bischofschore, wo der Hochaltar mit den Chorstühlen steht, und dem neuen, hellsteinigen Pfarrchor, mit den neuen Kapellen zur Linken und zur Rechten, dem imposanten Schiffe einen gewaltigen Eindruck. Westkuppel und Schiff sind mit Wandgemälden, welche das Leben Christi darstellen, reich verziert. An den Wänden und in den Kapellen sind zahlreiche Denkmäler, Grabmonumente, Altarschreine und Bilder angebracht, welche vorwiegend die gothische Kunst in ihrem Uebergange zur Renaissance illustriren. In der nordwestlichen Marienkapelle, früher dem Bonifacius, dem ersten Mainzer Erzbischof, geweiht, fesseln unsere Aufmerksamkeit in einem neuen gothischen Altarschreine drei gothische, neu vergoldete Holzstatuen, die man mit mehr Recht dem Nürnberger Bildschnitzer Veit Stoß, als dem Malerfürsten Albrecht Dürer zuschreibt. Einen magischen Schein verbreiten hier die von dem Glasmaler A. Martin hergestellten hohen Glasfenster mit Darstellungen von Bonifacius, der dem Bischof Ketteler († 1877) den Stab überreicht mit der Unterschrift: Aurea Moguntia sanctae Romanae ecclesiae vera specialis filia. Außerdem sei hier noch erwähnt die Memorie, die ehemalige Grabstätte der Domherren, die sich an den südlichen Kreuzarm des Chores und das südliche Seitenschiff anschließt. Mit einem mächtigen Kreuzgewölbe überbaut, bildet sie ein Quadrat von 15 m Seitenlänge und stammt aus dem 13. Jahrhundert. Ein hohes, mit Heiligenfiguren geschmücktes gothisches Portal führt in den, würdigen Todten geweihten Raum. Oberhalb des Portales, am Eingange links ist die sogenannte Fastradanatafel angebracht, die Karl der Große seiner zu Mainz 794 gestorbenen Gemahlin aus gelblichem Marmor setzen ließ. Ursprünglich ward die Unvergeßliche, welcher Karl den kostbaren Zauberring vom Finger nehmen mußte, um sich von ihr trennen zu können, in der St. Albanskirche zu Mainz beigesetzt. Nach der Zerstörung der Kirche durch Albrecht von Brandenburg rettete Graf Johann von Nassau das Denkmal in den Dom 1577. Die ursprüngliche Inschrift besagt verdeutscht:

„Die fromme, von Christus geliebte Gemahlin Karl's, Fastradana genannt, liegt unter diesem Marmor begraben im Jahre 794, welche Zahl

in das Versmaß zu bringen die Muse verweigert. Gütiger König, den die Jungfrau geführt, gieb, daß ihr Geist, obgleich sie hier zu Asche modert, das Vaterland erbe, welches keine Trauer kennt."

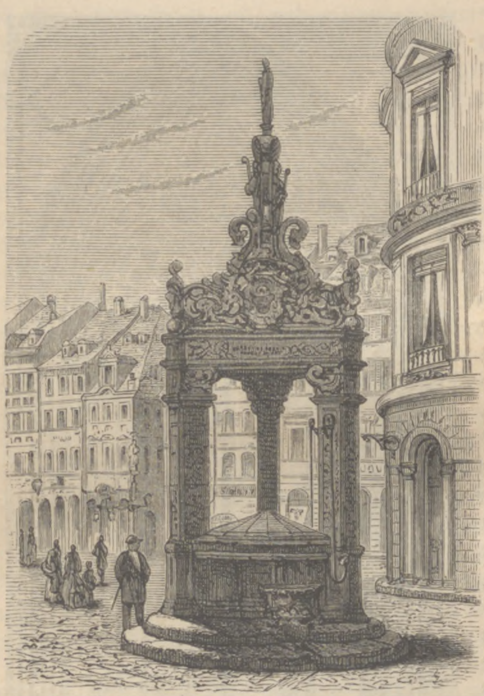
In der Memorie erblicken wir zur Rechten den erhöhten steinernen Bischofssitz, an den sich zwei Sitzreihen für die Domherren anschließen. Ueber der kleinen Thür hat der heil. Martinus ein Denkmal in lombardischem Stile. Der viereckige Kreuzgang führt zu dem geräumigen Klostergarten. Angefüllt ist er mit Denkmälern, die zum Theil bei den jüngsten Aufräumungen im Ostchore aufgedeckt wurden.

Unter ihnen erscheint hervorragend das Marmordenkmal Heinrich Frauenlob's († 1318) von dem Künstler Münchens, Schwanthaler: eine anmuthige Jungfrau, die den Kranz auf den Sarg des Minnesängers legt. Eine Bildhauerarbeit vom Jahre 1332 mit ausdrucksvollen Köpfen stellt die Versöhnung der Bürgerschaft mit der entzweiten Mainzer Geistlichkeit vor. Neuere deuten das beachtenswerthe Werk als die Darstellung des Guten und Bösen. Im nördlichen Kreuzarm, wo die Sakristei, ist in Schränken der Rest des ehemaligen Domschatzes untergebracht. Die Französische Revolution hat ihn seiner schönsten Zierden beraubt. Zwei beschlagene Evangelienbücher, zwei goldene, der Periode des Willigis zugeschriebene Kelche mit einer reich ornamentirten Patene und mehrere jüngst im Ostchor mit ausgegrabene Bischofsringe bilden die Zierstücke der noch vorhandenen Ueberreste. An der Nordseite am Haupteingang stammen die äußeren, ehernen Thürflügel von der Hand des Meisters Beringer, und in sie ist der Freiheitsbrief, den Kaiser Heinrich V. den Mainzer Bürgern ausstellen mußte, in römischer Majuskelschrift eingegraben. Wir verlassen den Schatz- und Schmuckkasten des ehemaligen Erzbisthums mit gemischten Empfindungen, denkend an die wiedererstandene Herrlichkeit des Doms und an die Brandthaten, die Himmel und Menschen an ihm verübt haben. Von Andächtigen wird der Dom nicht leer, und während die Mainzerinnen bekannt sind als Freundinnen von Scherz und Schalk, vergessen sie auch nicht das Gesangbuch mit Grazie und niedergeschlagenem Blicke zur Kirche zu tragen. Es spukt noch in der Frauenwelt hier in Körper und Geist das Andenken an die stolze Roma! —



Frauenlob's Grabmal im Dom zu Mainz.

An dem im Renaissancestil mit Pfeilern und Veluten verzierten Marktbrunnen vorüber, der zum Andenken des Sieges Karl's V. bei Pavia (1526) errichtet ward, gelangen wir über die Schöfferstraße auf den Gutenbergplatz. Auf seiner Mitte steht auf marmornem Piedestal das nach einem Modell von Thorwaldsen gegossene und am 14. August 1837 aufgestellte Denkmal des großen Mainzer Bürgers Johann zum Gensfleisch, genannt zum Gutenberg. An der Vorderseite des Denkmals steht die lateinische Widmung seiner Mitbürger; die Rückseite trägt die Inschrift:


Der Marktplatz und der Marktbrunnen in Mainz.

Artem quae Graeces latuit latuitque Latinos
Germani sollers extudit ingenium.
Nunc quidquid veteres sapiunt sapiuntque recentes,
non sibi, sed populis omnibus id sapiunt.

Im langen Barte, das Käppchen auf der gedankenvollen Stirn, steht er da, der Erfinder der beweglichen Metalllettern; sie selbst in der Rechten, in der Linken das 1455 vollendete Bibelwerk. Er blickt hinüber, der gewaltige Umwälzer, nach dem umfangreichen Theaterbau, in dessen Rundbau der Muse Thalia Opfer gebracht werden, in dessen westlichem Flügel der Kunst- und Literaturverein sowie zeitweise die rheinische naturforschende Gesellschaft ihre Sitzungen hielt, und in deren Ostflügel die Mainzer Gewerbetreibenden ihre Pianinos und Möbel, ihre Schuh- und Lederwaaren, ihre Tapeten und Glassachen zur Ausstellung bringen. Noch immer nimmt ja der Mainzer Bürgerfleiß mit seinen Leistungen eine hohe Stellung unter den deutschen Gewerbeerzeugnissen ein!

Am freundlichen Tritonplatze vorbei mit seinem Wasserspeier bewundern wir die Glasplatten und die Billards des neuen „Wiener Cafés" und gelangen durch die breite Ludwigsstraße auf den Schillerplatz mit seinem Brunnen, der Syenitsäule aus dem Palaste von Ingelheim und dem 1859 errichteten Schillerdenkmale. Die steile Emmerich-Josephstraße führt uns weiter empor zu der Mathilden-Terrasse, auf deren Höhe der Blick auf die thürmereiche Stadt mit den dunklen Giebeln schweift und ruht auf den Weingefilden des Rheingaues und den Höhen des Taunus, die das blaue Band des Vaters Rhein von der Stadt trennt. Hier oben hob sich vor Zeiten, wo jetzt der „Kästrich", ein eigener Stadttheil, steht, das castrum Mogontiacum mit seinen gewaltigen Gußmauern,

seinen hohen, zinnenstarken Thürmen, seinem Prätorium und seinem Dianatempel, dem Lagerlärm und dem Centurionenkommando. An der Stephanskirche mit ihrem frühgothischen Kreuzgange will der Alterthümler noch Spuren der alten Umwallung ausgespürt haben. Wo jetzt die Citadelle mit ihren vier Bastionen, welche die Namen tragen von Germanicus, Drusus, Tacitus und dem Alarm, ihre Schlünde nach allen Weltgegenden ausstrecken, wo jetzt das beherrschende Festungswerk aus Stein und Rasen erbaut steht, dorthin stellten schon die Römer mit sicherem Blick ihr Zwinggermanien, ihr Trutzdeutschland.

An der Westfront des Vierecks von 330 m Länge und 270 m Breite, wo das Glacis zu den Forts auf der Landseite zu dem doppelten Schanzengürtel blickt, gewahrt man ein ruinenhaftes Mauerwerk von 15 m Höhe. Das kegelförmige Denkmal, bestehend aus Gußmauerwerk, hat eine Höhlung, deren Treppe uns durch Nacht empor zum Licht und zur Höhe führt. Der Steinhaufen zu unseren Füßen, von dem wir mit frohen Blicken hinausschauen auf die lachende Landschaft, bildet den Rest des ragenden Denkmals, das vormals die trauernden Legionssoldaten dem im Germanenlande verschiedenen Feldherrn, dem Drusus Germanicus, gesetzt haben. Es war im Jahre 9 vor Christus: da brachten die Centurionen auf ihren Schultern die Leiche des geliebten Feldherrn zurück, der siegreich bis zur Elbe und dem Semnonenlande die römischen Adler getragen hatte.



Die Schiller-Statue zu Mainz.

In memoriam Drusi, wie ein Altarstein sagt, wölbten die dankbaren Legionssoldaten das monumentum Drusi, das ursprünglich wol über 30 m hoch den nach Osten schauenden Adler auf seiner Spitze trug. Das älteste Denkmal am Rhein aus römischer Zeit ist dieser Eigelstein. Nach der Rekonstruktion des Mainzer Archäologen Lehne erhob sich auf einer Stufenreihe im Viereck das Piedestal des Males. Ein kegelartig ansteigender Bau, dessen Basis Adler mit Guirlanden zierten, trug eine mit Ornamenten bedeckte Kuppe, welche der Adler krönte, der mit den Krallen die Erdkugel festhält. Huttich erwähnt schon 1520 das Denkmal; damals hatte es noch eine Höhe von 30 m, die Kriegsstürme der nachfolgenden Zeiten haben es um die Hälfte einschrumpfen lassen. Den Namen Eigelstein leiten die meisten Forscher von aquila ab, von dem auch

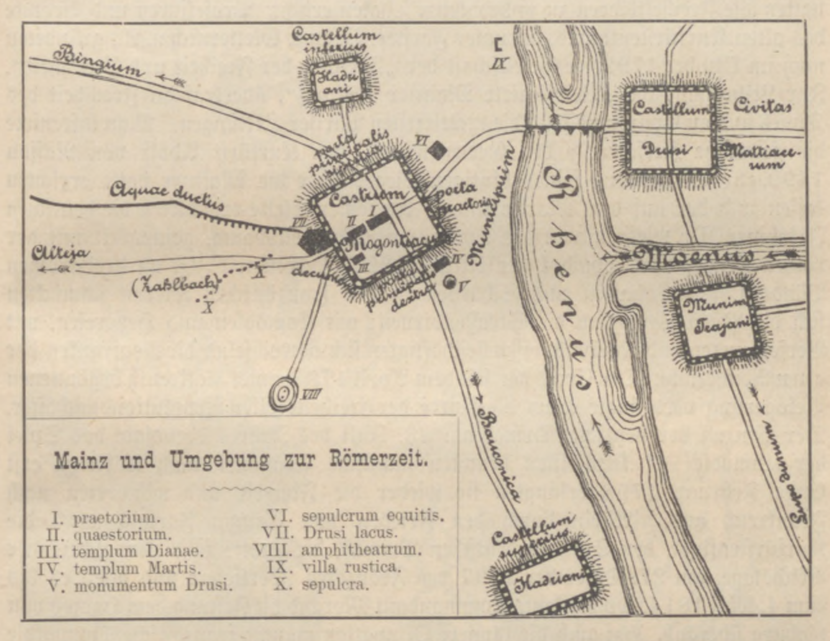
die Igelsäule bei Trier und der Eigelstein zu Köln abstammen. Der Mainzer Archäologe Karl Klein, früher Professor am Mainzer Gymnasium, bringt den Namen mit der eichelförmigen Gestalt des Denkmals in Verbindung, oder will ihn von „eigil“ = „hoch“, „groß“, herkommen lassen. Noch einen Blick nach dem im Westen gelegenen nahen Orte Zahlbach. Dorthin und weiter hinaus bis zum Königsborn beim Orte Finthen = Fontanae ließ der Kaisersohn einen hochragenden Aquädukt erbauen. Noch stehen mehrere der 500 Pfeiler; sie haben einen Durchmesser von ca. 5 m und zum Theil noch eine Höhe von 10 m; nach der ursprünglichen Anlage sollen sie 40 m Höhe gehabt haben. In einem sechsseitigen Becken, dem Drusi lacus, das, am Gauthor gelegen, jetzt den unwürdigen Namen „Entenpfuhl“ führt, sammelte sich das helle Quellwasser, das fernab der Erde entströmte. Und sicher unter Alemannen und Franken konnte Jahrhunderte lang der Legionär den Falernerwein mischen mit dem rheinischen Wasser und die staubigen Glieder erlaben in seiner erwärmten Flut. In Gedanken versunken an des Römerreiches Kraft und Herrlichkeit, von der mehr als tausend in Mainz und der nächsten Umgebung seit drei Jahrhunderten aufgefundene römische Inschriften sprechen, die angebracht sind auf Altären und Ehrendenkmälern, auf Grabsteinen und Särgen, auf Meilensteinen und Legionsziegeln, auf Bausteinen und Urnen, verlassen wir den Platz des Castrums und des Drususmales, den Ort der Gräber und der Zinnen, der Feuerschlünde und der Bajonnete, steigen herab von der Höhe der Citadelle, wenden uns nach Südosten an weitschichtigen Magazinen und Kasernen vorbei, die alle den hohen Werth der Reichsfestung verkünden, dieses Generaldepots für den Westen Deutschlands, das es auch einst war für den Osten des imperium Romanum, und gelangen an das Neuthor, das nach Süden in der Richtung auf Oppenheim führt. Hier bewegen wir uns zur Abwechselung unter Spaziergängern, die der engen Stadt entfliehen, dem leuchtenden Grün der „neuen Anlagen“ entgegen.

In den am Uferrande sich hinziehenden schattigen Alleen und Gängen erwacht gegen Nachmittag ein buntes Leben. An schönen Sommertagen ziehen Tausende im schwarzen und blauen Rocke hinaus, die frische Rheinluft zu athmen und mit Gespräch und Scherz den Abend zu kürzen. Auf der Terrasse erklingen die Weisen der Militärmusik, ernste Opernklänge und heitere Tanzmusik, und während die Menge sich belustigt, magst du hintreten an den Rand und den Blick schweifen lassen über das herrliche Bild, das sich im Abendrothe bietet. Zu den Füßen rauscht der dunkelnde Rhein; gleich Kometen huschen über seine Fläche die Dampfer und Schlepper, und riesengroß erhebt sich über ihre Körper die Schlangenlinie der mächtigen Eisenbahnbrücke mit ihren Brückenköpfen und den Doppelthürmen.

Von drüben erglänzen im letzten Lichte die Höhen des Taunus, das Brüderpaar Feldberg und Altkönig, und in nebeliger Ferne verschwimmt das Land zu seinen Füßen, der Rheingau und die Mainebene, während zur Rechten sich einsam aus dem Odenwalde die Spitze des Melibokus hebt. Vom jenseitigen Ufer erglänzen die Lichter allmählich von Kastel und dem Wasserschlosse Biebrich herüber; der Dom und die Stephanskirche erheben sich gespenstig von dem dunklen Häusermeere ab, und voller rauscht die Musik; glänzende Ballons erhellen die Dunkelheit, und die Augen der schönen Mainzerinnen funkeln verführerischer im Halbdunkel der lauen Sommernacht! —

Hier oben stand einst ein Karthäuserkloster, das die Franzosen und die Mainzer Klubbisten 1793 aufhoben und zerstörten. Und weiter unten zog sich einst am Rheine hin die Favorite, der kurfürstliche Lustgarten, in dessen Gartenhaus im Juli 1792 eine glänzende Versammlung von Königen und Fürsten sich zusammenfand.

Da waren erschienen der neu zu Frankfurt gekrönte Kaiser Franz II., dessen Brustbild als letztes steht in der Reihe im Römersaale der Metropole des Rheinlandes, und der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II.; ferner der König beider Sizilien, die Häupter der Emigrirten, die späteren französischen Könige Ludwig XVIII. und Karl X., und die Kurfürsten von Köln und Trier.



Mainz und Umgebung zur Römerzeit.

I. praetorium.
II. quaestorium.
III. templum Dianae.
IV. templum Martis.
V. monumentum Drusi.
VI. sepulcrum equitis.
VII. Drusi lacus.
VIII. amphitheatrum.
IX. villa rustica.
X. sepulcra.

Auch viele Fürsten und Herren aus dem Reiche und dem Frankenlande waren zugegen. Es handelte sich um den Krieg, der gegen das Sansculottenthum schon beschlossen war, und von hier aus entsandte im Auftrage der hohen Herren der Herzog von Braunschweig das berühmte Manifest, welches die Kriegsfurie auf 24 Jahre entfesseln sollte zwischen dem Westen und dem Osten. Da loderten zur Feier der Fürstenversammlung die Raketen und Schwärmer empor in die heiße Juliluft, da erklangen freudig die Töne der kurfürstlichen Kapellen; wer ahnte, daß sie sobald enden sollte, die Herrlichkeit des ehrwürdigen Kurfürstenthums und des noch ehrwürdigeren Deutschen Reiches? Es waren die letzten Festtage des Mainzer Kurfürstenthums und des alten Reiches! Nicht ganz drei Monate später stand schon der Sansculottengeneral Custine vor der schwach besetzten Festung. Die feindlichen Kugeln scheuchten die aufgebotenen Bürger zwar nicht von den Wällen herab, aber der Kommandant Gymnich, der die Stadt nicht eher übergeben wollte, als bis sein „Schnupftuch im Sack brenne“, sah sich bei der

allgemeinen Panik, die Alles ergriffen hatte, nach drei Tagen genöthigt, mit den Neufranken zu kapituliren. Zum Gauthor rückten am 22. Oktober 5000 Franzmänner unter den Klängen der Marseillaise in die wehrlose Stadt ein. Schweigend empfing die Bürgerschaft die Erretter und Befreier, nur von einer Bande Verschworener ertönte der Ruf: „Vive la nation!“ Als der bekannte Forster, der spätere Klubbistenvorstand, einem Soldaten zurief: „Vive la république!“ antwortete der Franzose verächtlich: „Sacré . . . ., elle vivra bien sans vous!“ Custine und sein Heer traten mit großer Mäßigung in der Kurstadt auf, zwischen Bürgerschaft und Besatzung entspann sich mit der Zeit ein freundschaftliches Verhältniß, die alten Behörden fungirten fort; allein eine Gesellschaft pfälzischer Brauseköpfe hatten die Freiheitsideen zu unbedachten Thaten erhitzt. Professoren und Beamte des alten Kurfürstenthums, darunter Forster, Böhme, Metternich u. A., gründeten noch im Oktober 1792 die Gesellschaft der „Freunde der Freiheit und Gleichheit“. Ihr Leiborgan, die „Privilegirte Mainzer Zeitung“, übertraf an Frechheit des Tones und an Cynismus bald die exaltirtesten Pariser Zeitungen. Man inscenirte die feierliche Zerstörung des Gedenksteines, den Kurfürst Adolf von Nassau 1492 zur Erinnerung seines blutigen Sieges über die Mainzer hatte errichten lassen und der auf dem Markte stand. An seiner Stelle errichteten die deutschen Jakobiner, Dr. Wedekind an der Spitze, einen Freiheitsbaum, geschmückt mit der rothen Mütze, dem Symbol der Ultras. Mit Medaillen F. G. an dreifarbigen Bändern, mit Kokarden und Schärpen in den französischen Farben schmückten sich die Professoren und die Straßendirnen; mit Komödien und Hetzereien, mit Verfolgungen und Narrenspossen beschäftigten sich abwechselnd die Neufranken der alten Reichsstadt. Der Ernst der seit dem April 1793 unter Kalkreuth begonnenen Belagerung verdrängte kaum die Farce der freiheitstollen Revolutionsnachäffer. Der Einzug der deutschen Armee am 23. Juli des Jahres beendigte das Spiel der Komödie; 41 Klubbisten brachten sächsische Dragoner nach Koblenz; erst Ende Februar 1798 erlangten sie wieder die Freiheit und wanderten nach Frankreich aus. Allein durch den Frieden von Campo Formio ward die Kurfürstenstadt, der Sitz des deutschen Primas, die Stätte so vieler glänzender Reichstage, am 27. Dezember 1797 den Franzosen überliefert und blieb es bis zum 4. Mai 1814, wo der letzte Kommandant Morand die Festung dem Herzog von Koburg übergab. Hat auch die längere Okkupation manche französische Sympathie in die dazu gedrängte Bevölkerung gebracht — die letzten zwei Menschenalter bewiesen den guten deutschen Kern, der in der Sinnesart des frischen, aufgeweckten Mainzer Volkes unter des Franzmanns dünnem Firniß geschlummert hat! —

Unter solch einer Reihe von Erinnerungen an das französische Mainz lehnen wir an der Brüstung der Terrasse, auf der allmählich die Musik verstummt, die Lichter ausgelöscht, die plaudernde Menschenschar verschwunden ist. Der freundliche Pächter hier oben gönnt uns eine Lagerstätte, und in den Schlummer mischen sich die Gestalten des Barbarossa mit Krone und Scepter, und seiner Ritter, die zu Mainz an Pfingsten 1184 das glänzendste Reichsfest abgehalten haben, welches das römische Reich deutscher Nation gesehen hat; es erscheinen die reisigen Erzbischöfe, Konrad von Wittelsbach und Siegfried von Eppstein, welch Letzterer den goldenen Freiheitsbrief der Stadt ausstellen mußte, gehüllt in Panzer, mit Inful und Schwert. Und Frauenlob mit der Harfe und Gutenberg mit dem Letternbunde schließen sich dem Zuge im Traumbilde an.



Barbarossa's Reichsfest im goldenen Mainz.

Dann folgen die wackeren Meister und Gesellen, die Waffen- und Goldschmiede, die Küfer und Spengler, die Gerber und Setzer, und wie sie alle heißen die Genossen im mittelalterlichen Zunftwesen. Und weiter naht sich ein blonder Reiter mit wallender Hutfeder und im braunen Lederkoller, Milde im Gesicht, doch das Schwert an der Seite. In der Martinsburg, der Residenz des Kurfürsten, steigt er ab und hinter ihm drängen Hellebardenträger mit weiten Hosen und buntem Bandelier, hohe Kriegsgestalten mit Schmarren im Gesichte. Es ist die Heldengestalt des Schwedenkönigs Gustav Adolf, der mit Feldherrnblick Mainz, den Mittelpunkt der reichen Rheinlande, zu seiner Residenz in Deutschland erheben wollte; der hier die Gustavsburg zwischen Main und Rhein an Stelle des monumentum Trajani errichtete; der hier glänzenden Hof hielt und dessen Gemahlin Maria Eleonore in dem Herzen des bedrängten pfälzischen Volkes sich ein bleibendes Denkmal errang. Und dahinter erhebt sich das Bild eines ernsten Mannes, mit Perrücke und Puder und die gedankenvolle Stirn über dem bartlosen Antlitz; es ist Wilhelm Leibniz, der scharfsinnige Denker, der vortreffliche Patriot, der unter Kurfürst Johann Philipp von Schönborn 1672 Rath war am höchsten Gericht. Zwei Männer in Purpur und den Kurfürstenhut auf dem Haupte sehen wir zuletzt vor uns in der langen Reihe von berühmten Namen, die Mainz in seinen Mauern sah. Der eine trägt Güte im Gesichte, auf den Wangen den hellen Widerschein vom Glanze des Bacchus, Emmerich Joseph Freiherr von Bürresheim, der letzte gute Geist für Mainz, der die Kurwürde ausübte. Er war als Zeitgenosse Friedrich's des Großen und des Jesuitenfeindes Joseph II. ein Freund der Aufklärung und der Bildung; er wendete die Güter des unter Ganganelli aufgehobenen Jesuitenordens den Schulen und der Universität zu; er war der von jener dunklen Partei Bestgehaßteste und starb, wie ein Zeitgenosse schreibt, ähnlich wie sein Vorbild Ganganelli an aqua Toffana.

Sein Gegenbild ist der letzte Mainzer Kurfürst, Karl Joseph von Erthal, der ärgste Feind seines Vorgängers, unter dem Bigotterie und Ueppigkeit, Unwissenheit und Aberglaube ihre Orgien in der alten Reichsstadt feierten. Es ist, als ob hier das unselige Erbtheil der Kleinstaaterei, die Pfaffenwirthschaft und alle Folgen desselben noch einmal vor deren Zusammensturz ihren Triumphzug hätten halten wollen, und der Triumphator ist der letzte Kurfürst. Die lange Reihe der Gestalten hat ihren Zug vor unseren Augen gehalten, da taucht aus dem Nebel des Traumes noch ein Phantom empor: ein bleicher junger Mann; das schwarze Lockenhaar umrahmt ein Gesicht, dem die Mordthaten den Stempel aufgedrückt haben, und an der Stirn trägt er das Kainszeichen. Die Hände sind ihm zusammengebunden, um den Hals zieht sich ein rother, blutiger Ring. Und hinter ihm erscheint ein Dutzend und mehr wilder, bleicher Gesellen, alle mit struppigen Bärten und dem rothen Streifen am Halse. Sie schlagen den Blick nieder und langsam verschwindet im Nebel die traurige Reihe!

Wir erwachen plötzlich vom Schlummer, der erste Strahl der im rothgelben Osten auftauchenden Sonne trifft die erglühenden Bergspitzen und unsere Augen. Wir erinnern uns, daß eben auf dem mit Bäumen bepflanzten Rundkreis unter französischer Herrschaft der berüchtigte „Schinderhannes“, wie er sich selbst nannte: „Johannes durch den Wald“, im Jahre 1804 mit zwanzig seiner Spießgenossen aus dem Nahe- und Alsenzthale dem rächenden Schwerte zum gerechten Opfer fiel. Auch er und seine Gesellen sind ein Produkt jener gährenden Zeit, wo

Wucher und Noth den armen Mann drückten und Mancher guten Muthes zur Räuberfahne schwor, um sich unter dieser mit Wuth zu rächen an den ihm verhaßten Juden und Reichen. Tief bedauerte damals das Volk an der Nahe und auf dem Hundsrück seinen Helden, der die Schinder und Würger der Armuth über die Klinge springen ließ und des Armen schonte oder gar ihm beisprang; und noch meldet manche Mär und manche Sage von seinen kühnen Streichen und denen eines schwarzen Peter und eines Leyendecker's, eines Zigeunerhannes und eines Schulmeisters von Oberhausen. Vorüber sind die Bilder, welche der Traumgott auf unsere Lider gezaubert hat, der helle, freundliche Tag fordert sein Recht; hinab wieder in die menschenwimmelnde Stadt!

Wir schreiten hinab durch schattigen Wald und bunte Blumenpracht und stehen bald vor den Pfeilern der riesigen Gitterbrücke, welche Mainz mit Frankfurt durch eiserne Schienen bindet. Der ganze Hochbau hat eine Länge von 1290 m, die Strombrücke 424 m; in vier Abtheilungen wölbt sich das Gitterwerk der Fischbauchträger, gestützt von drei massigen Strompfeilern. Das Wunderwerk ging 1862 aus der Maschinenfabrik von Klett & Co. zu Nürnberg hervor und ist konstruirt nach den Plänen des Baurathes Kramer. Täglich vermitteln 22 Züge den Verkehr zwischen beiden Nachbarstädten, dem alten Mainz und der frisch aufblühenden Rivalin Frankfurt, welcher der Druck der Bischöfe den der Rheinstadt Mainz entwundenen Merkurstab in die gewandte Hand gegeben hat. Zwölf Eilzüge führen die Fremden über des Rheines blaue, stolzblickende Flut nach dem Westen, nach Metz, Trier und Paris, und nach dem Osten ins Mainland und in die Gaue an der Weser und Elbe, nach Kassel, Magdeburg und nach Berlin. Von Südosten her blickten auf die Mainmündung das hochragende Bollwerk der Weißenau und von drüben die niederen Wälle des Vorwerkes Kastel, einer eigenen Stadt mit 5000 Einwohnern, den Namen vom Römervolk tragend, das unter Drusus als Brückenkopf ins Land der Germanen dort nördlich von der Mainmündung das mauergewaltige castellum Mattiacorum anlegte. Die Züge rasseln neben uns nach Nord und Süd, einerseits Bingen, Koblenz und Köln zu, andererseits nach Ludwigshafen und Straßburg. Wir nähern uns der Schiffbrücke, die zur Zeit noch Kastel und Mainz, das rechte und linke Stromufer, verbindet. Am Rheinkai entlang gelangen wir an mehreren Thoren vorüber, welche, aus prächtigen Buckelquadern erbaut, am Portal reiche kriegerische Embleme tragen; es sind die zwei eisernen Thore und das rothe Thor. Auf 59 Pontons führt die Schiffbrücke in einer Länge von 515 m von einem Ufer zum andern. Vom frühen Morgen an wogt auf ihr der Verkehr: Spaziergänger und Arbeiter, Karossen und Lastwagen bewegen sich darauf. Da schleppen tüchtige Rosse weinbeladene Fuhren vom Rheingau hinüber, und da geht ein Transport nobler Möbel nach Wiesbaden und den Taunusbädern. Was haben die Wellen des Stromes hier zwischen Kastel und Mainz nicht Alles gesehen und erlebt! Zuerst der Vangionen kecke Schar, die, ohne den Gallier am rechten Ufer lange zu fragen, auf ihren Einbäumen mit Steinbeil und Knochenlanze vom jenseitigen Ufer herkamen und auf der Höhe ihre leichten Hütten aufschlugen, dann den Ringwall aus losen Steinen in kunstloser Weise thürmten zum Schutze gegen Menschen und wilde Thiere, und hier an günstiger Stelle der Jagd lebten und auf Beute ausgingen. Die Stämme der milderen Mediomatriker und Trevirer zogen sich vor den wilden Gesellen, den trotzigen Bärenhäutern, zurück in des

Landes waldiges Innere. Da erschienen plötzlich am Rhein von Westen her braune Gesichter, gewaffnet mit blinkendem Erz und schneidigem Eisen; nie gehörte Signale ertönten, und Kommandorufe in fremder Sprache erschollen. Erschrocken wich nach kurzem Kampfe der Vangione vor den fremden Männern zurück oder unterwarf sich ihrem Gebote. Und auf der Höhe thürmten sie bald stolze Mauern, und außerhalb der Festung hob sich Hütte an Hütte und Straße an Straße. Da boten Waarenhändler Wein und süße Früchte, blitzenden Schmuck und festgewobenes und farbenschimmerndes Zeug an; da wechselten Männer mit langer Nase und schlauen Aeuglein den Goldring um in römische Münzen, da lockten feurige Augen und schlanke Gestalten den einsamen Legionär und den gliedervollen Germanen an. Da sah der Strom das castrum Mogontiacum, die canabae, die Lagerstadt dem Rheine zu, erstehen; und vicus auf vicus, Viertel auf Viertel entstand in der Stadt, die bald steinerne Paläste und Villen, Statuen und Denkmäler, säulengetragene Tempel und weitläufige Bäder schmückten. Bald werden gewaltige Balken in das Bett des Stromes eingerammt, der noch nie solche Bürde getragen. Pfeiler an Pfeiler ragt über die schäumende Flut empor; breite Balken bilden die Decke, eine Brustwehr — plateus — schützt am Rande, und der Feldherr selbst, Drusus Germanicus, hoch zu Roß, um die Schulter den Purpurmantel, führt zwei Legionen, die 14. gemina und die 16., hinüber an das nur von Cäsar vorher betretene Ufer, um dort als Bollwerk gegen der benachbarten Chatten Gebiet ein neues Kastell am rechten Ufer zu thürmen.

Vom festen Brückenkopfe aus zog klug der Römer seine Straße den Rheingau entlang bis zum Kamme des Gebirges. Am Fuße legte er die Neustadt Novus vicus an, die Ptolomäus Artaunum nennt, so viel wie Vorberg, und oben auf der Höhe selbst schaute ins Chattenland hinüber das praesidium Taunense, die Saalburg. Das municipium Mogontiacum ward später zur civitas erhoben; hier residirte der Oberbefehlshaber der Provinz Obergermanien, hier zogen Kaiser und Kaisersöhne über den Rhein an des Reiches nahe Grenze, um mit Alemannen und Franken den Waffengang zu wagen. Es war am letzten Tage des Jahres 406 in stürmischer Nacht, da setzte der Alemannenkönig Crocus, vereint mit beutesüchtigen Sueben und Alanen, leichtfüßig über den zugefrorenen Strom; sie nahmen mit leichter Mühe die schlafende Stadt, entblößt der Vertheidiger, die Stilicho nach Italien berufen hatte, ein und mordeten die in den Kirchen zur Neujahrsmesse versammelten Einwohner. Am Altare erschlugen sie den Bischof Ruthard. Stadt und Festung, Kastell und Brücke fiel der Vernichtung anheim.

Ein volles Menschenalter lang noch rollte der trauernde Strom seine Wellen über den Schutt der zertrümmerten Römerstadt; geborsten und halbverbrannt ragte noch hier und da ein Pfeiler aus der befreiten Flut. Erst um Mitte des 6. Jahrhunderts riefen die Frankenkönige neues Leben aus den Ruinen hervor; der „gute“ König Dagobert ward im ersten Drittel des 7. Jahrhunderts der Gründer der jetzigen Stadt Mainz. Er umgab die neue Stadt, die zwischen dem rothen Thor und dem Fischthor an den Rhein grenzte, mit einem Mauerwall und erhob sie zur Hauptstadt des orientalischen Francien's. Auf dem Jakobsberge, der Stelle des römischen Castrums, stand des Merovingers Palatium, der königliche Palast. Dort unterschrieb der König mit dem langen Hauptthaar manche Urkunde, die beginnt: Dagobertus rex Francorum und die endigt: Actum Moguntiae in palatio nostro felicitaiter die etc.

Deutsches Land und Volk. VI. 2



Mainz.

Doch weder er noch die anderen Nachkommen des Merovaeus dachten daran, nach Römerart dem Rhein das Joch aufzulegen, und erst der große Karolinger nahm diesen Plan kräftig in die Hand. Auf dem Maiting zu Ingelheim ward 791 beschlossen, bei Mainz eine feste hölzerne Brücke zu bauen; 803 ward das Riesenwerk für die damalige Zeit in Angriff genommen. Der Reichschronist Einhard beschreibt die umfassenden Vorbereitungen dazu. Man benützte die stehen gebliebenen Pfeiler der alten Römerbrücke, zwischen denen man neue aufführte. Große Baukästen mit eichenen Eckpfosten wurden in den Strom versenkt und ausgemauert. 813, nach zehnjähriger, mühevoller Arbeit stand der Riesenbau vollendet. Allein schon drei Jahre später vernichtete ihn eine Feuersbrunst; ein Chronist beschuldigt Mainzer Schiffer der Brandstiftung. Unermeßlich war der Schaden, der dadurch dem vom Ostland abgeschnittenen Mainz erwuchs; der Handelsverkehr des Mainlandes zog sich nach dem nahen Frankfurt. Und heute noch ist der Verlust fühlbar. Es verbindet zwar Schiffbrücke und Dampfer die beiden Rheinufer; allein in Wintern, wie im letzten von 1879, wo der Rhein halb erstarrt und der Eisgang von statten ging, ist dem Verkehr die Ader unterbunden. Güter und Menschen mußten im Januar 1880 nach dem Abfahren der Pontonbrücke von Mainz nach Wiesbaden den Umweg über Frankfurt nehmen. Manchmal sogar baut der gewaltige Strom selbst sich die eisgefügte Brücke von Ufer zu Ufer.

So geschah es zuletzt in den Jahren 1829 und 1879. Dann entwickelt sich auf dem Strome, den meterdickes Eis deckt, ein wunderbares Leben. Mehrere Bahnen für Fußgänger und Wagen führen über das hier und da hochgethürmte Eis; bequeme Personen werden auf Handschlitten von den feiernden Schiffern gefahren. Die schwersten Lasten von Eisen, Fässern, Holz wagen den Uebergang. An der Petersaue oder drüben bei Kastel kommt die schlittschuhlaufende Jugend zu frohem Sport zusammen. Du kannst die Grazie der jeunesse dorée bewundern, die Anmuth, mit der die jugendlichen Mainzerinnen über die glänzende Fläche sich gleiten lassen. Auf langen Schleifen amüsiren sich die, deren Verhältnisse es nicht erlauben den Eisschuh anzuschnallen. Alles ist voll Leben und Lust! Und Abends schimmert die Fläche von der Lichterpracht bunter Ballons; Raketen und farbige Leuchtkugeln steigen zum sternenglänzenden Himmel empor, und die Klänge der Regimentsmusik bilden die Begleitung zur munteren Unterhaltung. Letztes Jahr ward sogar an den Weihnachtsfeiertagen ein Christbaum mitten auf dem Eise geputzt, und seine Lichter flammten hell durch die Nacht; ein Eishaus ward gebaut, ein Küfer verfertigte ein Stückfaß; ein Schmied beschlug Pferde; ambulante Buden boten Bier, Wein, Cigarren feil; Dutzende von Mainzer Gamins boten den Fremdlingen das landläufige Gebäck der „Bubenschenkel“ an; ganz Mainz und die Umgebung wallfahrtete auf das Eis, und der Strom schien monatelang unter fester Decke grollen zu müssen. Allein die Jahreswende brachte plötzlich mildes Thauwetter; einige Tage widerstand die gewaltige Decke mainauf und rheinab bis zur Lurley den Lockungen des Zephyrs. Allein allgemach drängte das Maineis herauf, von Oppenheim kamen die Schollen herab. Oberhalb Mainz, zwischen dem Hochufer von Höchst und der Niederung von Bischofsheim und Rüsselheim, ward das Wasser zurückgestaut. Eines Januarmorgens brach die anschwellende Flut das krachende Eis; der Main stieg plötzlich um mehr als 6 m, und die Schollen trieben berstend

einher auf den empörten Wogen, weithin das Land und die Ortschaften zur Linken verwüstend. Bei St. Goar suchte man unterdessen die emporgerichteten Eismassen mit Dynamit zu sprengen; vergebens, die Eisberge rührten sich nicht. Bei Bingen stieg das Wasser so hoch, daß die Eisenbahnzüge durch den Rheinstrom dampfen mußten. Endlich gab dem Drängen von oben die feststehende Masse nach, die Fläche löste sich auf in Schollen, und majestätisch schwamm die lange Reihe Tag und Nacht den freigewordenen Strom hinab zum Niederrhein. Und jetzt blinken die blauen Wellen wieder so fröhlich empor zum lachenden Himmel, und eben landet von Kastel kommend die Dampffähre der Taunusbahn, welche zahlreiche Gäste bringt vom Rheingau, die heute in der fidelen Stadt sich das Karnevalstreiben in den närrischen Straßen ansehen wollen: die drolligen Kapuziner und die buntgekleideten, oder auch sehr einfach kostümirten Harlekins, die zarten Dominos und die phantastischen Ritter oder Sarazenen, die Wallensteiner und die Türkenkrieger. Wir winden uns durch das bunte Gedränge am Rheinkai und flüchten — man wird auch durstig — in den nahen „Heilig-Geist". Es empfängt uns ein Kirchenschiff mit hübsch verzierten Säulen, ein romanischer Kirchenbau aus dem 13. Jahrhundert (genau erbaut 1236), in dessen heiligen Hallen aber nicht fromme Beter knieen und zum Höchsten flehen, sondern — o tempora, o mores! fidele Zecher und auch manch' Angehörige des andern Geschlechtes dem Heidengotte Gambrinus opfern in Gestalt eines Pokales, gefüllt mit schäumendem Stoffe. Auch wir verschmähen den frischen Trunk aus dem Keller der bekannten Mainzer Aktienbrauerei durchaus nicht. Man kann sich dabei auch ein Stück geräucherten Rheinlachs oder eine vortreffliche Salami Mainzer Fabrikates munden lassen. Ambulante Verkäufer bieten uns Mainzer Manufakturen, als Knöpfe, Portemonnaies, Pfeifen, Cigarrentaschen &c. an, die natürlich alle aus Paris sein müssen — car tel est notre plaisir! — Wir verlassen die raucherfüllte Atmosphäre, worin Civil und Militär, Handwerker und Beamte, Arbeiter und Professoren dem gleichen Biergenuß hingegeben sitzen, und treten wieder hinaus, athmend die reine Frühlingsluft. Am Karmeliterkloster vorüber, einem Gebäude im Rococostile aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts, das jetzt für städtische Zwecke und Vereine bestimmt ist, gelangen wir auf den nördlichen Theil der großen Rheinstraße, der uns zu dem stattlichen Bau des Zeughauses und des Deutschen Hauses führt. Ersteres macht mit seinem rothen Material, seinen Pilastern und Voluten, der ganzen Ornamentik der Spätrenaissance einen imposanten Eindruck. 1735—1740 von einem Mainzer Baumeister Welsch errichtet, enthält es in seinem Innern wenig ältere Waffenstücke, dagegen ein stattliches Arsenal von solchen aus der Neuzeit. Dicht daneben, durch eine Galerie in Verbindung gesetzt, sieht gleichfalls mit der Front nach Osten zum Rhein das früher dem Deutschen Orden gehörende Komthurgebäude, jetzt die Residenz des Landesfürsten, des Großherzogs. Der Palast, aus derselben Zeit stammend wie das Zeughaus, enthält in dem Hauptsaale vortreffliche Freskogemälde von der Hand des Mainzer Malers Thomas Schäfler. Sie stellen den Deutschen Orden unter dem Schutze der Himmelskönigin dar. Die Zimmer bergen manche Erinnerung an die Vergangenheit von Mainz; Möbel, die Napoleon I. und seine Gemahlinnen benutzten, stehen hier zur Betrachtung.

In diesem Schlosse wohnte bis 1792 der Koadjutor Dalberg, der spätere letzte Erzkanzler des Deutschen Reiches, Großherzog von Frankfurt, Fürst Primas des

Rheinbundes. Er gehörte dem Mainz-Wormser Ritteradel an; seines Geschlechtes Burgen und Schlösser standen in Oppenheim und Monsheim, in Wachenheim und Alzey. Bei jeder Kaiserkrönung mußte der Reichsherold rufen: „Ist kein Dalberg da?“ Und dann trat der anwesende Dalberg hervor und empfing von dem neugekrönten Kaiser den Ritterschlag. Von 1792 an hielt hier der meuterische rheinische Nationalkonvent seine Sitzungen ab; dann wohnten die französischen Kommandanten hier, mitunter auch hohe Herren, wie Napoleon I., Erzherzog Karl u. s. w. Dicht neben dem Deutschen Hause und dem ausgedehnten Paradeplatze liegt ein großer Häuserkomplex, das ehemals kurfürstliche Schloß.

Die ehemalige Residenz der Kurfürsten bildete die östliche Ecke der Stadt; der Theil auf den Rhein zu ist im Renaissancepalaststil in der bekannten ornamentreichen Art des 17. Jahrhunderts erbaut; der Flügel nach dem Schloßplatz zu, in nüchterner Architektonik gehalten, entstand 1752—1754. In diesen Räumen befinden sich jetzt die reichen Sammlungen der Stadt an Gemälden und Statuen, an Antiken und Büchern. Wenige Städte in Deutschland haben einen solchen „embarras de richesse“ an gesammeltem Material und noch wenigere einen solch würdigen Aufbewahrungsort für dasselbe. In der Vorhalle stehen die Gipsmodelle zu den beiden Statuen, welche die Stadt schmücken, zum Gutenberg- und zum Schillerdenkmal. In den oberen Sälen schmücken die Wände gute Originalgemälde aus der italienischen, niederländischen und neueren Schule. Man findet hier Werke von Guido Reni und Salvator Rosa, von Barbieri und Caracci, ferner vom Thiermaler Snyders und dem Landschaftsmaler Ruisdael, von dem Mainzer Künstler W. Lindenschmit, jetzt Akademieprofessor zu München, und dem Rheinländer von Heuß. Die Mitte nimmt eine kunstreiche astronomische Uhr ein, die gleich der im Straßburger Münster Stunden und Tage, Monate und Jahre anzeigt. Außerdem aber giebt dies einzige Kunstwerk von der Hand des Augustinermönches Alexius Johann aus Steinbach († 1526) noch an: den Lauf der Sonne und des Mondes, den Stand der Planeten und des Thierkreises, die Verfinsterungen und manches Andere. Die Mainzer können nur noch die Angabe der guten Weinjahre und der schlechten Geschäftsjahre vermissen. Sonst ein veritabler Zeitmesser! An ihn reihen sich die Vertreter der französischen und altdeutschen Schulen; man bewundert eine Landschaft von Claude Lorrain, einen Christus von Albrecht Dürer, einen heiligen Hieronymus von Lucas Cranach, ein Porträt von Hans Holbein. In demselben Stockwerke befinden sich Gipsabgüsse von klassischen Bildwerken, der Akademiesaal mit mythologischem Deckengemälde und 32 die Galerie tragenden Säulen aus Gipsmarmor. Hier tagten seiner Zeit die Mainzer Klubbisten, hier seit 1797 die peinliche Justiz; hier verurtheilten die letzten Assisen den Räuberhauptmann Schinderhannes. Das Gemälde des Landesherrn vom Maler von Heuß schmückt jetzt den stattlichen Saal. Gegenüber sind die 120,000 Bände der Stadtbibliothek aufgestapelt. Alle aufgehobenen Mainzer Klöster lieferten hierher ihre Handschriften und Inkunabeln. Von letzteren befinden sich hier nicht weniger als 4300 Bände, als Zeugen der Entstehung der „schwarzen Kunst“, darunter die zweite Ausgabe des Psalteriums von Fust und Schöffer aus dem Jahre 1459, des Katholikon von Gutenberg 1460, die Bibel von Fust und Schöffer 1462. Die Handschriftensammlung zählt ca. 2400 alte Urkunden, die sich meist auf die Geschichte des Kurfürstenthums Mainz beziehen.

Die sich anschließende Münzsammlung enthält ca. 5000 Stück in allen Metallen, darunter fast 3000 römische Münzen und nahe an 1000 Mainzer. Die Hauptsammlung jedoch befindet sich in den Räumen zur ebenen Erde. Hier hat das Museum zur Erforschung rheinischer Geschichte und Alterthümer deren kostbaren Schätze aufgespeichert, hier das römisch-germanische Centralmuseum ihre Originale und Abgüsse zur Schau und zum Studium für die Archäologen des In- und Auslandes aufgestellt. Wenn der Straßburger Kosmograph in seiner Real-Encyklopädie des 15. Jahrhunderts von Mainz sagt: „Es ist keine Stadt an dem Rheinstrome, darin mehr alter Dinge gefunden werden, denn zu Mainz", so finden wir in diesen den Todten geweihten Räumen das Wort des alten Rheinländers bestätigt. Es ist in seiner Art das großartigste und bestgeordnete Museum des ganzen deutschen Landes. Keine Sammlung diesseit der Alpen besitzt solchen Reichthum an römischen Denkmälern wie die vor uns aufgethane. An 300 Inschriftensteine vereinigen die nächsten Säle; Legionssoldaten und Centurionen, Kaiser und Feldherren, Decurionen und einfache Bürger, Freie und Sklaven haben hier ihre Titel und ihre Widmung erhalten. Da stehen ganze Krieger mit Schwert und Schild, mit den Ordensdekorationen und dem Halscollier; da sehen wir allegorische Darstellungen der Lebensmomente der vor Jahrhunderten Verblichenen, und Bänder und Guirlanden, Säulen und steinernes Schmuckwerk. Besonders ein Denkmal darunter fällt in die Augen: in der Oberhälfte ein römischer Reiter mit dem kleinen, runden Schild und dem langen Reiterschwerte; zu seines handfesten Pferdes Füßen ein besiegter Barbar. Der schön gearbeitete Stein trägt die Inschrift:

C. ROMANIVS
EQ. ALAE · NORIC
CLAVD · CAPITO
CELEIA · AN · XL · STIP XX
H · S · E · H · EX · T · FC.

Der Reitersmann gehörte demnach zur Reiterabtheilung der Noriker, diente 20 Jahre und erreichte ein Alter von 40 Jahren. Die nächsten Räume bringen Pfähle von der ehemaligen römischen Rheinbrücke mit Eisenschuhen, Reste von Säulen, Wasserleitungsröhren, steinerne Wurfgeschosse. Von den germanischen Alterthümern bewundern wir im Vorübergehen die primitiven Funde von Monsheim mit ihren roh ornamentirten Gefäßen, ferner vollständig rekonstruirte Gräber aus der früheren Frankenperiode, sogenannte Reihengräber, daneben etrurische Prunkkannen, welche der Süden einst nach dem metall- und kunstarmen Norden gesandt hat, Pfahlbautenfunde aus der Schweiz und von der Römerstadt Moguntiacum selbst. Die letzten Säle enthalten Musterabgüsse von römischen und germanischen, etrurischen und ägyptischen Waffen und Zierstücken, eine lange Folge, darunter das vergoldete Schwert des Tiberius und eine nach Originalen gebildete vollständige Armatur eines römischen Soldaten. Kolossalköpfe und Steinsärge, riesige Amphoren und rothes Geschirr aus terra sigillata, römische Bronzen und römisches Schuhwerk, Alles in geschmackvoller Anordnung, füllt die übrigen Räume. In Nebensälen sehen wir in Gips und Thon mehrere Künstler arbeiten; sie bilden die vielen Originale kunstgerecht nach, welche die deutschen Museen einsenden. Im nächsten Zimmer

aber zeichnet und schreibt, lacht und kommandirt die Seele dieses Musterinstitutes, ein kleiner freundlicher Mann mit weißem Vollbart und blitzenden Augen, es ist Ludwig Lindenschmit, ein Mainzer Kind von altangesessener Familie. In seinem archäologischen Laboratorium schafft er und sinnt er, er, der durch Forschen und Graben, durch Messen und Zeichnen dem deutschen Vaterlande geschenkt hat — eine deutsche Alterthumskunde. Möge ihm noch lange beschieden sein, als Wächter an der Pforte deutscher Wissenschaft den Donnerkeil des Wortes zu schwingen und mit ehernem Fleiße goldene Werke zu ersinnen! — —

Wir nehmen trauernd Abschied von den Schönheiten der Stadt; das Raimundithor öffnet uns den Pfad nach Norden, wo der neue Stadttheil liegt. Abschiedsworte rufen wir dem Boden, reich an Erinnerungen, reich an Hoffnungen zu.

Im „goldenen“ Mainz.

Des Reiches Mark, sie sendet von Osten
Tiefströmend des Maines gelbliche Flut,
Und fest im Arme dem nervigen Vater,
Dem Schweizersohn, das Frankenkind ruht.

Vom Taunuswald am Strome beschaue
Ein rebenbeschattetes Landschaftsbild!
Es birgt die Traube köstliche Lethe,
Die Labe reifet der Himmel mild.

Hoch flutet der Rhein und rüttelt am Bette,
Und leichthin trägt er der Schiffe Last;
Und seine reichen Ufer umschlinget
Der Eisenschienen dampfende Hast.

Und also dort am prangenden Platze
Gelagert siehst du gethürmt die Stadt,
Die Häuser drängen sich zwischen den Straßen,
Wie zwischen den Aesten Blatt an Blatt.

Und hoch das Meer der Häuser beherrschet
Mit starken Zinnen der würdige Dom.
Die Gründung einst des christlichen Stolzes,
Das Mene Tekel im rheinischen Rom.

Als einst vor Zeiten herrschte der Priester,
Dem Gotte gleich, am herrlichen Rhein,
Da zog die Menge frommer Gedanken
Alltäglich hin zum Gotteshaus ein.

Doch anders sind die Zeiten geworden,
Und spärlich gefüllt der heilige Raum;
Und grämlich blicken die Bilder hernieder,
Die Madonna dort versunken im Traum.

Da draußen geputzt bewegt sich die Menge;
Die Robe scheuert das Pflaster blank;
Das rosige Kind mit römischem Schnitte —
Es grüßt den Krieger des Nordens frank.

Und Bacchus jubelt in jeglicher Schenke,
Gambrinus füllet die Becher voll,
Terpsichore führt die tanzenden Reihen,
Amor und Venus, Alles wie toll!

Fideler selbst die Sonne hier blinket,
Natur und Mensch geworden hier eins;
Gegrüßt sei'st du, o köstlicher Boden,
Und blühe fort, du „goldenes“ Mainz!



Kreuznach.

Der Hunsrück und das Nahethal.

Charakter des Nahethals. — Kreuznach und seine Umgebungen. — Michel Mort und die Sponheimer. — Die Ebernburg, die Herberge der Gerechtigkeit. — Franz v. Sickingen und Ulrich von Hutten. — Die Wild- und Rheingrafen. — Der Hunsrück. — Seine Bewohner. — Mundartliches. — Alterthümer. — Simmern und Sponheim. — Johannes Trithemius. — Ravengiersburg. — Stromberg. — Oberstein und die Achatschleifereien. — Industrie im Nahethale.

Wo die Nahe zwischen der Stadt Bingen und der Eisenbahnstation Bingerbrück dem Rheine zueilt, da öffnet sich ein mannichfach gewundenes, romantisches Thal, das **Nahethal**, das von einer viel befahrenen Eisenbahn durchzogen wird. Die Nahe entspringt in der Gegend von Birkenfeld beim Dorfe Selbach und fließt bei Oberstein, Kirn und Kreuznach vorbei. Viele in ihrem Thale gefundene römische Alterthümer liefern den Beweis, daß die weltbeherrschende Roma auch hier Zeugen ihrer Kultur hinterlassen hat. Ohne Zweifel führte eine Straße durch das Nahethal zur Saar und Mosel. Aber die Sagen des Volkes, die **Gustav Pfarrius** poetisch behandelt hat, liefern den Beweis, daß die Bewohner des Thales, die zum alemannischen Sprachstamme gehören, trotz mehrhundertjähriger Römerherrschaft ihre germanischen Ueberlieferungen nicht vergessen haben; denn mehrere derselben enthalten verschiedene mythische Bestandtheile, wenn auch die meisten in der Landesgeschichte wurzeln.

Der Hauptort des Nahethals ist Kreuznach, ein vielbesuchter Badeort, dessen Salzwasser schon Tausenden und abermals Tausenden Heilung gebracht hat. Die Nahe theilt die alte Stadt in zwei Theile, zu der sich die auf der sogenannten Badeinsel angelegte Stadt als dritte gesellt. Um die dort gelegene Elisabethquelle, die von einer Aktiengesellschaft verwaltet wird, gruppiren sich zahlreiche Gasthöfe, Privatlogis, Kaufläden, das Kurhaus mit seinen schönen und anmuthigen Parkanlagen, die während der Kurzeit ungemein belebt sind. Dann läßt auch das Orchester seine heiteren Klänge erschallen, und die Kranken vergessen auf kurze Zeit ihre Gebrechen. Kreuznach ist kein Luxusbad; es wird vorzugsweise von Leidenden besucht und dürfen diese in vielen Fällen auf Heilung rechnen. Besonders wirksam erweist sich das Kreuznacher Wasser gegen Skrofelkrankheit, ebenso wie die Dürkheimer Soole.

Der älteste Stadttheil, mit der Badeinsel durch eine Steinbrücke verbunden, hat enge Straßen und alterthümliche Häuser. In vielfachen Belagerungen, besonders im dreißigjährigen Kriege, wurden ganze Straßen eingeäschert und nach der an der Nahe üblichen Bauweise in Fachwänden mit zierlichen Giebeln wieder aufgebaut. Den Mittelpunkt der einstigen Befestigung bildete das Schloß auf dem sogenannten Kauzenberge, ein an der Nahe aufsteigender Porphyrfels, auf dessen Gipfel sich die Herren von Kreuznach, die Grafen von Sponheim, eine feste Burg bauten.

Diese Dynasten spielen eine wichtige Rolle in der Geschichte des Landes. Margarethe, des Grafen Walram von Sponheim Tochter, erscheint schon um 972 als Gemahlin Otto's I., des Stammvaters des nassauischen Grafenhauses. Im Jahre 996 war Graf Hartwig von Sponheim Bischof von Salzburg. Im Jahre 1215 tritt Johann I. als regierender Graf zu Sponheim und Herr zu Kreuznach bei der Krönung des Kaisers Friedrich II. zu Aachen auf. Er war der Stifter der Starkenburger und sein Bruder Simon II. der Gründer der Kreuznacher Linie.

Simon's Sohn Johann I., der, weil er hinkte, der Lahme genannt wurde, gerieth mit seinem Bruder Heinrich in Fehde wegen der väterlichen Erbschaft. Dieser suchte deshalb Hülfe beim Kurfürsten Werner von Mainz und verkaufte ihm das Schloß Böckelheim. Nun fiel Johann mit einem starken Heere, dem seine Vettern Sukkurs zugeführt hatten, plündernd in das Erzstift ein. Zwischen Gensingen und Sprendlingen, eine Meile von Kreuznach, kam es 1279 zur Schlacht. Lange tobte diese unentschieden hin und her, bis sie sich zu Ungunsten des Grafen Johann neigte. Schon glaubte der Erzbischof, daß er Sieger sei, schon waren mehrere Grafen und viele Ritter gefallen, als auch Graf Johann, dessen Pferd gestürzt war, und der sich seines lahmen Fußes halber nicht retten konnte, nahe daran war, gefangen zu werden. Das gewahrte Michel Mort, ein tapferer Metzgermeister aus Kreuznach, der wacker Theil genommen hatte an der blutigen Arbeit des Tages. Er eilte mit seinen Zunftgenossen herbei und hob den Grafen auf ein anderes Pferd, so daß er davonsprengen konnte. Dann schwang er sein Schwert so gewaltig um sich, daß eine große Zahl der Feinde fielen. Er sank endlich verwundet in die Kniee zusammen, tödtete aber doch noch mehrere Gegner. Endlich mußte er der Ueberzahl erliegen.

Ein Denkstein auf dem Schlachtfelde verherrlichte diesen Heldenmuth des braven Kreuznacher Metzgermeisters, dessen Name heute noch jeder Bewohner

der Stadt mit Stolz und Freude nennt. Gustav Pfarrius hat seine Heldenthat im Liede verherrlicht. Wenn er zum Schlusse singt:

> Wird durch Sprendlingens Gefilde, Wanderer, dein Fuß einst wallen,
> Weil' an einem grauen Steine —: Michel Mort ist hier gefallen,

so ist das heute nicht mehr richtig, da das Denkmal beseitigt wurde. Es befindet sich jetzt im Garten des Herrn von Recum in Kreuznach. Deshalb ist jedoch die Erinnerung an den braven Metzger in der Gegend nicht erloschen. Mehrfache Privilegien des Grafen Johann lohnten seinen Zunftgenossen die ihm im kritischen Momente gewährte Hülfe.

Mit Johann V. erloschen die beiden Sponheim'schen Linien. Die Pfalz, Baden und Simmern theilten sich in ihre Besitzungen. Es ist das die sogenannte Dreiherrschaft, die zuletzt in die Alleinherrschaft der Pfalz überging. Von 1796—1813 war Kreuznach französisch und kam dann an Preußen. Das Schloß, von dem noch einige Trümmer auf dem mit Reben bedeckten Felsen übrig sind, war ein thürmereicher, fester Bau, der wiederholt Gelegenheit hatte, in Belagerungen seine Stärke zu erproben. Im Jahre 1620 belagerten die Spanier Stadt und Burg. Im Jahre 1632 zog Gustav Adolf selbst vor Kreuznach und nahm die Stadt im ersten Anlauf mit Sturm. Dann besah er sich das Schloß und erstaunte gar sehr, wie ein Chronist berichtet, über die „Teufelswerke". Trotz Alledem gelang es ihm, das Schloß einzunehmen. Am 17. Dezember 1644 erstürmten die Franzosen das Schloß, ließen es aber unversehrt, bis 1689 die Pfalzverwüster kamen und den starken Bau in einen Trümmerhaufen verwandelten. Die schöne, von Johann II. und Simon III. von Sponheim erbaute Kirche wurde ebenfalls zerstört.

Mit Ausnahme der auf der Badeinsel gelegenen gothischen Kirche mit Grabmälern der Sponheimer hat Kreuznach kein altes Gebäude von architektonischer Wichtigkeit aufzuweisen. Mancher Privatbau, der sich der Besichtigung gelohnt hätte, ist im Sturm der Zeiten untergegangen. Auch die Stadtmauern sind längst verschwunden. Seit die Eisenbahn befahren wird, ist in der Richtung nach dem Bahnhofe ein neuer Stadttheil entstanden, der manche hübsche Häuser mit Gärten enthält. Am anmuthigsten präsentirt sich aber die Badeinsel mit ihren stattlichen Häusern, Alleen, Gärten und Parkanlagen, besonders im Wonnemonat, wenn das frische, saftige Grün die Bäume deckt und die Blüten an Hecken und in Gärten duften. Freilich mag den Kranken, die dort Genesung suchen, die Natur in ihrem schönsten Feierkleide ganz anders erscheinen, als dem Gesunden, der zu seinem Vergnügen in Kreuznach weilt.

Die Umgegend ist reich an lohnenden Punkten, auf denen sich landschaftliche Schönheiten mit dem Behagen zweckmäßiger Wirthshäuser einigen. Bei einem Badeorte ergeben sich letztere von selbst, da Ausflüge das Einerlei des Daseins verkürzen. Die Eisenbahn bringt die Kurgäste in kurzer Zeit nach der Station Münster am Stein, mit drei Salinen, der Karlshalle, Münsterhalle und Theodorshalle. Ein Nachen trägt uns ans jenseitige Ufer der Nahe, wo unter schattigen Bäumen Tische und Bänke die Besucher zum Rasten auffordern. Gern versenkt man sich auch in die Laubgänge des Waldes, in dem muntere Vögel jubiliren und die Eichhörnchen von Ast zu Ast springen. Aeußerst interessant ist der Rothenfels, der 281 m hoch senkrecht vom Flusse aufsteigt, vielfach

zerklüftet und zerrissen, wie solches bei Porphyrfelsen gewöhnlich der Fall ist. Von seinem Gipfel aus bietet sich eine herrliche Aussicht auf die Landschaft zu den Füßen des Beschauers, besonders auf die Gans, den Rheingrafenstein und die auf einer Kuppe sich erhebende Ebernburg, einst Eigenthum Franz von Sickingen's, der in dieser „Herberge der Gerechtigkeit" seine Geistesverwandten, besonders Ulrich von Hutten, um sich sammelte. Sie ist deshalb für jeden mit deutscher Kulturgeschichte Vertrauten besonders interessant.

Franz von Sickingen war ein deutscher Edelmann in des Wortes vollster Bedeutung. Geboren 1481 auf dem Stammschlosse seiner Familie im Badischen, hatte er sein Schwert in manchen Schlachten versucht und mannichfache Ehren und Anerkennungen davongetragen. Saß er auf seiner Burg, so machte er den Schutz des Schwachen und Bedrückten zu seiner Lebensaufgabe. Das verwickelte ihn in verschiedene Fehden mit deutschen Fürsten und Städten, so daß er sogar der Reichsacht verfiel. Der Uebermuth der Geistlichkeit, besonders der geistlichen Kurfürsten, war ihm ein Dorn im Auge. Deshalb schloß er sich auch jenen Männern an, die durch Wort und Schrift gegen die Dunkelmänner seiner Zeit eiferten und öffnete den Verfolgten gastlich seine Burgen. Er nahm sich Reuchlin's gegen die Mönche von Köln an; er beherbergte Kaspar Aquila, Martin Bucer, Johann Schwebel und Oecolampadius; er gestattete seinem Freunde Ulrich von Hutten, in der Ebernburg eine Buchdruckerpresse aufzustellen und dort die Schriften zu drucken, die er, mit scharfen Pfeilen des Hohnes ausgestattet, gegen Fürsten und Geistliche schleuderte.

Am meisten haßte Sickingen den Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau. Dieser stolze und mächtige Prälat war ein Gegner des Kaisers und ein offener Freund Frankreichs. „Gelang es, diesen Fürsten zu demüthigen", schreibt ein Historiker, dessen Geist und Energie der Kaiser am meisten fürchtete, „so war dem Fürstenthume der tödlichste Schlag versetzt, die antikaiserliche Partei war durch den Sturz ihres Hauptes zersprengt." Und Sickingen's Bemühungen gelang es, einen Bund deutscher Dynasten und Ritter gegen ihn aufzurichten. Er zog mit einem starken Heere vor Trier, das er belagerte. Allein er mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Auf seiner Burg Landstuhl trotzte er den ihn belagernden Gegnern, bis der Splitter eines zerschossenen Balkens ihn tödlich verwundete. Jetzt wurde die Burg übergeben, und der Kurfürst mit seinem Gefolge hatte die Genugthuung, den sterbenden Sickingen besiegt vor sich zu sehen. Er weigerte sich, vor diesem das Barett abzunehmen, mit den Worten: „ich könnte werden, was er, der ich ebenso adelig geboren bin." Auf das Vorhalten des Erzbischofs, welchen Schaden er dem Erzstifte und der Stadt Trier angethan habe, und aus welchem Grunde dieses geschehen sei, versetzte Sickingen heftig: „Davon wäre viel zu reden." Franz starb kurze Zeit nachher und wurde in der Kirche zu Landstuhl begraben.

Auch die Ebernburg wurde belagert, ergab sich aber nach fünftägiger tapferer Vertheidigung. Dabei spielten die Geschütze Richard von Greiffenklau's eine wichtige Rolle. Die Sieger räumten die Burg aus und steckten sie in Brand. Mit Recht erinnert Dr. Ladner an den Ausspruch des Pfalzgrafen Ludwig, der im Zorn von Sickingen äußerte: „Ich habe ihn zum Franz gemacht, ich werde ihn jetzt wieder zum Fränzchen machen." Im Jahre 1542 kam die Burg wieder in den Besitz der Familie von Sickingen. Sie wurde aber

1697 von den Franzosen zerstört. Einzelne Reste der alten Gebäude sind noch vorhanden. In einer Nische des Burghofes sind allerlei Alterthümer verwahrt, die beim Aufgraben der Ruinen gefunden wurden. Ein besonders tiefer Ziehbrunnen, der noch zum alten Schlosse gehört hat, erregt die Aufmerksamkeit der Besucher. In einem Saale des Neubaues befinden sich die Porträts Sickingen's und seiner Freunde, so daß man sich leicht in die Zeit zurückversetzt, als ein muthiger deutscher Ritter es wagte, mit ganzer Kraft einem „Reichsfeinde" entgegen zu treten.

Der Rheingrafenstein war eine Burg des edlen Geschlechtes der „vom Stein", als dessen Urheber Graf Cancer gilt, der im 8. Jahrhundert gelebt haben soll. Im Jahre 1347 nannte sich Johann II., der mit dem Wildgrafen von Dhaun verwandt war, Rheingraf vom Rheingrafenstein, womit der Ursprung der Benennung erklärt ist. Nach vielfachen Schicksalen, deren nähere Auseinandersetzung uns zu weit führen würde, kamen 1791 die Besitzungen vom Rheingrafenstein an die Grumbach'sche Linie, die heute noch in den Fürsten von Salm-Horstmar fortlebt. Sie sind auch Eigenthümer der malerischen Ruine, von der man rundum eine prachtvolle Aussicht auf das Thal der Nahe und die sie umgebenden Berge, auf die Rebenhügel, lachenden Wiesen, Felder und Wälder hat. Wer Simrock's „Rheinsagen" zur Hand hat, möge die Sage vom wilden Jäger nachlesen, die mit den Worten beginnt:

Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:
„Hallo, hallo zu Fuß und Roß!"
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Laut rasselnd stürzt ihm nach der Troß.
Laut klifft und klafft es, frei von Koppel,
Durch Korn und Klee, durch Heid' und Stoppel.

Führt uns diese Sage eine bedeutsame Sagengestalt des deutschen Volksglaubens vor Augen, so erinnert eine andere, die Gustav Pfarrius poetisch bearbeitet hat, an den Bau des Schlosses mit Hülfe des Teufels. Der Fürst der Hölle, der sich für diese seine Dienstleistungen gewöhnlich eine Seele ausbat, erhielt aber statt dessen einen Esel, dasjenige Thier, das ihm im deutschen Heidenthum, als Herr Urian noch der germanische Gott Wodan war, geweiht sein mochte. In der wilden Jagd erscheint auch mitunter ein Esel. Aehnliche Sagen knüpfen sich an den Bau des Münsters zu Aachen sowie der Dome zu Mainz, Trier und Köln und führen uns den alten Heidengott als Weltbaumeister vor, denn bauen steht symbolisch für schaffen.

Zwischen Nahe, Rhein und Mosel liegt der Hunsrück im Norden der Vogesen. Er gehört der Uebergangs- und Flötzformation an, in der versteinerungsleerer Thonschiefer und Quarzite vorherrschen. Eingelagert sind Uebergangskalk mit Kohlensandstein, bunter Sandstein, Quadersandstein und Trappthon. Einzelne Abtheilungen des Hunsrücks führen besondere Namen, so der Hochwald, der Idar- und der Soonwald. Der eigentliche Hunsrück reicht von Rheinböllen bis Koblenz und von den Höhen bei Bernkastel bis ebendahin. Er bildet ein wellenförmiges Plateau, aus dem sich einzelne stark bewaldete Kuppen und Höhenzüge emporheben, durchschnitten von Thälern, welche Bäche zur Mosel, Nahe und zum Rhein senden. Der große Soonwald ist ein dunkler Gebirgsforst, in dem zu Anfang dieses Jahrhunderts die Räuberbanden des

Schinderhannes hausten, die in den dichten Forsten sicher vor den französischen Gensdarmen waren. Der Idar ist 707 m hoch und erstreckt sich aus der Gegend von Kirchberg bis zum Quellengebiete der Ocker, wo sich der Hochwald anschließt. Dieser liegt zwischen Mosel, Nahe und Simmer und ist in südöstlicher Richtung 3 Meilen lang und 1 Meile breit. Der ganze Hunsrück ist stark bebaut und gewährt das rauhe Klima der Landwirthschaft und der Obstzucht nur sehr bescheidene Erträge. Es werden vorzugsweise Roggen, Hafer, Kartoffeln und Hülsenfrüchte gebaut, Flachs nur für den eigenen Bedarf. Das Obst ist schlecht, dagegen gedeiht in den Thälern der Nahe und der Mosel die Rebe vortrefflich; Norheimer, Monzinger und Kauzenberger sind beliebte Naheweine. Die Moselweine sind so berühmt, daß sie hier nicht im Besondern aufgeführt zu werden brauchen. Gerade bei Bernkastel, das zum Gebiete des Hunsrücks gehört, werden auch in den Seitenthälern der Mosel noch gute Weine gewonnen.

Die Bewohner des Hunsrücks sind ein arbeitsames, fleißiges und genügsames Völkchen. Ihre mitunter recht armseligen Dörfer lehnen sich erkennbar an die Höhen an oder sind auf diesen erbaut. Sie sind von Obstgärten und Feldern umgeben, an die sich der Wald schließt. Ihrer Abstammung nach gehören die Hunsrücker zu den Alemannen, wie das ihre Mundart beweist, die Rottmann trefflich behandelt hat. Es ist derselbe Dialekt, der im Rheinthal von Koblenz bis Bingen, im Nahethal und im Moselthal gesprochen wird, freilich mit mannichfachen Nuancirungen, je nachdem die Mischungsverhältnisse sich vollzogen haben. Die Fabel von einer hunnischen Abstammung, die Storck noch vorbringt, ist zurückzuweisen. Als Attila auf den catalaunischen Feldern geschlagen wurde, zog er mit dem Reste seiner Scharen aus Gallien nach Italien. Bei seinem Zuge nach Chalons war er höchstens bis in die Gegend von Metz gekommen; die Sage, er habe in Köln die heil. Ursula mit ihren 11,000 Jungfrauen hinrichten lassen, ist durch nichts erwiesen und wahrscheinlich ein Rest der deutschen Heldensage, der sich ja auch der Hunnenkönig Attila rein zufällig eingemischt hat; das Hunaland der Siegfriedsage hat mit ihm gar nichts zu schaffen. Die Benennung Hunsrück, oder Hundsrück, dürfte von einem einzelnen Berge auf das ganze Gebirgsland übertragen worden sein, da Rücken Buckel und dieser Bühel, kölnisch Büchel ist, also ein kleiner Berg. Hunsrück ist so viel wie Heunen- oder Riesenberg. Der Erbeskopf, richtiger Erbsenkropf, der höchste Punkt des Hochwaldes, trägt ebenfalls eine Benennung, die ihren Ursprung im Volksglauben finden muß. In vielen Gegenden Deutschlands wurde im Frühjahr ein Erbesbär oder ein Erbesmann verbrannt. Man erklärte sich diesen aus dem Erbsenstroh, in das er gewickelt wurde. Allein im Alterthum verbrannte man wirklich einen Menschen und hatte also nicht nöthig, eine Puppe in Stroh zu hüllen. Das Erbsenstroh ist überhaupt erst in Aufnahme gekommen, als der wahre Sinn des Erbesmannes, den häufig ein Schmied begleitete, verloren gegangen war.

Lassen wir also Hunnen und Sarmaten auf sich beruhen. Thatsache ist allerdings, daß die Bewohner des Hunsrücks mannichfache körperliche Verschiedenheiten zeigen; das erklärt sich aber aus der Geschichte des Landes sehr leicht. Zu den Urbewohnern kamen Römer, dann Alemannen und Franken. Die Dynasten des Hunsrücks, die vielfach auf Kreuzzügen oder auf anderen Fehden abwesend waren, mochten „allerlei Volk“ in die Heimat mitgebracht

haben, das sich dort ansiedelte und heute noch zu erkennen ist. E. M. Arndt fragt mit Recht: „Wer hat bei allen Völkerzeugungen Gevatter gestanden?"

Als Probe der Hunsrücker Mundart möge folgendes Gedicht P. J. Rottmann's in Simmern hier Platz finden:

Frühlingslied.

Watt sin euch dehr Brierer,
Watt sin euch so froh;
Der Winder is danre,
Det Friehjohr es doh.

Eraaser, dehr Bue,
Verloost auer Huhl!
Watt weerd et ähm wierer
Im Freie so wuhl.

Im Haus hinn' gem Uwe,
Do iss nit uhs Blatz,
So drauss in dem Acker,
Do liht eur Schatz.

Der Bauer muss schaffe!
Sei nosert nit faul;
Et flieche köh Dauwe
Gebrote in't Maul.

Lang schloofe det Moorjets,
Datt brängt ähm köh Glick.
Wo frieher erausser,
Wo grösser det Stick.

Et steht in der Biewel,
Wie Jerer aog wöäs,
Det Brot se verdiene
Mit Aarwet und Schwäs.

Dann schmeckt ähm det Esse,
Dann schmeckt ihm der Schloof,
So schmeckt et köhn Kienig,
So schmeckt et köhn Groaf.

Dremm lustig an't Wircke,
Uhs Herrgott will't hohn.
Dem fleissige Bauer,
Dem gibt er sei Lohn.

Eigenthümlichkeiten der Mundart sind besonders die Zusammenziehungen, ferner der Uebergang von d und t in r, wenn diese zwischen zwei Vokalen stehen.

Die Tracht der Hundsrücker ist noch vielfach eine alterthümliche, besonders bei den Männern, die lange Röcke aus braunem Tuche mit vielen Knöpfen und dreieckige Hüte tragen. Allein diese Volkstracht macht mehr und mehr derjenigen Platz, die in den Städten üblich ist.

Daß die Römer den Hundsrück kannten, geht aus der Heerstraße hervor, die über den sogenannten stumpfen Thurm nach Trier und Neumagen im Moselthale führte. An jenem Thurme lag eine Ansiedlung, Belginum genannt, wie eine aufgefundene Inschrift bezeugt. Der schon erwähnte Dichter Ausonius, der ein noch erhaltenes Gedicht zum Preise der Mosel verfaßt hat, kannte jene Heerstraße aus eigener Erfahrung. Die von ihm genannten Tabernae sollen an der sogenannten Heidenpfütze, einem starken, beständig fließenden Brunnen, der eine Mühle treibt, gelegen haben. Einundzwanzig Jahre vorher, ehe Ausonius über den Hunsrück reiste, hatten die Alemannen die ganze Gegend verheert und in eine Einöde verwandelt. Bekanntlich überließ ihnen Kaiser Julian durch die Schlacht bei Straßburg im Jahre 357 n. Chr. das linke Rheinufer wieder. Ausonius hatte ein Liederbuch zum Preise eines schönen Schwabenmädchens, Namens Bissula, geschrieben. Er singt darin unter Anderm von ihr:

Roms freie Bürgerin — doch jeder Zug,
Der Augen Blau, die Haut so licht und lind,
Das goldne Haar giebt von Germania Kunde.

Obgleich die Bewohner des Hunsrücks Alemannen sind, so fehlt ihnen doch die charakteristische Eigenthümlichkeit, die hier Ausonius an einer Genossin ihres Stammes, wenn auch jenseit des Rheines geboren, schildert. Sie haben

vorzugsweise dunkles Haar und dunkle Augen, die überhaupt in Weinländern vorwiegend sind. Westfalen, Niedersachsen und Schleswig-Holstein weisen Menschen mit blauen Augen, blonden Haaren und „schierer Haut", wie E. M. Arndt treffend sagt, auf.

In eine ferne Vorzeit weist uns der Steinring bei Otzenhausen, ganz von derselben Beschaffenheit, wie jene, welche die sogenannten Hünenringe in Westfalen, im Taunus und im Odenwalde aufweisen. Es ist eine Mauer aus unbehauenen Steinen, die den Gipfel des Berges einfaßt. In früheren Zeiten soll im Innern ein Altar gestanden haben. Aehnliche Steinringe kommen im ganzen Rheinlande vor, auf dem Donnersberg, bei Dürkheim im Hardtgebirge, auf dem Odilienberge im Wasgau u. s. w. Die meisten Alterthumsforscher sahen in ihnen Vertheidigungswerke, Andere erkennen in den Stein- oder Hünenringen Stätten zu religiösen Versammlungen. An die Hünen erinnert noch eine Volkssage im Hochwalde, der zufolge sie Eisenschmieden angelegt und beim Tode ihres Königs die Thran abgeleitet und diesen im Bette des Flüßchens beerdigt hätten. Das ist gothischer Brauch; auch die Gothen begruben ihren König Alarich so im Flusse Busento. Auf dem Hunsrück befinden sich auch viele altgermanische Verschanzungen mit Gräbern, in denen Urnen und Bronzen gefunden wurden. Die Urgeschichte des Landes ist noch wenig erforscht. Auch fehlt es an einer Sammlung der Sagen, Sitten, Bräuche, Märchen und Volkslieder, die für die Eifel bereits veranstaltet ist. Sie müßte mannichfache Aufschlüsse über das Volksthümliche der Bewohner liefern. Im Großen und Ganzen haben diese viele Besonderheiten, was in ihrer Abgeschlossenheit von dem großen Verkehr, in der Rauheit des Klimas und in ihrer Jahrhunderte lang stabil gebliebenen Lebensweise beruhen mag. Von der Kultur unserer Städte sind sie noch nicht beleckt.

Die Kreisstadt Simmern bildete im Mittelalter den Centralpunkt des Hunsrücks. Sie war Hauptstadt eines Fürstenthums, das in jener Zeit den Rauhgrafen gehörte, aber von Kaiser Rupert verpfändet und später an die Pfalz verkauft wurde. Die Fürsten residirten in dem Schlosse und fanden ihre Ruhestätte in der katholischen Kirche. Vor einigen Jahren hat man noch eine verborgene Gruft mit Särgen gefunden. Im Jahre 1410 wurde Simmern ein besonderes Fürstenthum, aber 1598 wieder mit Kurpfalz verbunden, 1610 abermals getrennt und 1672 aufs Neue mit ihm vereinigt. In Simmern bestand 1532 eine Buchdruckerei, in welcher Georg Rüxner's berühmtes Turnierbuch mit vielen Holzschnitten gedruckt wurde. Es spricht diese Thatsache für die Intelligenz der dortigen Fürsten, denen man wol den Anstoß zu dieser Errichtung einer Werkstätte des menschlichen Geistes zuschreiben darf.

Das in der fruchtbarsten Gegend des Hunsrücks gelegene Städtchen Castellaun besaß eine Burg, welche die Franzosen 1689 zerstörten. Im sechzehnten Jahrhundert wurde sie vom Markgrafen Erhard Fortunat von Baden bewohnt, der eine Mißheirath mit der Tochter des Hofmarschalls und Gouverneurs von Breda, von Eicken, eingegangen war. Als ihn eines Tages Herzog Karl von Birkenfeld besuchte, und bei der Abendmahlzeit stark gezecht worden war, geleitete der Markgraf seinen Gast um Mitternacht zu den ihm angewiesenen Gemache. Als er ihm gute Nacht gesagt hatte und sich in sein Zimmer begeben wollte, stürzte er die Treppe hinunter und blieb auf der Stelle todt.

Sponheim, auch Spanheim genannt, war der Sitz eines bedeutenden Dynastengeschlechts, das ja auch, wie wir gesehen haben, in Kreuznach Güter besaß. Das Dorf liegt im Thale, überragt von den Resten der Burg, einem festen Thurme, dessen Mauern 3 m dick sind. Im Jahre 1044 ward Gräfin Hedwig von Sponheim mit ihrem Sohne Eberhard als Stifterin der Kirche zu Sponheim urkundlich genannt. Der Sohn des Letzteren, Stephan, stiftete die berühmte Abtei Sponheim, deren Bewohner für die Kultur des Hunsrücks von großer Bedeutung waren. An Gütern und Renten fehlte es ihnen bei dem frommen Sinne der Sponheimer Grafen, ihrer Frauen und Töchter nicht, und mancher Wald, den sie erhielten, wurde von ihnen in fruchtbares Ackerland umgeschaffen. Auch haben sie sich die Pflege des Obstbaues und der Viehzucht sehr angelegen sein lassen. In der Stille ihres Thales und im reichen Besitze mochte ihnen aber auf die Dauer das Psalmensingen und die Enthaltsamkeit, welche die Ordensregeln vorschrieben, als lästige Bande erscheinen. Es befanden sich unter den Aebten die Glieder der ältesten adeligen Geschlechter des Rheinlandes, und gewiß suchte mancher Sprosse einer armen Adelsfamilie, die überreich mit Kindern gesegnet war, Zuflucht in dem stillen, aber behäbigen Asyl des Klosters. Er konnte aber sein Blut nicht verleugnen und übte in der Kutte gern Rittersitte, die zu jener Zeit im starken Trinken und anderen „noblen Passionen“ bestand.

Unter dem Abte Heinrich von Kreuznach soll das Leben im Kloster ganz besonders toll gewesen sein. Er war selbst ein Graf von Sponheim und ohne Zweifel nur Mönch geworden, um der fetten Pfründe froh zu werden; das geschah denn auch im reichsten Maße. Und wie sein Beispiel die Mönche ansteckte, läßt sich denken. Sie verkauften die kostbarsten Werke aus der Klosterbibliothek, um mit dem Gelde ihren Lüsten zu fröhnen.

So ging es fort, bis dem Kloster ein Mann zugeführt wurde, der die völlig aufgelöste Zucht desselben wieder herstellte und seinen Namen zu hohen Ehren brachte.

In dem Dorfe Trittenheim an der Mosel wurde am 1. Februar 1462 ein Mann geboren, dessen Name in der Kulturgeschichte des Rheinlandes eine hervorragende Stellung einnimmt. Er hieß Johann Heidenberg und führte als Zunamen den Namen seines Geburtsortes. Seine großen geistigen Anlagen verschafften ihm Freunde und Gönner, die ihm die Mittel boten, in Trier, Köln und Heidelberg studiren zu können. Als er auf einer Vakanzreise begriffen war, überraschte ihn im Februar 1482 in der Nähe des Klosters Sponheim ein Schneegestöber. Er fand Aufnahme in demselben und faßte den Entschluß, dort zu bleiben. Acht Monate nach seiner Aufnahme wurde er von seinen Mitbrüdern zum Abte gewählt. Er stellte die Klosterzucht wieder her, vermehrte die Bibliothek bis auf 2000 Bände, darunter viele kostbare Handschriften und seltene Bücher, und schrieb selbst eine große Zahl bedeutender Werke, die seinen Ruhm durch ganz Europa verbreiteten. Die bedeutendsten Männer seiner Zeit suchten seine Freundschaft oder traten mit ihm in Verbindung. Der gelehrte Kurfürst Joachim I. von Brandenburg lud ihn 1503 zur Fürstenversammlung nach Frankfurt am Main ein. Auch Kaiser Maximilian I., der viel von dem gelehrten Abte gehört hatte, lud ihn zu sich nach Köln. Anastasius Grün hat diesen Stoff in seinem Romanzenkranz „Der letzte Ritter“ behandelt. Er läßt aber den Kaiser selbst nach Sponheim zu Trithemius kommen:

Wie eines Mörders Seele, so schwarz und bang war die Nacht,
Da ward die Klosterpforte zu Sponheim aufgemacht,
Ein Mann, verhüllt im Mantel, trat schweigend über die Schwelle,
Schritt durch den Kreuzgang und pochte dann an des Abtes Zelle.

Als Trithemius 1506 von seinem Kloster abwesend war, kam es unter den Mönchen zu tumultuarischen Auftritten. Sie hatten die strenge Zucht des Abtes satt und sehnten sich nach größerer Freiheit. Das brachte diesen zum Entschluß, nicht mehr nach Sponheim zurückzukehren. Er besuchte zunächst den Kurfürsten Joachim in Berlin, blieb neun Monate bei diesem und nahm dann die ihm angebotene Stelle eines Abtes an St. Jakob in Würzburg an. Er starb 1516. Seine in Sponheim zurückgelassene berühmte Bibliothek kam 1611 nach Heidelberg, wo sie sich heute noch befindet.

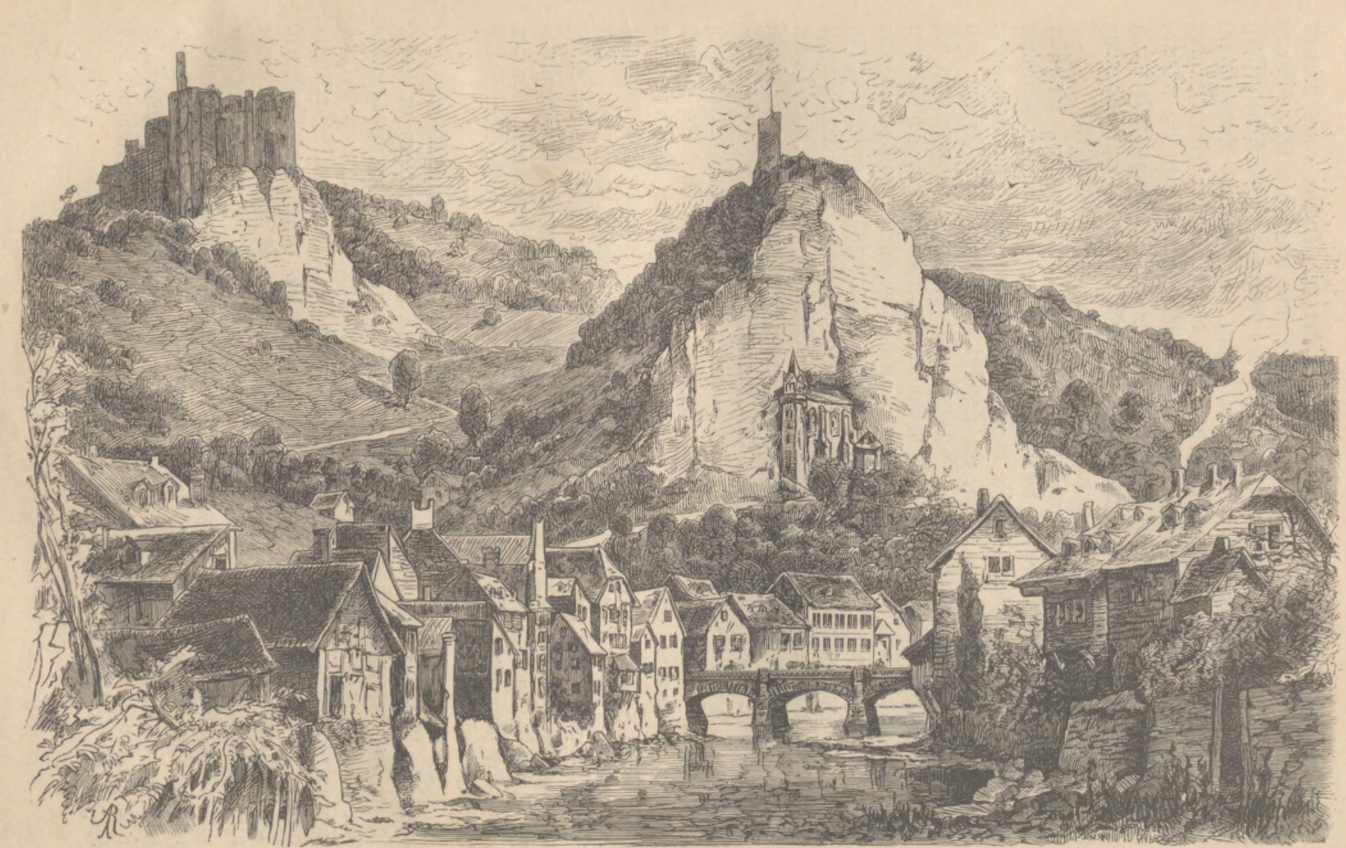
Von den Klostergebäuden ist nichts mehr übrig. Stork sah noch einen Theil derselben, der im gothischen Stile erbaut war, mit einem schönen, aus Holz geschnitzten Marienbilde und alterthümlichen Chorstühlen.

Die Grafen von Sponheim stifteten auch das Kloster Ravengiersburg bei Simmern, das ebenfalls für die Kultur des Landes von großer Bedeutung war. Sie hingen später der lutherischen Lehre an, und so wurde das Kloster aufgehoben. Der letzte Abt vermählte sich mit der Aebtissin eines Klosters bei Köln. Wir bemerken zur Geschichte der Grafschaft Sponheim nur dies: daß ihre Besitzungen im Laufe der Zeit theils an Baden, theils an die Grafschaft Veldenz fielen. Von dieser ging ein Theil an Simmern und Zweibrücken, während der größte Theil der sogenannten vorderen Grafschaft Kurpfalz gehörte. Nach mehrfachen Theilungen fiel 1801 die ganze Grafschaft an Frankreich, von dem Preußen sie 1815 erhielt.

Ein anmuthiger Punkt ist der im Thale des Güldenbaches gelegene Stromberg, mit den mächtigen Ueberresten seiner Burg; auf einer andern Bergecke erheben sich die Reste des Goldenfels, beides ehemals pfalzgräfliche Besitzungen und von den Franzosen zerstört, die bekanntlich mit Mord, Brand und Raub gegen die Besitzung der Pfalzgrafen vorgingen und am ärgsten in Bacharach, Oberwesel sowie in der bayerischen Pfalz gehaust haben.

Zum Gebiete des Hunsrücks, gegenüber dem zur Mosel abfallenden Theile desselben, gehören auch die Ruinen der Burg Veldenz, die eine halbe Stunde vom Dorfe Mülheim liegen. Die Burg war der Mittelpunkt einer Grafschaft, die an die Pfalzgrafen kam. Georg Gustav wurde, weil er protestantisch war, von den Spaniern vertrieben. Im Jahre 1648 erhielt sein Sohn Leopold Ludwig Veldenz zurück. Nach dessen Tode kamen die Besitzungen an den Kurfürsten Johann Wilhelm, und erhielt sich dieses Verhältniß bis zur Ankunft der französischen Heere. Die Umgebung der malerischen Ruinen ist recht schön und werden letztere vielfach von Fremden besucht.

Das Thal der oberen Nahe bietet manche schöne Landschaftsbilder dar, die der flüchtig auf der Eisenbahn dahinstürmende Tourist nicht nach Verdienst würdigt. Da ist Kirn mit den Ruinen der Kirburg, einst Besitzung der Wildgrafen und von den Franzosen 1744 gesprengt, mit der Burg Stein-Kallenfels in der Nähe; da ist Oberstein mit einer alten Burg, die lange verfallen ist, und einer neuen, die 1855 durch Brand zerstört wurde. Besonderes Interesse gewährte eine 1482 von Wyrich III. von Dhaun und Oberstein gestiftete Felsenkirche.



Oberstein an der Nahe.

Der Volkssage zufolge liebten zwei Brüder die Tochter eines Ritters von Lichtenberg. Es kam darüber zum Streite, und einer von ihnen stürzte den andern im Zorne aus dem Burgfenster in den Abgrund. Von Reue erfüllt, zog der Mörder nach Jerusalem und Rom, konnte aber nirgends Ruhe finden. Da gab ihm der Abt von Disibodenberg den Rath, den Felsen, der seinem Bruder den Tod brachte, dem Himmel zu weihen. Wyrich begab sich an die Arbeit; er hämmerte jahrelang an dem harten Gestein, bis eine mächtige Halle fertig war, in welcher er die Kirche erbaute. Als die Kirche eingeweiht wurde, hauchte der Mörder seine Seele aus und fand sein Grab neben dem Bruder.

Oberstein und das benachbarte Idar sind bekannt durch die hier befindlichen Achatschleifereien, die ihre Waaren nach den entferntesten Gegenden versenden. Als Grundlagen für sie dienen die Achatlager, in mandelsteinigem Melaphyr bestehend, die im Kreise St. Wendel, bei Oberkirchen, Fraisen und insbesondere am Steinkaulen- oder Galgenberge beim Dorfe Alpenroth in der Nähe von Idar vorkommen. Die Achatmandeln werden in den Schleifereien geschliffen und polirt, dann zerschnitten und in den verschiedensten Formen verarbeitet. Durch ein eigenthümliches, chemisches Färbverfahren giebt man den Achaten die Farben von Onyxen, Karneolen, Sardonyxen u. s. w. Eine Anzahl Bijouteriefabrikanten in Oberstein und Idar beschäftigt sich mit dem Fassen der Steine in einer eigenen Metallkomposition, dem „Obersteiner Gold", und haben diese Arbeiten einen hohen Grad der Vollendung erreicht. Andere Häuser beschäftigen sich mit dem Export der geschnittenen, aber nicht gefaßten Steine nach verschiedenen Ländern, besonders nach England und Frankreich. Es werden Kameen, Ringsteine, Steine für Gürtel, Armbänder, Agraffen, Petschaft- und Stockgriffe, Schalen, Vasen, Teller, Kästchen, Kugeln u. s. w. verfertigt und ganz bedeutende Summen in diesen mannichfachen Gegenständen umgesetzt. Der Fabrikationszweig ist ungemein interessant und zwar um so mehr, als das Rohmaterial zu einer Naturmerkwürdigkeit des Nahethales gehört und der Industriezweig selbst Zeugniß ablegt für die Betriebsamkeit seiner Bewohner. Da der Hunsrück aber nicht dem Bedarfe entspricht, so wird eine große Menge des Rohmaterials aus den Laplata-Gegenden in Südamerika bezogen.

Die Champagnerfabriken Kreuznachs erfreuen sich ebenfalls eines anerkannten Rufes. Und um auch noch von anderen Industriezweigen zu reden, so sei hier bemerkt, daß die Eisenerze des Hunsrücks und des Hochwaldes den Anlaß zur Errichtung verschiedener, schon seit vielen Jahren in Betrieb stehender Hüttenwerke geboten haben. Die Rheinböller Hütte, die Grävenbacher Hütte und die Asbacher Hütte liefern Roh-, Stab- und Gußeisen. Die Schiefergruben bei Thomm und Wildingen stehen in lebhaftem Betriebe und finden nach entfernten Gegenden Absatz, da ihre Produkte sich eines wohlverdienten Rufes zu erfreuen haben. Auf dem Hunsrück kommen auch Kupfer- und Bleierzlager vor. Es scheint, daß die Römer diese schon kannten und betrieben haben. Der Bergbaubetrieb zwischen Rhein und Mosel ist jedenfalls sehr alt, wofür urkundliche Zeugnisse sprechen. Ein Theil der Bewohner des Hunsrücks verdankt ihm heute noch seinen Unterhalt.



Wiesbaden.

Der Taunus.

Der Taunus und seine Heilquellen. — Wiesbaden und Umgebung. — Der Niederwald. — Die Bäder Ems, Selters und Nauheim. — Homburg vor der Höhe; die letzte Spielhölle. — Die Salburg. — Bad Soden. — Feldberg und Altkönig.

Name. Der Name Taunus ist alt und auch wieder nicht alt. Von den alten Schriftstellern nennen ihn zwei, der römische Geograph Pomponius Mela, der in der Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts schrieb, und der etwas später berühmt gewordene Geschichtschreiber Tacitus. Mela nennt unter den höchsten Bergen oder Gebirgen Germaniens, nebst dem Rhetiko „und etwa noch einigen, einem römischen Munde schwierig auszusprechenden", den Taunus. Ob dies unser Taunus sei, ist zweifelhaft; denn auch nur bei oberflächlicher Bekanntschaft mit dem rechtsrheinischen Germanien mußte sich zeigen, daß dieser z. B. dem Schwarzwalde an Höhe bedeutend nachstehe. Tacitus hat zweimal diesen Namen. Im ersten Buche der Annalen erzählt er, Germanicus habe (im Jahre 15 unserer Zeitrechnung) „über den Spuren der väterlichen Feste, auf dem Berge (Gebirge) Taunus ein Kastell errichtet." Es ist dies unzweifelhaft die — später zu besprechende — Salburg. Im zwölften Buche ferner berichtet er, zur Zeit des Kaisers Claudius (51 n. Chr.) habe der Feldherr Pomponius die Chatten wegen räuberischer Einfälle in das römische Gebiet gezüchtigt und sich dann nach dem Taunus zurückgezogen.

An diesen Stellen der Alten steht in manchen Ausgaben, statt Taunus, Taurus. Den mittelalterlichen Abschreibern war eben der kleinasiatische Taurus bekannter als das deutsche Gebirge, und so setzten sie, gedankenlos schreibend, diesen geläufigeren Namen hin und verursachten dadurch den Erklärern manche vergebliche Mühe.

Würde aber vom Taunus „die Geschichte schweigen, manche Steine würden redend zeugen, die man aus dem Schoß der Erde gräbt.“ In den Alterthumssammlungen zu Wiesbaden und Mainz sind solche Steine zu sehen. Da lesen wir z. B. auf einem Steine in Wiesbaden, daß der Krieger der 22. Legion Titus Flavius Sanctinus und seine Brüder, römische und taunensische Bürger, dem Genius der Straße von Novus Vicus ein Tempelchen und einen Altar gewidmet haben. Dieser Stein, der aus dem Jahre 230 n. Chr. stammt, ist etwa eine Meile nordwestlich von Frankfurt, zwischen den Dörfern Praunheim und Heddernheim, auf dem von den umwohnenden Landleuten so genannten Heidenfelde, ausgegraben worden. Zur römischen Zeit, und zwar während des unangefochtenen Besitzes bis zu den Einfällen der Alemannen im dritten Jahrhundert stand dort eine nicht unbedeutende Stadt, nach neueren Forschungen (Bonn. Jahrb. LXVI, S. 17—20) sehr wahrscheinlich das von dem Geographen Ptolemäus erwähnte Artaunum (ar = vor, also: die Stadt vor der Höhe) mit einem neueren Stadttheile, Novus Vicus.

Taunensische Bürger sind hier Bewohner des Taunus, vielleicht, wie Manche glauben, im Gegensatze gegen die Mattiaken, die Bewohner der Matten, der Wiesen, des ebeneren Landes.

Den Namen Taunus haben die Römer natürlich nicht erfunden, sondern von den Eingeborenen gehört und nur durch die römische Endung sich mundgerecht gemacht. Was bedeutet nun das altgermanische (oder keltische) Wort Taun? Hängt es vielleicht mit dem keltischen „Dun“, Höhe, zusammen? Diese Annahme hat eine große Wahrscheinlichkeit für sich, und in diesem Falle würde Taunus eben nur „Gebirg“, „Höhe“ bedeuten.

Im Mittelalter und noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war dieser Name ganz erloschen; kaum daß einige Gelehrte, die über alte Geographie schrieben, oder einige Schriftsteller, die ihre Gelehrsamkeit zeigen wollten, ihn gebrauchten. In den größten geographischen Werken des achtzehnten Jahrhunderts — Hübner, Büsching, Gaspari u. s. w. — sucht man ihn vergebens; ja sogar noch in der einst viel gebrauchten „Geographie nach Naturgrenzen“ von Stein (2. Ausg. 1818) ist er nicht zu finden. Unser Gebirge wird da entweder ganz übergangen oder mit dem allgemeinen Namen „die Höhe“ bezeichnet. Im Jahre 1785 machte Campe eine Reise von Hamburg nach der Schweiz. In seiner Beschreibung verweilt er lange bei Frankfurt. Er besteigt da den Pfarrthurm und erblickt „die sogenannte Höhe, einen stattlichen Berg, an welchem Homburg liegt.“ Goethe sagt in „Wahrheit und Dichtung“: „Ich stellte (etwa 1765) manche Wanderungen nach dem Gebirge an, das von Kindheit auf so fern und ernsthaft vor mir gestanden hatte.“ Und noch vor fünfzig Jahren gingen Frankfurter, wenn sie etwa einen Ausflug nach Königstein oder auf den Feldberg unternahmen, einfach „ins Gebirg“. Sogar noch heute kann man dies hören. — Selbst in der Ausgabe des Brockhaus'schen Konversations-Lexikons von 1819 fehlt noch der Name Taunus.

Hauptsächlich ein Mann hat mit Geschick und Glück dafür gearbeitet, daß der uralte Name wieder aufgefrischt wurde: Johann Isaak von Gerning, geboren 1767 in Frankfurt. Er war klassisch gebildet, Freund der Kunst und der Natur, eine Zeit lang Diplomat, Sammler (als solchen führt ihn Goethe XXVI, 276 an), nicht gering zu schätzender Dichter. Er wohnte bald in Frankfurt, bald in Homburg, am liebsten in seinem „Tusculum" zu Kronberg. Er starb im Jahre 1837. Im Jahre 1800 schrieb er, ohne Beisetzung seines Namens, „Skizzen von Frankfurt am Main." Da spricht er von „des Rheingaues, Hochheims und Wickerts Hügeln, woran das pyramidenförmige Taunusgebirge sich schließt"; und häufig kommt in diesem Werke der Name Taunus vor. Tacitus, sagt Gerning (nicht ganz richtig), habe den Feldberg schon Taunus genannt, aber späterhin habe die ganze Gebirgskette, die sich von Friedberg durch die Wetterau hinab an den Rhein ziehe, den Namen Taunus erhalten. — Wann war dieses „späterhin?" Die Geschichte von Tacitus an bis in das achtzehnte Jahrhundert sagt nichts davon. Vielmehr hat erst Gerning selbst den Namen wieder in das Gedächtniß gebracht. Er that dies noch mehr in späteren Schriften, von welchen eine („Die Heilquellen am Taunus", 1814) in Distichen abgefaßt ist.

So kam durch Gerning der alte Name Taunus wieder in Aufnahme. Zwar vorerst hauptsächlich nur in Schriften. Namentlich die Geographen, die darauf bedacht waren, einem Gebirge — oder einem Landstriche, den sie für gebirgig hielten — einen Gesammtnamen zu geben, griffen den Namen begierig auf. Sie begrenzten den Taunus durch Main (nebst Nidda), Rhein, Lahn und das Hügelland der Wetterau. So ist es heute in Lehrbüchern zu lesen. Und seit die Geographen auch auf die geologischen Verhältnisse Rücksicht nehmen, gilt der Taunus als das südöstliche Glied des rheinischen Schiefergebirges. Thonschiefer, manchmal in Gneis übergehend, von mächtigen Quarzitgängen durchzogen, gegen die Lahn hin Grauwacke mit Einlagerungen von Kalken, die den schönen Nassauer Marmor liefern, und durchbrochen von Grünstein und Basalt, bilden hauptsächlich das Gestein.

Uebrigens ist nicht der ganze so umgrenzte Landstrich Gebirgsland, sondern nur jene von Gerning bezeichnete „Gebirgskette" mit einigen Ausläufern nach Norden und Süden. Diese Kette zeigt sich am schönsten von der Gegend von Frankfurt aus. Von den höchsten, sanft abgerundeten Kuppen des Feldberges und Altkönigs senkt sie sich allmählich, aber nicht einförmig, sondern so, daß immer wieder Berggipfel emporsteigen, nach Osten und Westen. Der Taunus, von hier aus gesehen, bietet eins der schönsten Bilder eines deutschen Mittelgebirges; Humboldt erinnerte sich seiner beim Anblicke eines südamerikanischen Bergzuges.

Nach Osten und Süden fällt dieser Hauptzug des Taunus ziemlich steil in die Ebene ab. Nach Norden liegt, bis an die Lahn hin, ein Hügelland mit einzelnen höheren Bergen vor; in diesem strömen Flüßchen nach der Lahn oder, wie die Wisper nach dem Rheine hin; an ihren Ufern findet sich nur stellenweise, z. B. an der Aar, der Weil, der Wisper, entschiedene Thalbildung. Von Rüdesheim bis Oberlahnstein hat der Rhein durch seinen Durchbruch dieses Hügelland von dem jenseitigen des Hunsrücks geschieden; er hat tief eingeschnitten; schroff steigen von seinen Ufern die Schieferwände empor; am bekanntesten

unter diesen ist der sagenreiche, vielbesungene Lurleifels. Auch an der Lahn finden sich hier und da so schroffe Abstürze.

Der Name Taunus hat sich trotz der Bemühungen Gerning's und seiner Nachfolger bei den Bewohnern noch nicht recht eingebürgert, eben so wenig wie manche andere von der Wissenschaft aufgenommene Namen, z. B. Schwäbischer Jura und Teutoburger Wald. Es wird dies vielleicht auch nie geschehen, sondern da heißt das Ganze eben nur „das Gebirg", und einzelne Theile führen ihre alt hergebrachten besonderen Namen. In Schlangenbad, Schwalbach, Idstein kann man auf die Frage, ob man sich hier im Taunus befinde, auch von Gebildeteren verschiedene Antworten erhalten, ähnlich wie Niemand in der Rheinpfalz im „Westrich" wohnen will. — Seit der preußischen Besitznahme des Nassauer Landes giebt es einen Ober- und einen Untertaunuskreis; aber auch diese Benennungen machen es den ländlichen Bewohnern noch nicht klar, was denn eigentlich der Taunus selbst sei. Wenn man in diesen Gegenden vom Taunus spricht, kann es wol kommen, daß die Hörer etwas ganz Anderes unter diesem Namen verstehen. Nachdem nämlich die im Jahre 1840 auf ihrer ganzen Erstreckung eröffnete, von Frankfurt nach Wiesbaden führende „Taunusbahn" gebaut war, erhoben sich, zunächst an ihren Halteplätzen, Wirthschaften „zum Taunus"; und jetzt ist in diesem ganzen Gebiete fast kein größeres Dorf, in dem sich nicht ein „Gasthaus zum Taunus" befindet. Bei Frankfurt wurde, im Anblick unseres Gebirges, ein Mann gefragt, ob er in diesem Jahre schon im Taunus gewesen sei. Die Antwort war: „Ich gehe wöchentlich zweimal hin." Er meinte nämlich — das Bierhaus „zum Taunus".

Die Wasser des Taunus. Wein, Wald, Weizen, Wasser — dieser vier W rühmt sich das Nassauer Land südlich von der Lahn. Nehmen wir noch dazu den Schiefer von Kaub, mit dem die Dächer aller Ortschaften am Mittelrhein gedeckt sind, den Marmor von Vilmar, den wir verarbeitet in Kirchen, auf Friedhöfen, an Denkmälern in dieser Gegend so häufig sehen, das silberhaltige Blei von Braubach, den Braunstein von Diez: so müssen wir sagen, daß dieser Landstrich einer der an Naturgütern reichsten in unserm Vaterlande ist. Kehren wir zurück zu den vier W. Trauben, die den köstlichen Wein geben, reifen an den sonnigen Abhängen am Ufer des Rheins. Wald — Buchen, Eichen, Fichten, neuerlich auch Lärchen, an Südabhängen bei Oberursel, Kronberg, Wiesbaden, dann Kastanien — krönen fast alle Höhen, senken sich in die Thäler hinab; man findet in diesem ganzen Striche fast keine Stelle, an der man nicht wenigstens Aussicht auf Wald hat. Weizen tragen besonders die Gefilde nördlich vom Höhenzuge, z. B. an der Ems und der Aar. Wasser entquillt in reichem Maße den waldigen Höhen, fließt weiter in klaren, forellenreichen Bächen, geeignet, Mühlen und Hammerwerke zu treiben.

Aber nicht dieses Wasser ist hier gemeint. Tief unten im Schoße der Erde finden sich, dem übrigen Gestein eingelagert oder eingesprengt, Massen, die durch Wasser, besonders durch kohlensäurehaltiges, löslich sind: Eisen, Kochsalz, Gips und Anderes. Die da unten rinnenden Wasseradern nehmen nun diese Stoffe in sich auf und bringen sie mit sich an die Oberfläche der Erde, um so heißer, aus je größerer Tiefe sie empordringen. Da haben wir denn das vierte nassauische W, die kohlensäurehaltigen Stahlwasser, die Salzwasser aus dem Gips, die Schwefelwasser, köstliche Geschenke, den Menschen zur Labung und

Heilung gegeben. Wie viele solcher Quellen unser Land hegt, das ist schwer zu sagen. Manche harrt vielleicht noch ihrer Entdeckung; manche ist nur von den nächsten Umwohnern gekannt und benutzt; andere dagegen haben einen vielhundertjährigen Ruf. Diese Wasser haben, so kann man wol sagen, Städte gegründet; sie ziehen jährlich Tausende von Fremden in das Land; sie bilden einen nicht geringen Theil seines Reichthums.

Wird dieser Reichthum aber auch Dauer haben? Werden die Wasser, wenn einmal alle jene Stoffe aufgelöst sind, noch die Kraft haben wie jetzt? Denn Eisen und Salz und Gips ersetzt und erneuert sich ja nicht, wie es bei gutem Forstbetrieb die Waldungen thun. Immerhin müssen wir es als möglich ansehen, daß irgend einmal jene Stoffe ihr Ende erreichen. Doch wir mögen uns vorerst beruhigen: bis jetzt haben alle jene Wasser, so viele wir deren genauer kennen, ihre Kraft ungeschwächt behalten, und so scheint die gleichmäßige Erfahrung von Jahrhunderten zu zeigen, daß jene unterirdischen Vorrathskammern menschlicher Ansicht nach, unerschöpflich sind. Wenigstens sind sie noch unerschöpft.

Das berühmteste aller Taunusbäder ist Wiesbaden. Wir wollen es auf einem Umwege, auf dem wir erst zwei andere Badeorte kennen lernen, besuchen.

Ueber Schlangenbad, Schwalbach und die Platte nach Wiesbaden. Bei Ellfeld (Eltville) im Rheingau verlassen wir den Eisenbahnzug oder das Dampfboot; wir gehen durch das rebenreiche Rauenthal oder, weiter links, über Kiedrich, dessen schöne alte gothische, jetzt innen fast nur zu reich geschmückte Kirche wir besuchen, und dann durch schattigen Wald. Bald zeigen uns Wegweiser und Ruhebänke an Aussichtspunkten, daß wir nicht fern von einem Orte sind, der nicht blos Landleuten zur Wohnung dient. Durch die Zweige erblicken wir unten im Thale städtische Häuser; wir folgen dem abschüssigen Waldpfade und kommen nach Schlangenbad. Ein stiller, friedlicher Aufenthalt, in einem Seitenthälchen gelegen, fast von allen Seiten von höheren Bergen umgeben, vor rauhen Winden geschützt. Wer geräuschvolles Badeleben sucht und Glanz und Luxus sehen oder zeigen will, komme nicht hierher; wohl aber, wer Erholung von anstrengenden Geschäften, wer friedliche Stille sucht. Wer dabei rüstiger Fußgänger ist, kann nach kurzer Zeit auf Punkten angelangt sein, wo der Blick ihm Mainz, den herrlichen Rheinstrom, den fernen blauen Odenwald zeigt. Auch Heilung — von welchen Krankheiten, dies aufzuzählen ist weder bei diesem noch bei anderen Badeorten unsere Aufgabe — findet mancher Leidende hier. Das Wasser, das nur wenig aufgelöste feste Bestandtheile mit sich führt, hat fast Badewärme. Hufeland sagt: „Ich wüßte kein Bad, das so ganz geeignet wäre, den Charakter der Jugend zu erhalten und das Altwerden zu verspäten, als dieses." — Noch vor dreihundert Jahren waren die Quellen nur den Bewohnern des nahen Dorfes Bärstadt bekannt. Da verirrte sich — so geht die Sage — ein krankes Kind von Rauenthal hierher und fand Heilung. So wurden auch die Menschen aufmerksam auf dieses Wassers Heilkräfte. Möglich ist es zwar, daß schon die Römer das Wasser kannten; es scheint darauf die hier häufige Schlange, von welcher der Ort seinen Namen trägt — eine ganz ungefährliche, nicht einmal bissige gelbliche Natter von etwa $1^1/_2$ m Länge — hinzudeuten, die sonst nur im Süden vorkommt. Die Schlange war bei den Römern bekanntlich dem Gotte der Heilkunst, Aeskulap, heilig, und an manchen Badeorten in Deutschland finden sich wol von den Römern dahin verpflanzte

südlichere, ungiftige Schlangen. Wie dem auch sei, erst seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erhoben sich Gebäude und kamen Fremde hierher, Heilung zu suchen. Der Aufenthalt der vorigen Kaiserin von Rußland im Jahre 1852 zog vornehme Russen als Sommergäste hierher, deren manche jetzt noch erscheinen.

Nicht immer ging's hier so friedlich zu wie jetzt. Während des spanischen Erbfolgekrieges, im Jahre 1709, fuhren einmal Franzosen über den Rhein und machten einen kriegerischen Ausflug nach Schlangenbad. Es waren da gerade einige deutsche Fürsten — der Deutschmeister Ludwig von Pfalz-Neuburg, ein Prinz von Mecklenburg, ein Graf von Solms — zur Kur. Diese wurden überfallen, sie mußten trotz tapferen Widerstandes der Uebermacht weichen und wurden gefesselt fortgeführt. Aber nicht gar weit; denn die Sturmglocken erschallten, die Bauern der umliegenden Dörfer erschienen mit ihren Ackerwerkzeugen als Waffen, überwältigten die Räuber und brachten sie nun gefangen nach Mainz.

Wir verlassen das stille Thal und übersteigen den hier nur theilweise bewaldeten, theilweise mit Feldfrüchten angebauten Rücken des Hauptzuges des Gebirges. Am höchsten Punkte, 477 m über dem Meere, bietet sich Aussicht besonders nach Norden, nach den Ausläufern des Gebirges, nach den fruchtbaren Weizengegenden zwischen dem eigentlichen Taunus und der Lahn. Durch Wald steigen wir hinab in das Thal von Langenschwalbach. Hier, an der Nordseite des Hauptzuges, weht uns kältere, nervenstärkende Luft an; die Wasser sind kräftiger, stahlhaltig, die Anlagen um die Brunnen ausgedehnter, die Vergnügungen für die Gäste mannichfaltiger. Das lang an einem Nebenbache der Aar sich hinstreckende Städtchen hat etwa 3000 Einwohner, und ebenso groß ist gewöhnlich die Zahl der sommerlichen Gäste. In den fünfziger Jahren fand sich auch hier einmal die Kaiserin von Rußland, Gemahlin Nikolaus' I., zur Kur ein; später die Kaiserin Eugenie und mit ihr viele vornehme Franzosen. Gegen Ende des September sind fast keine Badegäste mehr da; die rauhere Jahreszeit heißt sie früh Abschied nehmen.

Nach Wiesbaden führen mehrere Straßen; wir wählen die neue, eine Strecke weit durch das Aarthal ziehende. Vielleicht fällt uns der Name Aar auf; wir kennen einen gleichen (Aar) von der Schweiz, einen zweiten (Ahr) vom Niederrhein her. Nun, Aar, Aar, Ahr, Aach (der Name mehrerer in den Bodensee gehenden Flüßchen), Aa (bei Münster in Westfalen) ist eins und dasselbe und bedeutet eben nur „Wasser"; das Wort ist urverwandt mit dem lateinischen aqua. —

Das Thal unserer Aar, die bei Dietz in die Lahn mündet, ist in seinem obersten und untersten Laufe ziemlich einförmig, mit flachen Erhebungen an den Seiten. Gerade in der Nähe von Schwalbach, abwärts bis Hohenstein, aufwärts bis Bleidenstadt, ist schöne Thalbildung, unten Wiesen, öfters Mühlen, neben Schieferfels und Wald. Wir folgen dem Thale aufwärts bis nach Wehen. Hier sieht's schon recht nördlich aus; es ist uns, als müßten wir den Namen des Dorfes vom Wehen des rauhen Windes ableiten. Durch hohen Wald erreichen wir die von Idstein kommende Landstraße. Wir sehen links ein fürstliches Schloß, rechts ein Gasthaus. Vor Allem aber fesselt uns der Blick nach vorn, nach Süden hin; da liegt das freundliche, heitere Wiesbaden vor uns; weiterhin ragen die Thürme von Mainz empor, und der Rhein, der blaue breite Donnersberg und die Kuppen des Odenwaldes begrenzen die Aussicht.

Wir sind hier wieder auf dem Rücken des Hauptzuges angelangt, 500 m über dem Meere. Das Schloß zur Linken hat den Namen von der Höhe selbst, es ist die Platte, von dem früheren Herzoge von Nassau erbaut, jetzt noch herzogliches Besitzthum. Früher diente es zum Aufenthaltsorte bei Jagden; Hirsche wurden gehegt; noch jetzt kann wol dem einsamen Wanderer ein solches Thier begegnen, sie sind aber — dem Landmanne zur Freude — lange nicht mehr so zahlreich wie früher.



Der Weinbrunnen zu Schwalbach.

Im Innern des Schlosses sieht man eine Menge von künstlichen, mit den natürlichen Geweihen gekrönten Hirschköpfen, bei jedem ein Schildchen mit Angabe von Ort und Zeit der Erlegung und dem Namen des glücklichen Jägers. Zwei der Zimmer sind vielleicht einzig in ihrer Art: die Stühle sind aus Hirschgeweihen künstlich zusammengesetzt und deren Sitze mit Hirschleder überzogen. Hier verunglückte im Winter 1879/80 der berühmte Augenarzt Pagenstecher durch einen Selbstschuß in die Brust.

Nachdem wir uns im einfachen Gasthause gelabt und der edlen Weidkunst und ihrer Vertreter gedacht haben, setzen wir unsern Weg fort. Die gute Landstraße führt uns abwärts durch Buchenwald; dann folgen Kastanienwälder, die uns an südlichere Gegenden erinnern; dann sehen wir Weinberge und kommen nach Wiesbaden.

Wiesbaden. Hier stehen wir auf klassischem Boden; Wiesbaden hat eine beinahe zweitausendjährige Geschichte. Nachdem die Römer unter Drusus (12—9 v. Chr.) Mainz zu einer Hauptfestung gemacht hatten und von da aus auf die rechte Rheinseite erobernd vorgedrungen waren, konnten ihnen, großen Freunden warmer Bäder, die vielen Quellen, deren heißeste mit einer Wärme von 55° R. dem Boden entströmt, nicht lange verborgen bleiben. Plinius (gest. 79 n. Chr.) schreibt: „In Germanien jenseit des Rheins, sind die mattiakischen heißen Quellen, deren Wasser, wenn es geschöpft ist, drei Tage lang warm bleibt, am Rande aber Sinter (so ist wol hier pumex, eigentlich Bimsstein, zu verstehen) ansetzt.“ Etwa um den Anfang unserer Zeitrechnung erhob sich an diesen Quellen eine Stadt, nach dem Namen der kattischen Bewohner des Landes Mattiacum genannt. Aber als Schutz für diese und zugleich als Vorfeste von Mainz wurde auf einem Hügel, dem „Heidenberge“, auch ein Kastell angelegt. Im Jahre 1838 grub man da, wo es einst gestanden hatte, den Boden auf; man fand seine Spuren, aus welchen deutlich sein ehemaliger Zustand erkannt werden konnte. Es hatte eine Länge von etwa 160, eine Breite von gegen 150 m, der Flächeninhalt betrug etwa 240 Ar. Es war mit einer Mauer umgeben, aus der 28 Thürme emporragten, und mit vier Thoren versehen, von welchen eines, die Porta praetoria, nach Nordwesten gerichtet war, nach der Seite, von welcher man am meisten den Andrang der „Barbaren“ zu besorgen hatte. Das Kastell bot etwa für zwei Kohorten — tausend Mann — hinlänglichen Raum. Es wäre anziehend und belehrend gewesen, wenn man das Ganze hätte offen liegen lassen, so wie es bei der Salburg in der Nähe von Homburg geschehen ist. Aber das ging hier, ganz in der Nähe der Stadt, nicht an. Man schüttete es wieder zu, und nach zwei Jahre wuchsen dort wieder Früchte des Feldes. Später, da die Stadt selbst sich ausdehnen mußte, wurde der „Heidenberg“ mit Häusern bebaut. So wohnen jetzt friedliche Bürger an derselben Stelle, wo vor siebzehnhundert Jahren römische Krieger aus fernen Landen auf Wacht standen gegen die Deutschen.

Reichlich zweihundert Jahre lang machten sich's die Römer recht behaglich in dieser Gegend; davon zeugen die Spuren von vielen Gebäuden — zum Theil Landhäusern, zum Theil landwirthschaftlichen Gehöften — die man in der Nähe gefunden hat. Und mitten unter den Römern wohnten friedlich die Mattiaken. Da stürmten aber, gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts, die Alemannen heran. Herüber und hinüber wogte lange Zeit der Kampf; das Römerkastell wurde verloren und wiedergewonnen. Im vierten Jahrhundert zerstörten, wie es scheint, die Römer selbst Kastell und Stadt, da sie sahen, daß sie sich hier doch nicht mehr halten konnten. Im Jahre 371 hielt sich — wahrscheinlich, um gegen eine Krankheit das Bad zu gebrauchen — der mächtige Alemannenfürst Macrian, König der Buccinobanten, hier auf. Der römische Kaiser Valentinian wollte ihn, wie im vierzehnten Jahrhundert die verbündeten Ritter den Grafen Eberhard den Greiner, mit List gefangen nehmen. Er schlug eine Schiffbrücke über den Rhein und befahl, in aller Stille vorzurücken. Aber seine zuchtlosen Krieger plünderten und brannten unterwegs; so wurde der Anschlag in der Stadt bekannt. Die Alemannen setzten ihren Fürsten auf einen leichten Wagen und entzogen ihn, wie später der Hirt vom Wildbad den Greiner, in den Schluchten des Gebirges den ferneren Nachstellungen der Feinde.

Das war der letzte Kriegszug der Römer in diese Gegend. Drei Jahre nachher, als an anderen Stellen das wankende Römerreich stärker bedroht wurde, lud Valentinian mit freundlichen Worten den Fürsten Macrian zu einer Besprechung ein. Stolz, als habe er über die Bedingungen des Friedens zu entscheiden, erschien dieser mit seinen Kriegern am Ufer des Rheines unterhalb Mainz. Auf Kähnen kam Valentinian mit den seinen herüber. Es wurde Friede geschlossen; offenbar machten die Römer keine Ansprüche mehr auf den Besitz des rechtsrheinischen Landes. Macrian blieb bis zu seinem Tode treuer Verbündeter der Römer.

Auf die Herrschaft der Alemannen folgte vom Ende des fünften Jahrhunderts an die der Franken. Zu Karl's des Großen Zeit scheinen die Quellen vernachlässigt gewesen zu sein; von Ingelheim aus hätte Karl weit näher hierher gehabt als nach Aachen. Doch war Wiesbaden befestigt; Einhard hielt auf einer Reise von Michelstadt im Odenwalde nach Aachen seine zweite Nachtrast in der „Burg Wiesibada“. Hier kommt dieser Name zuerst vor. Man hat ihn wol „Bad an der Wiese“ ausgelegt; nach neueren Forschungen soll er eher „Salzbad“ bedeuten. Der hauptsächlichste der im Wasser aufgelösten Bestandtheile ist eben auch Kochsalz.

Im ganzen Mittelalter war, bei höchst einfachen Badeeinrichtungen, „das Wißbad“ als Heilort viel besucht. Im 16. Jahrhundert sagt der aus Ingelheim gebürtige Sebastian Münster: „Die Artzet schreiben von dem Wasser deß Wißbadens, das es Schwäbel, Alun vnnd wenig Nitrum halt, dienet den gestarreten Neruen oder Adern, erwärmt die erkalten vnd verschwechten Glider, vnnd nimpt hinweg allen wuost der sich an die Haut setzt von Geschwer vnd Raude.“

Der unselige Dreißigjährige Krieg äußerte auch hier seinen verderblichen Einfluß; um das Jahr 1640 zählte die Stadt kaum fünfzig Bürger. Erst im achtzehnten Jahrhundert hob sich das Bad wieder. Ganz besonders geschah dies aber, seit im Jahre 1816 Wiesbaden Hauptstadt des von da an vereinigten Nassauer Landes wurde. Die Bevölkerung ist so rasch gestiegen, wie kaum sonst irgendwo. Die Stadt hatte im Jahre 1800: 2000 Einwohner; 1810: 3000; 1820: 5500; 1830: 7300; 1840: 11,000; 1850: 14,000; 1860: 18,000; 1870: 33,500; und jetzt etwa 45,000 Einwohner. Die Mittel, den Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen, mehrten sich. Noch vor siebzig Jahren lustwandelten die Badegäste wol in dem schattigen Baumgange nach Sonnenberg zu, und es standen da einige Bänke, auf denen sie sich ausruhen konnten. Da wurde dann das Kurhaus erbaut, mit der Inschrift: Fontibus Mattiacis 1810, und mit dem von Säulen aus Nassauer Marmor getragenen Kursaale. Nach der Stadtseite hin befinden sich Verkaufshallen und zwischen ihnen Gartenanlagen; nach der entgegengesetzten Seite treffen wir einen großen Weiher, und von diesem aus weiterhin bis nach Sonnenberg wandeln wir durch schöne schattige Gänge mit prachtvollen Baumgruppen.

Wenn man Morgens, bei den Klängen der Kurmusik, in der langen, bedeckten Trinkhalle nach dem Kochbrunnen hingeht, so sieht man, daß Wiesbaden nicht ein bloßes Luxusbad ist; da wandeln, mit Gläsern in der Hand, viele bleiche Gestalten mühsam auf und ab. Geht man aber am Nachmittage hinter das Kurhaus, so ist da eine bunte Menge auch von Gesunden versammelt, die sich hier der Sorgen des Lebens für eine Zeit lang entschlagen. Wol hat auch hierher seiner Zeit das verderbliche Glücksspiel Viele gezogen; aber sein

Aufhören hat Wiesbaden kaum gemerkt; im Jahre 1874 war es von beinahe 66,000 Kurgästen besucht. Auch im Winter sind nicht wenige da. Die warmen Wasser halten sie hier fest, und das milde Klima, bedingt durch die vor nordischen Winden geschützte Lage.

Viele Fremde schlagen hier ihren beständigen Wohnsitz auf. Und wenn in Berlin, Köln, Frankfurt die Zunahme der Bevölkerung gerade nicht auf steigenden Wohlstand schließen läßt, indem viele der Zuzügler nur das Proletariat vermehren, so ist dies in Wiesbaden anders. Wie in Oesterreich nach Gratz, so ziehen sich hierher wol in Ruhestand getretene Beamte oder reiche ehemalige Geschäftsleute zurück. „Wiesbaden", so schließt ein im Jahre 1876 von Professor Grimm gehaltener Vortrag, „ist ein Parvenu, aber Sie werden sich dennoch wohl fühlen in unserer Stadt." Allerdings. Man kann hier leben, wie man will. Wer Vergnügen an Bällen und anderen solchen Lustbarkeiten hat, dem fehlt es nicht an Gelegenheit, dieses zu befriedigen. Wer aber an solchen Dingen keinen Geschmack findet, der braucht auch — Wiesbaden ist großstädtisch genug dazu — nicht daran Theil zu nehmen; er kann sich andern Genuß verschaffen. Das Museum ist besonders reich an Funden aus der Römerzeit; Vorlesungen mancherlei Art, im Winter gehalten, bieten geistige Speise und Labung; die rheinisch-süddeutsche Eigenart der Bewohner erleichtert den Zutritt in die Häuser gebildeter Familien. Und wer seine Freude besonders an der Natur hat, der erreicht in einer Viertelstunde kühlen, schattigen Wald, und fast nach allen Seiten hin bieten sich ihm schöne Aussichtspunkte. Einer der genußreichsten Gänge führt uns nach der griechischen Kapelle und auf den Neroberg.

Wir gehen durch die Kapellenstraße, vorbei an dem Laboratorium des berühmten Chemikers Remigius Fresenius, in welchem beständig etwa siebzig Jünglinge und Männer aus fast allen Gegenden der Erde ihre Studien betreiben, durch das Dambachthal und nun auf schattigen Waldpfaden hinauf. Nach einer halben Stunde haben wir die auf einem Vorsprunge des Berges gelegene Kapelle erreicht. Ihre fünf vergoldeten Kuppeln haben wir wol schon von der Gegend von Mainz aus im Sonnenschein glänzen sehen. Im Jahre 1845 starb die jugendliche erste Gemahlin des Herzogs Adolf, Elisabeth Michailowna, eine russische Fürstentochter. Zu ihrem Andenken hat der Herzog diese Kapelle erbauen lassen. Den Grundriß bildet ein griechisches Kreuz; das Aeußere ist aus hellgrauem Sandstein, das Innere reich mit nassauischem und carrarischem Marmor verziert und mit Gemälden auf Goldgrund — für unsern Geschmack fast zu golden — den Werken eines russischen Künstlers, geschmückt. Ein Sarkophag enthält das lebensgroße, schlafend dargestellte, reizende Steinbild der Fürstin, in carrarischem Marmor von Hopfgarten gemeißelt. Kommen wir an einem Sonntag Vormittag um zehn Uhr hierher, so finden wir viele Russen zum Gottesdienste versammelt, und es fällt uns wol auf, wie sie manchmal hinknieen und mit der Stirn den Boden berühren. — In der Nähe ist ein russischer Friedhof; auf ihm bereits viele Kreuze mit wagrechtem und schrägem Querstab. — Die Aussicht nach Süden hin könnte uns fesseln, doch wir werden sie noch ausgedehnter haben. Wir steigen höher durch den Wald, und in kaum zehn Minuten haben wir die Kuppe des Neroberges erreicht. Der Name dieses Berges hat übrigens nichts mit dem Kaiser Nero zu schaffen. Er hieß im Volksmunde eigentlich Ersberg, und dann mit angesetztem „N" Nersberg.



Der Kursaalplatz zu Wiesbaden.

Dies bedeutet so viel wie „Hinterberg“. Wir betreten den von Säulen getragenen offenen „Tempel“. Da stehen wir etwa 240 m hoch über dem Meere. Jenseit der nahen Weinberge erblicken wir die sich besonders nach Süden hin immer weiter ausbreitende Stadt, aus der die spitzen Thürme der katholischen und der evangelischen Kirche hoch hervorragen; darüber hinaus Biebrich mit seinem Schlosse, den Dom von Mainz, rechts den silbernen Rhein mit seinen grünen Auen, zur Linken die größten Höhen des Taunus. An der Südseite erscheinen in weiter Ferne die blauen Berge des Odenwaldes und der breite Rücken des Donnersberges; zwischen diesen verschwimmt die Grenze des ebenen Landes fast mit der des Himmels. Nach Norden zu hemmt der Kamm des Gebirges die weitere Fernsicht.

Wir können nicht von Wiesbaden scheiden, ohne eine langhin von Vielen — und auch jetzt noch von Manchen — gehegte irrige Meinung über den Ursprung der heißen Quellen zu erwähnen, die Meinung nämlich, als hinge die Hitze des Wassers mit vulkanischen Erscheinungen zusammen. Auch Gerning ist in diesem Irrthum befangen. Er sagt: „Noch wie vor Jahrtausenden strömt aus Urnen von Lava Visbiums (Wiesbadens) heiliger Born; nimmer versiege der Quell!“ Von noch wirkendem Vulkanismus ist aber in dieser ganzen Gegend nichts zu merken; die Wasser sind einfach, wie schon oben gesagt, darum heiß, weil sie aus sehr bedeutender Tiefe rasch heraufkommen.

Der Niederwald. Von Biebrich an fließt der Rhein drei Meilen weit in breitem Bette, zahlreiche grüne Inseln, hier Auen genannt, umschließend, nach Westen. Bei Bingen, da wo, von der Linken kommend, die Nahe ihre braunen Wasser zu seinen grünen fügt, wendet er sich in knapper Biegung, das Gebirge durchbrechend, nach Nordnordwest. Hier steigt auf der rechten Seite fast unmittelbar von seinem Ufer an die letzte Höhe des Hauptzuges, der Niederwald, empor, bis zu 331 m über dem Meere oder etwa 250 m über dem Rheinspiegel. Der Anblick des unteren Theiles des Berges ist, etwa von Bingen aus gesehen, nicht unmittelbar schön: grauer Schieferboden, graue Einfassungsmauern, einförmige Rebengelände. Dennoch erfreuen wir uns seines Anblicks: auf dem von der Mittagssonne durchglühten Schiefer reift die Traube, die den feurigen Rüdesheimer Wein bringt. In der halben Höhe hängt gleichsam am Abhange das alte Felsennest Ehrenfels, einstens eine der vielen Zollstätten, die den Handel erschwerten. Weiter oben ragt aus dem Walde eine künstliche Ruine hervor, die Rossel. Zu ihr lenken wir unsere Schritte; am bequemsten von Aßmannshausen aus, wo der beste Rothwein am Rhein wächst, und wo auch ganz neuerlich erst eine Heilquelle entdeckt worden ist, ein Thälchen hinauf, dann weiter hinan auf Waldpfaden. Nach einer Labung im gastlichen Jägerhause versenken wir uns vom Thurme der Rossel und wiederum von einem in der Nähe stehenden kleinen offenen Tempel aus in den Anblick der Gegend. Der breite, in der Nähe gerade, inselfreie, von Schiffen belebte Rhein leitet uns östlich nach Mainz hin, dessen Thürme bei heiterem Wetter sichtbar sind. Gerade südlich unter uns, auf der linken Rheinseite, liegt das alte Bingen mit der Burg Klopp, auf der einst Kaiser Heinrich IV. von seinem Sohne gefangen gehalten wurde, und dem Rochusberge, zu dessen Kapelle, wie aus Goethe's lebenswarmer Schilderung bekannt ist, jährlich am 16. August aus der ganzen Umgegend gewallfahrtet wird. An der Stadt vorbei strömt die Nahe, die sich von

Kreuznach her durch die Berge gewunden hat, dem Rheine zu. Unterhalb ihrer Mündung liegt im Rhein eine kleine Insel mit dem Mäusethurm; sie erinnert an die Sage vom Bischof Hatto. Weiterhin nach Süden und Osten offenes, flachhügeliges, fruchtbares Land; blaue Berge am Horizont führen die Phantasie in weite Ferne. Wir wenden vom Rosselthurme aus den Blick nach Nordwesten. Da zeigt sich uns der Rhein, wie er nun, in schmäleres Bett eingeengt, das Gebirge durchbricht; an seinem linken Ufer eine Burg, Rheinstein, ein langgestrecktes schiefergedecktes Dorf, Trechtlingshausen, und hinter diesem entschwindet er unseren Augen ganz. Ein in sich vollkommen abgeschlossenes Bild.



Ems. (Zu S. 48.)

Solche Bilder, immer wechselnd, aber immer ähnlich, werden wir, den Strom befahrend, von nun an bis zu seinem Eintritte in die norddeutsche Ebene sehen. Hier ist also eine Grenzscheide des Hügellandes und des Gebirges. Hier war auch zu manchen Zeiten eine Länderscheide. Zu Anfang unseres Jahrhunderts und bis zum Jahre 1814 war hier das staatliche Ende Deutschlands, wenn anders damals überhaupt von einem Staate Deutschland gesprochen werden konnte. Was drüben lag, gehörte, obwol die Bevölkerung an Sprache und Sitte und Sinn deutsch war, zu Frankreich. Gottlob, daß es nicht mehr so ist, daß von der „Rheingrenze“ nicht mehr die Rede sein kann! Hier, auf dem Niederwalde, zwischen der Rossel und dem Tempelchen, soll, weithin sichtbar, das Denkmal des letzten Sieges über Frankreich aufgerichtet werden. Schon ist der Grundstein und das Piedestal gelegt! Unsere westlichen Nachbarn erblicken

es, sobald sie, mit der Nahebahn kommend, Bingen erreichen. Möge es sie, wenn sie als friedliche Reisende den deutschen Strom oder seine Ufer befahren, warnen, aber nicht reizen. Möge der Krieg, den unsere Siege beendet haben, der letzte zwischen uns sein; mögen die beiden Völker fortan nur in friedlichem Wettkampfe mit einander ringen, in der Ueberzeugung, daß jedes von dem andern lernen kann, und daß durch solches Lernen und Nacheifern, nicht aber durch blutigen Waffengang das Wohl der Menschheit gefördert werde! Zu solchen Empfindungen und Gedanken regt uns der Ort an, auf dem wir stehen.

Ems. Nach Ems führt uns von Wetzlar, Koblenz oder Mainz aus die Eisenbahn, auf allen drei Wegen durch herrliche Gegend. Du kannst es, junger Deutscher, der du von dem letzten Kampfe mit Frankreich gehört und gelesen hast, kaum erwarten, bis du in jene Stadt kommst, wo die dem Kriege vorhergehenden entscheidenden Worte gesprochen wurden. Meint man ja doch manchmal, namentlich in Frankreich, diese Worte hätten den Krieg veranlaßt, so daß, wären sie nicht gesprochen worden, Friede geblieben wäre. Als ob die Ursachen nicht viel tiefer gelegen hätten! Bereits im Jahre 1869 wurde einem in Frankreich reisenden Süddeutschen von einem höheren französischen Offiziere gesagt: „Nous ferons la guerre à la Prusse, mais le moment n'est pas encore venu." Du steigst am Bahnhofe aus, gehst über die Lahnbrücke, siehst kaum, wie sich lang und schmal das Städtchen im engen Thale dahinzieht, wendest deine Schritte sogleich nach dem Kränchensbrunnen, aus dem dein König und Kaiser so oft getrunken hat. Auch du kannst dich am kräftigen, wohlschmeckenden Wasser laben. Kommst du in den Julitagen hierher, so kannst du auch den hohen Herrn selbst lustwandeln sehen, in einfacher Kleidung, mitten unter den anderen Badegästen. Du hast gehört, daß der Ort des Kurgartens, wo er am 13. Juli 1870 dem Grafen Benedetti, der ihn drängen wollte, dem Prinzen von Hohenzollern für immer die Annahme der spanischen Krone zu verbieten, durch seinen Adjutanten sagen ließ, er habe ihm nichts weiter mitzutheilen; — daß dieser Ort, sagen wir, durch einen Stein mit Inschrift bezeichnet sei. Du willst diesen Stein aufsuchen. Du findest ihn nur schwer. Er ist in den Boden eingefügt, erhebt sich nicht über ihn, ist wol von den Hunderten von Füßen, deren Weg täglich über ihn weggeht, mit Sand bedeckt; die Inschrift kaum mehr zu lesen. — Uebrigens sprach der König noch einmal am folgenden Tage, 14. Juli, im Wartesaal des Bahnhofes mit Benedetti selbst. Er wiederholte diesem, nach dessen Meldung an den Herzog von Gramont, er habe ihm nichts weiter mitzutheilen; die Unterhandlungen, die noch weiter verfolgt werden könnten, würden von seiner Regierung fortgesetzt werden. — Darin konnte nun nicht wohl eine Beleidigung der französischen Nation gefunden werden; aber wer sucht, der findet. Gleich am nächsten Tage, 15. Juli, erfolgte die französische Kriegserklärung gegen Preußen. Gegen Preußen allein? Nun, man konnte in jenen Tagen in Bayern, und auch wol anderwärts, sagen hören: „Jetzt geht es nicht blos gegen Preußen, sondern gegen ganz Deutschland, jetzt ziehen wir auch mit."

Schon früher einmal wird Ems in der Geschichte erwähnt. Im Sommer des Jahres 1786 kamen dahin „zur Kur" Bevollmächtigte der Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg. Sie schlossen da im Namen ihrer Auftraggeber einen Vertrag, die sog. Emser Punktation, zur Erhaltung der Freiheit.



Deutsches Land und Volk IV. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald.

der deutschen katholischen Kirche gegen Uebergriffe Roms. Es war — so ändern sich die Zeiten — auf kirchlichem Boden ein Kampf der hohen Aristokratie gegen die Monarchie, somit einigermaßen zu vergleichen mit dem um dieselbe Zeit (1785) geschlossenen Fürstenbunde. Der Kampf hatte keinen Erfolg. Widerstreben von anderer Seite, und dann die drohenden Vorzeichen des Sturmes, der bald darauf im Westen ausbrach, hemmten das Unternehmen.



Verabschiedung des französischen Gesandten Benedetti durch König Wilhelm von Preußen.

Nun müssen wir uns aber auch etwas weiter in Ems umsehen. Wir besuchen das stattliche Kurhaus, die schönen Anlagen führen uns längs der Lahn hinab. Eine neue gothische katholische Kirche zeigt sich uns, und drüben, auf der linken Seite, ein Bau mit fünf Kuppeln. Es ist eine im Jahre 1876 eröffnete griechische Kapelle für die zahlreichen Russen, die in ruhigen Zeiten hier einige Sommerwochen verbringen. Die Russen brauchen, wie es scheint, für ihren Kultus viel Schmuck und Glanz. Hier ist noch viel mehr Vergoldung als in Wiesbaden. Die Gemälde, von russischen Künstlern gefertigt, haben

etwas Byzantinisches. — Wer rüstiger Gänger ist, den ziehen besonders die zum Theil steilen, felsigen Berge auf der rechten Lahnseite an; von ihrem Rücken hat er manchen schönen Blick ins Thal hinab. — Ems hat vor allen anderen Taunusbädern den Vorzug, daß es an einem schiffbaren Flusse liegt. Unter den Uebungen der Kraft und Gewandtheit ist in neuerer Zeit besonders auch die des Ruderns aufgekommen; es ist in der That eine Freude, auf dem Rhein und der Elbe und anderen deutschen Flüssen die von kräftigen Männern mit gleichmäßigem Ruderschlage geleiteten Boote dahinschießen zu sehen. Der in England schon lange gepflegte Wettkampf im Rudern hat sich auch auf deutschen Boden verpflanzt. So kamen denn auch im Juli des Jahres 1877 Männer, nicht blos aus Rotterdam und Hamburg, sondern auch aus Köln und Bonn und weiter aus dem Binnenlande, aus Frankfurt am Main, in Ems zusammen und maßen ihre Kraft und Geschicklichkeit. Das ist ein schöner, unblutiger Kampf; er hinterläßt auch in dem Herzen des Besiegten keinen Haß, sondern nur das Streben, sich zu vervollkommnen, um bei nächster Gelegenheit selber den Preis zu erringen.

Den Rückweg können wir etwa mit der Lahnbahn bis Limburg und von da an mit der im Jahre 1878 eröffneten, das ganze Taunusland quer durchschneidenden Bahn über Selters, Idstein und — das später genauer zu erwähnende — Epstein nehmen.

Selters. Wer hätte nicht schon Selterser Wasser getrunken? Vielleicht war es künstliches, wie es jetzt vielfach, besonders aus Chlornatrium und gemahlenem kohlensauren Kalk mit manchen Zusätzen, hergestellt wird. Hier sind wir nicht fern von der Quelle des natürlichen, seit langer Zeit weithin bekannten. Gerning singt von ihm:

„Herrlich und weitberühmt als Labsal über das Weltmeer
Schwimmt mit den Schiffenden treu, Perlen Selteria's, ihr,
Welche, die Wogen der Brust besänftigend, leicht mit Erfrischung
Durch das wallende Blut rollen im lindernden Hauch."

Mit der Eisenbahn erreichen wir von Limburg aus in einer starken halben Stunde das Dorf Niederselters, und ganz nahe ist der Brunnen. Da sehen wir Tausende von Krügen, im „Kannebäckerländchen" zwischen Koblenz und Montabaur gefertigt. Eine Anzahl derselben wird auf ein Gestell gebracht, in die Flut getaucht, dann verkorkt und verpicht. So geht es den ganzen Tag und das ganze Jahr über fort. In einem Tage können wol 24,000 Krüge gefüllt werden. Dennoch nimmt die Wasserfülle nicht ab. Man nimmt an, daß die aus der Tiefe mit starkem Brausen und unzählige Blasen treibend mächtig emporsprudelnde Quelle in jeder Minute etwa vierzig Liter Wasser ans Tageslicht fördert. Jährlich werden über vier Millionen Krüge nach allen Theilen der Erde verschickt. Seit die Quelle bekannt ist, ist der Gehalt an Chlornatrium, kohlensaurem Natrum u. s. w. derselbe geblieben. Was für gewaltige Massen dieser Stoffe müssen in den Gesteinen, durch die unter dem Boden das Wasser strömt, enthalten sein! Kommen wir am Vormittag gegen sieben oder nach elf Uhr oder am Nachmittag nach drei Uhr an den Brunnen, so sehen wir Scharen von Landleuten, besonders viele blonde Knaben und Mädchen, mit Krügen belastet daherkommen. In Abtheilungen werden sie eingelassen; sie dürfen sich da die Krüge, so viele sie deren tragen können, umsonst füllen. Das ist ein

Vorrecht der bis auf eine Entfernung von zwei Wegstunden Wohnenden. — Im Jahre 1814 kam vom östlichen Deutschland her auf dem Zuge nach Frankreich eine Reiterschar in die Nähe. Der dortige nassauische Beamte besuchte den Oberst; dieser lud ihn zu Tische und setzte ihm aus seinem Flaschenkeller verschiedene Weine vor. Beim Nachtisch holte auf Geheiß des Obersten der Diener in einem Kruge noch etwas, das sehr gut sei, den Wein niederzuschlagen. Es war Selterser Wasser. Wie erstaunte der Oberst, als ihm der Beamte nach kurzer Zeit einen erst ganz kürzlich aus der Quelle geschöpften Trunk desselben Wassers vorsetzen ließ!



Nauheim.

Nauheim. Am Fuße des östlichsten Berges des Hauptzuges, des Johannisberges, dessen Gipfel sich 128 m über die Stadt, 266 m über das Meer erhebt, bereits in der Wetterau, liegt Nauheim. Schon seit alter Zeit, wol schon von den Römern, wurde hier Salz gewonnen. In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts suchten und fanden auch einzelne Kranke hier Genesung. Aber einen ausgebreiteten Ruf hatte Nauheim noch nicht. Es wurde verschiedentlich nach neuer Soole gebohrt; an einem Bohrloche wurde im Jahre 1839 begonnen, aber da man, nachdem fast 160 m tief gebohrt war, nur eine arme Soole fand, so wurde im Jahre 1841 die Arbeit eingestellt und der Schacht zugeworfen. Da brach an dieser Stelle unerwartet im Dezember 1846 ein mächtiger Strahl aus der Erde empor; bedeutender Gehalt an Kohlensäure, wie solcher überhaupt der Nauheimer Soole mehr als manchen anderen Salzwassern eigen ist, hatte ihn in die Höhe getrieben. Das wilde Wasser wurde dem Menschen

dienstbar gemacht; man zwingt es, durch Röhren sogleich in die Badehäuser und in die Saline zu strömen. Wenn man an der Marmoreinfassung des Beckens steht, wo diese Quelle zu Tage kommt, dann sieht und hört man, wie das Wasser schäumt und aufwallt und nur unwillig den Zwang zu tragen scheint. Andere Bohrungen hatten nun guten Erfolg; der Ruf Nauheims verbreitete sich. Im Jahre 1854 wurde das Dorf von der kurhessischen Regierung zur Stadt erhoben; breite Straßen mit schönen Häusern wurden angelegt; jetzt ist für Alles, was dem Kranken wie Dem, der nur Erholung sucht, dienen kann, so weit als möglich gesorgt. Und so sieht man denn hier im Sommer Nord- und Süddeutsche, Engländer, Russen, Rumänier. Einige Quellen, die weniger salzhaltigen, werden zum Trinken, die stärkeren zum Baden benutzt; auch Gasbäder sind eingerichtet, für den ganzen Körper oder für einzelne leidende Glieder desselben.

Nauheim hat besonders schöne schattige Anlagen, bis zu dem fast eine Viertelstunde nördlich vom Sprudel gelegenen Teichhause. Das ist ein schönes, nur zeitweise von Menschen recht belebtes Plätzchen: im Osten ein großer Teich, mit Inselchen, Wasservögeln und Schiffchen, auf welchen sich Badegäste wiegen. Hier und da sieht man auch einen Angler — meist Engländer — mit Ausdauer seiner langweiligen Leidenschaft fröhnen. Wieder durch andere schattige Gänge kommt man an das im Jahre 1865 erbaute neue Kurhaus. Es ist hochgelegen; von der Terrasse vor dem Hause, dem abendlichen Sammelplatze der Badegäste, hat man einen reizenden Blick auf Rasen- und Blumenbeete und mit großem Geschmack angelegte Baumgruppen. Das Kurhaus ist im Innern fast zu prachtvoll ausgestattet; es wurde erbaut, als noch das Glücksspiel geduldet war.

So hat die Kunst für Nauheim viel gethan. Weniger die Natur. Denn im Osten der Stadt breiten sich die fruchtbaren, aber etwas einförmigen flachen Wellen der Wetterau aus, und den Blick begrenzt nach dieser Seite die gleichfalls einförmige Linie des blauen Vogelsberges. Der einzige nähere Gang, der uns in etwas bedeutendere Höhe führt, ist der auf den westlich gelegenen Johannisberg. Es steht da ein alter Thurm, der Rest einer Kirche. Von der auf guter Treppe zu ersteigenden Plattform sieht man Stadt und Park und die weithin sich erstreckenden Gradirhäuser unter sich; malerisch zeigt sich das eine halbe Stunde südlich gelegene Friedberg mit seiner alten Kirche und der auf Basaltfelsen erbauten Burg; nach Nordosten erheben sich auf einem die übrigen überragenden Hügel die Trümmer der alten Feste Münzenberg, wegen der zwei stumpfen Thürme „das Wetterauer Tintenfaß“ genannt; auf der Westseite bewaldete Berge des Taunus; nach Norden reicht der Blick bis an die Berge bei Marburg, nach Süden bis an den Odenwald.

Wer auf einen ersten Ostertag das Städtchen besucht, hat Gelegenheit, hier oben einem örtlichen Feste beizuwohnen. Da wandert nach dem Nachmittagsgottesdienste, mag auch rauhe Märzluft vom Vogelsberg her wehen oder der launische April seine Flocken streuen, Alt und Jung fröhlich auf den Johannisberg. Es gilt die Erinnerung an eine von den Vorfahren siegreich gekämpfte Schlacht. In die Kirche auf dem Johannisberge waren, außer Nauheim, auch die beiden Dörfer Ober- und Nieder-Mörle an der Usa eingepfarrt. Zur Zeit der Reformation nahm Nauheim die neue Lehre an, die beiden Mörle blieben der alten treu. Am Nachmittage des ersten Ostertages — in welchem Jahre, das hat sich nicht erkunden lassen — stand der lutherische Prediger auf der

Kanzel; da wurde ihm gemeldet, die Mörler zögen den Berg herauf, um den Gottesdienst zu stören. Der streitbare Geistliche verkündete dies seiner Gemeinde und forderte sie zur Abwehr auf. Die Kirche entleerte sich, die Nauheimer Männer zogen, wenn auch ohne Waffen, den Mörlern entgegen und schickten sie weidlich zerbläut nach Hause. — So wird diese Geschichte erzählt. Zum Andenken hieran also wandert man zur angegebenen Zeit hinauf; der Geistliche, oder auch an seiner Stelle ein Gemeindeglied, hält eine Ansprache mit Gebet; einige von den Anwesenden selbst gewählte Osterlieder werden gesungen; nachher freie Unterhaltung und auch wol heitere Spiele der Jugend. — Das Fest ist, wenigstens in seiner jetzigen Form, noch nicht alt; erst etwa seit dem Jahre 1850 wird es gefeiert; der damalige Pfarrer von Nauheim gab, in der Ueberzeugung, daß es gut sei, die Thaten der Alten im Gedächtniß des jüngeren Geschlechtes zu erhalten, die Anregung dazu. Jetzt ist es so eingebürgert, daß die Nauheimer es nicht entbehren mögen. Es wäre zu wünschen, daß auch anderwärts, wo sich Gelegenheit dazu bietet, solche Anregungen gegeben würden.

Im Jahre 1792 sah der Johannisberg einen noch blutigeren Kampf. Im Oktober widerstanden 128 Hessen unter Martorf einer Schar von 1500 Franzosen unter Houchard. Nachdem viele Todte und Verwundete den Kampfplatz bedeckten und es an Schießbedarf fehlte, ergaben sie sich dem übermächtigen Feinde. Dieser konnte nicht umhin, ihre Tapferkeit anzuerkennen und zu ehren.

Wer Nauheim besucht, der wird auch die Salinen betrachten und die Salzbereitung kennen zu lernen wünschen. Diese zu beschreiben, gehört nicht zu unserer Aufgabe. Wer sich von Nauheim ein Andenken mitnehmen will, wie es die anderen Badeorte des Taunus nicht bieten, der kauft sich, etwa Morgens im Kurgarten, zierlich überkrustete Blumen, Gräser, Mohnköpfe, Eier oder dergleichen. Die ungereinigte Soole setzt nämlich an Gegenständen, mit denen sie eine Zeit lang in Berührung kommt, namentlich ihren Kalk und auch wol etwas Eisen ab, und überzieht sie, die Formen belassend, mit einer gelblichen Rinde.

Homburg vor der Höhe; die letzte Spielhölle. Homburg war ein stilles Residenzstädtchen eines der kleinsten deutschen Fürstenhäuser — eines Hauses übrigens, von dessen Gliedern nicht wenige verdienten Kriegsruhm geerntet haben; vor Allen der auch durch Kleist's Drama bekannte Landgraf Friedrich II. (regierte 1680—1708), der dem Großen Kurfürsten 1675 bei Fehrbellin die Schweden besiegen half. In unserem Jahrhundert kämpften sechs Brüder aus diesem Hause gegen Napoleon I.

Wer vor einem halben Jahrhundert nach Homburg kam, besah sich im Schloßhofe den zu Pferde gleichsam aus der Mauer hervorsprengenden steinernen „Landgrafen mit dem silbernen Bein“ (eben jenen Friedrich II.; er verlor, als im Jahre 1758 der Große Kurfürst dem von den Schweden bedrängten Dänenkönige Hülfe schickte, vor Kopenhagen ein Bein); bestieg der Aussicht wegen den in der Mitte des Hofes stehenden „weißen Thurm“, wobei er dem Schließer auf dessen Befragen über Namen und Charakter Auskunft ertheilte, „denn Durchlaucht wollten das ganz genau wissen“; betrachtete im Schloßgarten die mit der Schere zu allerhand Figuren beschnittenen Hecken und Büsche von Buchsbaum und Hainbuche, fütterte im Schloßteiche die Karpfen; — das war Alles, abgesehen von den hübschen schattigen Gängen, welche die nahen Wälder boten. Höchstens wurde noch das „Sauerbrünnchen“ besucht und dessen Wasser gekostet.

Jetzt ist das anders. Das Schloß und sein Garten werden kaum mehr beachtet. Vom Bahnhofe zieht sich eine breite Straße mit großen neuen Häusern aufwärts nach der Altstadt; rechts erscheint das Kurhaus; sein Saal überbietet an Pracht die von Wiesbaden und Ems; hinter dem Hause ein Teich; schattige Gänge und Anlagen führen südlich zu den eingefaßten fünf Mineralbrunnen. Und im Sommer wogt's da von Fremden und mancherlei Sprachen hört man.

Woher diese Veränderung? Allerdings wurde in den dreißiger Jahren, besonders von Liebig, auf das hiesige Mineralwasser aufmerksam gemacht, und Fremde (im Jahre 1834 waren es deren 150) kamen hierher, das Bad zu gebrauchen. Dann aber kamen, im Jahre 1841, die Brüder Blanc, erwirkten vom Landgrafen die Erlaubniß zum Glücksspiel, schlossen einen Vertrag auf 30 Jahre, erbauten und vergrößerten das Kurhaus und gründeten die Parkanlagen. Da entstanden denn auch jene eleganten Straßen der Neustadt und viele Gasthöfe. Seit dem Jahre 1860 führt die Eisenbahn Fremde in 40 Minuten von Frankfurt hierher. Homburg wurde als „Badeort" berühmt; im Jahre 1856 zählte es bereits über 10,000, 1869 beinahe 20,000 Gäste. Im Kurgarten, zu den Zeiten, wo die „schöne Welt" sich dort erging, hörte man fast mehr französisch als deutsch sprechen; „Comtessen" machten die Gegend unsicher. Wer dem Spiel zusah, hatte Gelegenheit, physiognomische Studien zu machen. Gar mancher Bethörte endete durch Selbstmord.

Mit dem Ende des Jahres 1872 hörte, trotz lokalpatriotischer Bemühungen, durch Reichsgesetz das Glücksspiel auf, und somit war die letzte Spielhölle von deutschem Boden verschwunden. Das prachtvolle Kurhaus steht nun da, der Stadt, die seinen größten Theil von der „Spielaktiengesellschaft" erworben hat, fast zur Last. Brunnen und Anlagen gehören jetzt dem Staate und werden von ihm erhalten.

Wird nun nicht Homburg als Badeort eben so schnell, wie es sich erhoben, auch wieder sinken? Die Homburger hoffen und führen dabei die Erfahrungen der letzteren Jahre an, daß das nicht geschehen werde. Allerdings sieht man keine „Comtessen" und keine französischen Kellner mehr. Aber die Heilkraft des Wassers wird geschätzt; schon während der Spielzeit konnte man, unbekümmert um jenes unheimliche Treiben, hier ruhig leben; man hatte gute, reine Luft und in der Nähe schattigen Wald, der zu erfrischenden Gängen einlud. Und so mag Homburg auch fortan unter den Taunusbädern wol seine Stelle behaupten.

In einem Seitenbau des Kurhauses befindet sich eine Sammlung von Gegenständen, die großentheils auf der nun bald zu besuchenden Salburg dem Schoße der Erde, in welchem sie wol 1600 Jahre geschlummert hatten, entnommen worden sind. Was in früheren Jahren dort ausgegraben worden ist, kam in das Schloß zu Homburg. Bei dem Uebergange des Ländchens an Preußen behielt sich der Großherzog von Hessen, an welchen es nach dem kinderlosen Tode des letzten Landgrafen (März 1866) gefallen war, diese Schätze vor, und sie sind jetzt in seinem Schlosse zu Darmstadt zu sehen. Erst die seit dem Jahre 1870 gefundenen Stücke sind hier in Homburg. Das Anschauen dieser Sammlung ist eine gute Vorbereitung auf den Besuch der Salburg. Da sehen wir eiserne Waffen; eine Anzahl von Schlüsseln zeigt uns, wie gut die Römer ihre Häuser und Zimmer verwahrten; da sind beinerne Griffel, einerseits spitz, zum Schreiben auf Wachstafeln, andererseits breit und flach, zum Auslöschen

der Schrift; Töpfe, Luftheizungsröhren, Thonlämpchen, Glasgefäße. Gebrannte Ziegelsteine mit dem Zeichen nicht blos der 8. und 22. Legion, sondern auch der vierten Kohorte der Vindelicier (Bewohner von Schwaben und Bayern südlich von der Donau) und der zweiten der Rhätier (Ostschweiz und Tirol) weisen darauf hin, daß auf dieser hochgelegenen Feste neben Italienern auch Leute ihren Stand hatten, die von ihrer Heimat her an rauheres Klima gewöhnt waren.

Ein Stück einer Glastafel mit dem eingeritzten Bilde eines Fisches giebt uns den Beweis, daß unter den römischen Kriegern auch Christen — deren Erkennungszeichen in den ersten Jahrhunderten der Fisch war — sich befanden.



Homburg vor der Höhe.

Schmuckgegenstände von mancherlei Art, zum Theil den unserigen ähnlich, zeigen, daß jener Ort, an der äußersten Grenze des Römergebietes, nicht blos von rauhen Kriegern bewohnt war, und daß die Römer es sich hier, wie überall, gern behaglich machten. Aus Knochenresten (Küchenabfällen) ersehen wir, daß auch die Auster und der Stör auf den Tisch kamen, und auch der Ur, der damals noch die Wälder umher bewohnte. Unter den Münzen stammen die ältesten aus den Zeiten der Republik, die jüngste von Claudius II., der vom Jahre 268—270 regierte.

Wer nur eine Stunde in diesem Museum verweilt und die verständige Erklärung des Custos beachtet, dem ist das Alterthum näher gebracht; er erkennt, daß die Menschen vor 1600 Jahren uns doch näher verwandt waren, als er es sich vorgestellt hätte; er ist vorbereitet zum Besuch der Salburg selbst.

Die Salburg. „Nachdem Germanicus“ — so schreibt Tacitus (Annal. I. 56) — „über den Spuren der väterlichen Verschanzung auf dem Taunusgebirge ein Kastell errichtet hatte, ließ er schnell ein Heer gegen die Katten vorrücken.“ Wo dieses Kastell gewesen sei, darüber haben die Ausleger wol gestritten. Der gelehrte Lipsius (1547—1606) gesteht, es nicht zu wissen. Ein Professor in Gießen suchte es, indem er auf eine entfernte Lautähnlichkeit Werth legte, auf dem bei seiner Stadt gelegenen Dünsberge. Neuerlich hat man es sogar in die Gegend von Detmold verlegen wollen. Es ist aber bestimmt unsere Salburg. Drusus, der Vater des Germanicus, hatte hier im Jahre 11 v. Chr. eine Befestigung angelegt; 20 Jahre später, nach der Varusschlacht, war diese von den umwohnenden Katten zerstört worden; wieder sechs Jahre nachher, im Jahre 15 n. Chr., stellte sie Germanicus, offenbar größer und fester, wieder her. Der Ort war gut gewählt: auf einem Sockel des Gebirges, drei Stunden von Artaunum, von wo eine Straße hinaufführte, an einem Orte, der freie Aussicht nach Norden, nach dem feindlichen Lande, gewährte. Jetzt zieht in der Nähe vorbei die Landstraße von Homburg nach Usingen; von jeder der beiden Städte ist die Salburg anderthalb Stunden entfernt.

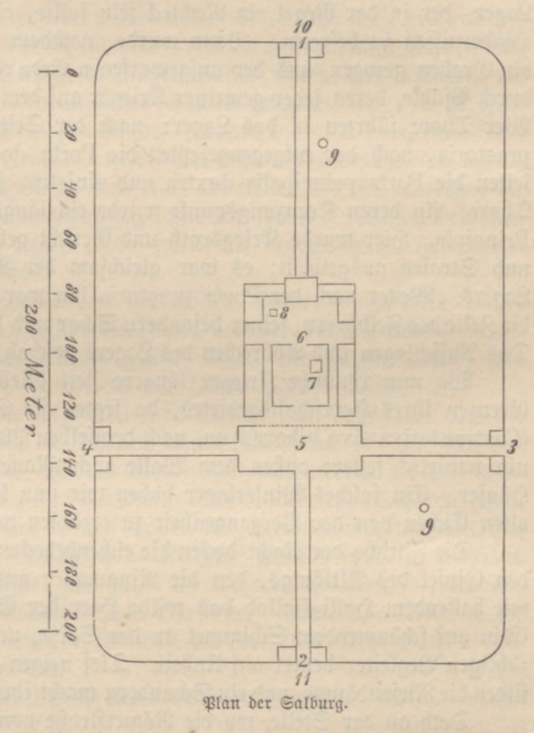
Man wußte schon lange, daß hier eine römische Befestigung gewesen sei; am weißen Thurme im Schloßhofe zu Homburg ist ein von hier stammender, im Jahre 1723 gefundener Stein mit römischer Inschrift eingemauert; auch zu anderen Gebäuden in der Umgegend haben die Trümmer Steine geliefert. Wer aber noch vor dreißig Jahren die Straße zog, sah keine Spur mehr davon; auf der Stelle der Römerfeste wuchs hoher Wald. Namentlich den Bemühungen des verstorbenen Archivars Habel ist es gelungen, die Ausgrabungen — seit 1854 — in Gang zu bringen, und unter kundiger Leitung werden sie immer noch fortgesetzt. Und so sieht man denn hier etwas, das in Deutschland einzig in seiner Art und wol an Merkwürdigkeit den Römerbauten in Trier und den Römerbädern in Badenweiler an die Seite zu setzen ist: die deutlichen Umrisse und die Reste eines römischen Standlagers.

Zur Römerzeit hieß die Feste wol einfach castellum Taunense. Der Name Salburg kommt zum ersten Male, so viel bekannt ist, in einer bis jetzt nur handschriftlich vorhandenen Schrift des Idsteiner Rechtsgelehrten Johann Jakob Stetter (etwa um 1730) vor, einer Umarbeitung und Erweiterung von Weyrich Wettermann's historischem Bericht von der Wetterauer u. s. w. (1608). Es heißt da: „Die Bollwerke auff dem Pohl=graben, ob sie gleich alle ruinirt, haben auff den heütigen Tag ihre gewisse Nahmen, alß . . . von Usingen nach Homburg die Saalburg.“ Hiernach war der Name damals bei den Umwohnern gebräuchlich, und so gewiß schon seit einigen Jahrhunderten. Er hängt sehr wahrscheinlich mit einem alten Worte Sal (Grenze) zusammen; Salburg bedeutete also so viel als Grenzfeste und ist demnach Salburg, nicht Saalburg zu schreiben. Andere denken jedoch an das mittelalterliche (fränkische) Sala = Königsgut, wahrscheinlich aber mit Unrecht. Das alte Kastell am Taunus war beim Beginn der Frankenherrschaft längst zerstört, verfallen und ohne Zweifel damals bereits mit Wald oder Gesträuch überwachsen. Es ist überhaupt niemals fränkisches Königsgut gewesen.

Von Homburg führt uns nun der Weg zunächst nach Dornholzhausen. Wer hier die Landleute, besonders ältere, französisch anredet, kann Antwort in

derselben Sprache erwarten. Landgraf Friedrich II., derselbe, dessen Steinbild wir im Schlosse zu Homburg gesehen haben, nahm der Religion wegen vertriebene Waldenser und französische Hugenotten auf; sie bauten zwei Dörfer, Dornholzhausen und das größere Friedrichsdorf. Die Bewohner sprechen beide Sprachen, es wird in beiden unterrichtet und gepredigt, der Konfirmandenunterricht wird in französischer Sprache ertheilt. Schwerlich hätten Deutsche, bei ihrer großen Anlage und Neigung, sich Fremdem zu fügen, in so geringer Anzahl (die beiden Dörfer zählen gegenwärtig zusammen etwa 1700 Einwohner) und in solcher Vereinzelung 200 Jahre lang ihre Sprache erhalten. Um das Jahr 1770 wurden mehr als 7000 deutsche Familien in der Sierra Morena in Spanien angesiedelt; deutsche Reisende, die siebzig Jahre später dahin kamen, wurden, deutsch redend, nicht mehr verstanden.

Von Dornholzhausen an schlägt der Fußwanderer, die staubige Landstraße vermeidend, einen näheren Waldweg ein. Beim Austritte aus demselben winkt ihm links ein gastliches Försterhaus; hier sind auch erklärende Führer zu finden; selbst die weiblichen Insassen des Hauses wissen die Porta principalis sinistra zu zeigen und von der vierten Kohorte der Vindelicier zu sprechen. Es ist übrigens, wenn wir uns nicht mit einem oberflächlichen, leicht sich verwischenden Eindruck begnügen wollen, zu rathen, daß wir schon vor dem Besuche der Trümmer uns einigermaßen mit der Einrichtung eines römischen Lagers bekannt machen.



Plan der Salburg.

1. Porta praetoria.
2. Porta decumana.
3. Porta principalis dextra.
4. Porta principalis sinistra.
5. Principia.
6. Praetorium.
7. Sacellum.
8. Sandsteinquader.
9. Brunnen.
10. Nach dem Pfahlgraben zu.
11. Nach der Landstraße zu.

Die Römer waren ein Volk der That, und sie hielten fest an dem als gut Anerkannten. Auf ihren Kriegszügen schlugen sie jeden Abend, auch wenn sie gleich am folgenden Morgen weiterzurücken hatten, ein Lager auf. „Eure Voreltern“, läßt Livius (34, 39) im makedonischen Kriege (168 v. Chr.), als einige junge Heißsporne den nahen Feind sogleich anzugreifen riethen, in versammeltem Kriegsrathe den alten Feldherrn Aemilius Paulus sagen — „Eure

Voreltern sahen in einem befestigten Lager einen Hafenort für alle Wechselfälle; von da konnten sie hinausziehen zur Schlacht, dahin konnten sie, vom Sturm der Schlacht umhergeworfen, sich zurückziehen. Das Lager nimmt den Sieger auf, dem Besiegten ist es eine Zuflucht. Es ist dem Krieger eine zweite Vaterstadt; der Wall ist statt der Mauern, das Zelt statt des Hauses." — Da wurden denn — so war es hergebracht — Leute vorausgeschickt, den Platz für das Lager, der in der Regel ein Rechteck sein sollte, abzustecken und möglichst von Hindernissen zu befreien. Dann wurde, nachdem das Heer angekommen war, ein Graben gezogen, aus der aufgeworfenen Erde ein Damm gebildet und dieser durch Pfähle, deren jeder gemeiner Krieger auf dem Zuge einige trug, verwahrt. Vier Thore führten in das Lager: nach der Seite des Feindes zu die Porta praetoria, nach der entgegengesetzten die Porta decumana, auf beiden Nebenseiten die Porta principalis dextra und sinistra. Zwei Straßen verbanden die Thore. An deren Kreuzungspunkt wurde ein länglicher Raum freigelassen, die Principia. Hier wurde Kriegsrath und Gericht gehalten, wurden Belohnungen und Strafen ausgetheilt; es war gleichsam der Marktplatz, das Forum des Lagers. Weiter nach der Porta praetoria hin war das Praetorium; da standen die Zelte des Feldherrn, seiner besondern Schar und der übrigen Kriegshauptleute. Das Aufschlagen und Abbrechen des Lagers geschah schnell, in größter Ordnung.

Wo nun römische Krieger längere Zeit blieben, also namentlich an den Grenzen ihres Herrschaftsgebietes, da legten sie Standlager oder Winterlager (Castra stativa sive hiberna) an, nach demselben Plane wie die vorübergehenden, nur natürlich fester: außer dem Walle auch Mauern, statt der Zelte steinerne Häuser. Ein solches Winterlager haben wir nun hier. — Laßt hören, was die alten Eichen von der Vergangenheit zu erzählen wissen! —

Die Fittiche der Nacht decken die eichenbedeckten Hänge des Taunus. Ueber den Gipfel des Altkönigs, den die Ringmauer aus ferner Vorzeit deckt, zieht mit hallendem Halli=Halloh das wilde Heer der Einheriar, den greisen König Odin auf schäumendem Schimmel an der Spitze, und das Weherufen seiner unzähligen Begleiter deutet auf Unheil. Tief neigen sich an den unheimlichen Gefilden die Riesenbäume, und ein Schaudern macht ihre mächtigen Glieder erzittern.

Doch an der Stelle, wo die Römerstraße von Novus vicus, der wälschen Kolonialstadt, dem heutigen Heddernheim, heraufzieht zum Gebirgswall, wo die auf der Wasserscheide abhebend vom Dunkel die Zinnen und Thürme des Arctaunum emporragen, da ertönt dumpfer Lärm, und blendender Funkenschimmer bricht die düsteren Schatten leuchtend entzwei.

„Am eisernen Schlag", wo im Pfahlgraben nach Nordwesten ins wilde Kattenland hinab, ins Thal der Amisia (Ems) und Langana (Lahn) ein eisernes Thor den streitlustigen Germanen den Zugang sperrt, da ertönt Waffengeklirr und schneller Schritt. Herauf aus den Wällen Hercyniens schreiten die waffenbeladenen Legionäre, das leichte Pilum in der Rechten, die Linke deckend durch den drachengeschmückten Schild. Die Spitze des Zuges bilden die Krieger von der 8. Legion Augusta; Fackelträger gehen zur Seite und zeigen den Centurionen, die voranschreiten, den steilen Weg. Hinter ihren gelichteten Reihen erscheint von Mauleseln gezogen eine einfache Lectica, eine Sänfte mit zugezogenen Vorhängen. Zur Seite gehen Führer mit gesenktem Stabe (vitis) und trauernder Miene; voran eine hohe Gestalt, den Kriegsmantel über das Haupt

gezogen, ohne Schwert, ohne Schmuck. In der Sänfte liegen die Reste des fern an der Saale gestürzten Imperators Drusus, dem das suebische Weib das „Zurück, o Römer!“ vor einem Monat drohend zugerufen hatte. Der Held, er starb am Sturze vom Rosse, das nachgeführt wird, und vor dem Tode grüßte er noch den Bruder, der von Rom den Rhein hinab über Mainz in das Unglückslager an der Saale Strand geeilt war. Denkt Tiberius des Bruders, oder denkt er seines Ruhmes, den er übertreffen will, als er jetzt stolz grüßend die zurückgebliebenen Veteranen in des Prätoriums (Feldherrnwohnung) Säulenhalle eintritt? Die Mitte des fast $62,_{50}$ m langen Baues nimmt das Atrium, ein quadratischer Hof, ein, der von korinthischen Säulen umgeben ist. Zur Rechten liegt das Sacellum mit der Bronzestatue des Jupiter optimus maximus.

Dorthin tragen jetzt die Centurionen der 22. Legion primigenia pia fidelis den Leichnam des entseelten Helden, und ringsum stellen die Fahnenträger die Adler der beiden Legionen und die Chargenzeichen auf, welche Dreizacke, Delphine, Halbmonde darstellen. Zum letzten Male sollen die sieggewohnten Feldzeichen den siegreichen Feldherrn grüßen!

Trauerkündend sinkt Tiberius an der hohen Leiche geschmückter Bahre nieder, manch trotziger Krieger wischt die Zähre von der dunklen Wange.

Doch während innen der Trauer grauer Gram die Herzen drückt, tobt draußen der männermordende Kampf um des todten Cäsars Leiche.

Der Katten Stämme, die Mattiaken und Batten, die Lahngauer und die Söhne des Taunus waren wie die Hyänen dem Leichenheere gefolgt. An den Mauern außerhalb des Kastells, um die Porta praetoria, entbrennt der Kampf. Hier werfen Schwert und Lanze der Germanen wild anstürmende Scharen hinab in den Graben, dort dringen der Katten Söhne mit Steinhammer und eisernen Speeren über der Palissaden durchbrochene Reihen. Endlich erscheint Tiberius selbst in den Reihen der Kämpfer und führt die tapferen Kohorten der Rhätier und Vindelicier heran zum entscheidenden Vorstoße. Heulend entweichen die Söhne der Berge in die Schatten der Wälder, die eben, der Berge Spitzen, wie der Sonne erster Strahl vergoldet.

Und in der Sacelle tönen die Trauerlieder der Priester: Have illustris imperator! — —

Da weckt auch uns, die wir im Rasen schlummern, des Sonnenlichtes holder Schein.

Man muß einmal an einem frischen Morgen den prächtigen Kaiserweg heraufwandern von Homburg, der Taunusperle, um die ganze Situation der Salburg, dieses deutschen Pompeji, zu erfassen. Tief unten liegen Oberursel, Friedrichsdorf, Seulberg, Kronberg, umringend im lieblichen Kranz den von neuen Gebäuden eingefaßten Badeort. Und dort, wo die Senke liegt zwischen den scharf prononcirten Köpfen, dem „Grauen Berg“ im Osten und dem „Lindenberg“ im Westen, wo über die Scheide am Pfahlgraben die Straßen ziehen nach Oberhain und Ansbach, nach Wehrheim und Usingen, da deckt den Paß oder vielmehr die einzige Einsattelung das Kastell, welches seine Front nach Norden kehrt. Es war der einzige Zugang vom Kattenlande nach Süden ins reiche Rheingau und zu den Städten am Oberrhein. Kaum eine Stelle am Rhein war dem Römer einst wichtiger! In ihm bildet der Pfahlgraben einen spitzen Winkel und deckt so mit seinen beiden Seiten als erste Vormauer das Werk der Welschen.

Das Kastell selbst, von dem die von Herrn Archivar Habel und Oberst von Cohausen aufgedeckten Grundmauern sich erheben, bildet ein längliches Viereck und ist umgeben von zwei tiefen Gräben. Das Ganze bedeckt über 32,000 qm oder 12 römische Jugera. Der Umfang mißt 24,000 römische Fuß.

Schreiten wir jetzt im Innern von Süden aus, wo den rüstigen Wanderer des Sommers Hitze niedergedrückt hat, dem Kattenlande zu, nach Norden, so treffen wir, von der Südpforte, der Porta decumana, kommend, zur Linken und zur Rechten zwei Komplexe von Gebäuden. Das kleinere zur Linken mag das Quaestorium, die Intendantur, enthalten haben, das zur Rechten wird nach K. Rossel's Ansicht Magazine und Zeughaus repräsentirt haben.

Weiter nach Norden treten wir in die Umfassungsmauern des das Centrum des Kastelles bildenden Prätoriums ein. Fünf Eingänge führten in das umfangreiche Gebäude. Zwei Cisternen befinden sich in des Hofes Mitte. Jahrhunderte mögen des Ganzen Bild wesentlich umgeschaffen haben; will doch Habel eine dreimalige Zerstörung der Salburg aus den Lagen des Brandschuttes erkennen. Jetzt stehen nur noch Mauertrümmer und Säulenreste, wo einstens Drusus und Tiberius, Germanicus und Pomponius (Tacit. Ann. XII. 28) den Heeren geboten und die Pläne gegen der Katten Stämme schmiedeten, die Armin's Heldenarm für immer zerbrach.

Die Räume vor und neben dem Prätorium besetzten einst ständig die tapferen und baulustigen Kohorten der Rhätier und Vindelicier. Ihnen mag die Erbauung eines Theiles des gewaltigen Grenzwalles zuzuschreiben sein, der einst vom Niederrhein an bei Bonn sich ziehend über den Taunus und den Spessart bis an die Donau bei Kelheim des Römerreiches Marken von der Germanen Gauen trennte.

Jetzt deckt wilder Ginster und Eichengestrüpp die Stellen, wo des Südens Söhne wachten gegen die grimmen Söhne des Waldgebirges, wo der Rhätier lehnend an der Porta dachte der fernen Heimat und der schimmernden Schneegefilde an den Fluten der Isara und der Ambra. Und den Vindelicier, ihn verlangte nach der herrlichen Augusta (Augsburg) reichem Forum, nach den schönen Kindern auf der via principalis, nach den fröhlichen Schenken mit dem leckeren Falerner und den Schleckereien aus welschem Lande! Hier giebt's zum täglichen Postendienste nur Kommisbrot, sauren Landwein und, wenn's hoch kommt, ein schmales Gütchen drunten an der via montana (Bergstraße) in Lupodunum (Ladenburg) oder am Grenzwall. Und dort noch manchen gefahrvollen Strauß mit den wilden, blondgelockten Alemannen! — Ade, du Legionar, luge scharf in die Ferne des deutschen Nordens, kühn und streitbar sind die Kinder vom Hessenlande! —

Verlassen wir das Lager und wandern nach Süden auf der Römerstraße, Homburg zu, so treffen wir zur Linken und Rechten Spuren bürgerlicher Ansiedelung. Hier standen einst die Thermen, die warmen Bäder, dort Wohnungen für Schenkwirthe und Handwerker, für Krämer und Händler. Und dort zu beiden Seiten der Heerstraße, bedeckt von Immergrün und Lebensbaum, da liegen in kleinem Raume die Aschenreste der Söhne des Südens. Noch kann man den Verbrennungsplatz (bustum) unterscheiden, und die wenigen Urnen und Lampen, Messer und Münzen zeugen wehmüthig von der Herrschaft des welterobernden Römervolkes! —

Doch jetzt ertönt lustiges Lachen und leises Gekicher! Die goldene Jugend von Frankonofurt bevölkert heute die sonst der Stille geweihten Räume, und Venus und Bacchus halten heute hier ihren Einzug, wo sonst Jupiter und Mars von trotzigen Speerschwingern geehrt wurden. Auch sie werden sich am Ende, wie ihre Vorfahren auf der Salburg, noch — verbrennen lassen auf dem bustum zu Frankfurt!! —

Am Taunus befanden sich noch mehrere römische Befestigungen; die Alterthumsforscher von Wiesbaden und Frankfurt, Darmstadt und Friedberg suchen emsig ihre Spuren auf. Eine derselben war die Kapersburg, etwa anderthalb Stunden nordöstlich von der Salburg, gegen Friedberg hin. Man hat im Jahre 1879 den überwachsenden Wald gelichtet und die Ausgrabungen werden eifrig betrieben. So wird auch hier uns Nachgeborenen wieder ein Blick in ferne Vergangenheit eröffnet.

Soden.

„Hold liegt Soden versteckt, umkränzt von freundlichen Anhöh'n,
Wie das lächelnde Kind in der Gebärerin Arm,
Halb in Gebüsche verhüllt, mit fensterumrankenden Reben,
Jegliche Hütt' umgrünt wirthlich ein schattender Baum."

So dichtete im Jahre 1814 Gerning. Das paßt aber jetzt nicht mehr ganz; versteckt, verhüllt ist Soden nicht mehr; eine stattliche Reihe von Häusern zieht sich, weithin sichtbar, an der in den zwanziger Jahren erbauten, von Frankfurt nach Limburg führenden Landstraße hin. — Noch weniger auf das heutige Soden anwendbar ist, was im Jahre 1818 Kirchner („Ansichten von Frankfurt") sagt: „Das Tempe der Badelust ist ein schmuziges Dorf, wo es fast an Allem gebricht, was zur Lebenslust und zur Bequemlichkeit beitragen kann." Ja, die Zeiten ändern sich! Soden, eins der wenigen ehemaligen freien Reichsdörfer, am sanften Südabhang des Taunus gelegen, drei Stunden von Frankfurt entfernt, war zwar als Ort eines „Gesundbrunnens" schon im 15. Jahrhundert bekannt, aber nur in seiner nächsten Nähe. Noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts diente es wenigen Frankfurter Familien — unter anderen im Jahre 1816 dem Geheimrath Willemer und seiner Gattin Marianne, Goethe's Freundin — als Sommeraufenthalt; diese brachten allerdings fast Alles, was sie brauchten, von Frankfurt mit. Die Mitglieder der Badegesellschaft schlossen sich an einander an, machten, zum Theil zu Leiterwagen, gemeinsame Ausflüge; von Luxus und rauschendem Badeleben war nichts zu sehen. Hier galt, was Gerning weiterhin sagt:

„Mögen Andere sich umlärmte Brunnen erkiesen,
An Sodenia's Quell schöpf' ich Genesung und Ruh."

Das kann man übrigens heute noch; denn ein ländliches Gepräge hat sich Soden bewahrt. Nie fand hier das Glücksspiel eine Stelle, nie herrschte der Zwang übermäßiger Pracht. Aber jetzt findet man da Alles, was zur Annehmlichkeit des Lebens beiträgt.

Die Natur hat Soden mit mildem Klima beschenkt; höhere Berge halten die rauhe Nordluft ab; anmuthige Thälchen, Hügel mit entzückender Fernsicht, nahe schattige Wälder laden zu erfrischenden Gängen ein. Aber auch die Menschen haben das Ihrige gethan. Die nassauische Regierung, unter deren Herrschaft der Ort seit dem Jahre 1803 stand, ließ neue Quellen aufsuchen — so wurde im Jahre 1823 der „Champagnerbrunnen" erbohrt — und Park=

Anlagen beginnen; auch die Gemeinde hat das Ihrige gethan. Etwa seit dem Jahre 1820 wurde in Schriften die Aufmerksamkeit auf die Heilkräfte der Sodener Quellen gelenkt; die oben erwähnte Landstraße erleichterte den Zugang; reiche Frankfurter erbauten Landhäuser an ihr; einer derselben ermöglichte durch eine großartige Schenkung die Errichtung des Armenbades „Bethesda“, andere — Vater und Tochter — den Bau einer katholischen Kirche. Seit dem Jahre 1847 führt eine Eisenbahn in einer halben Stunde von Frankfurt hierher; im Jahre 1849 wurde der Kursaal — wie es für hier paßt, nicht mit übermäßigem Prunk — erbaut; die Parkanlagen vergrößerten sich; in ihnen springt 6 m hoch der im Jahre 1858 erbohrte kohlensäurereiche Soolsprudel. Seit den fünfziger Jahren machten besonders Berliner Aerzte auf Soden aufmerksam, und nicht ohne Erfolg. Die Zahl der Kurgäste betrug im Jahre 1829 nur 160, 1839 bereits 300, 1856 dagegen 3500. Engländer, Franzosen, Russen sind wenige hier, ihnen mag das ganze Leben zu einfach erscheinen; wir bedauern das nicht. Die meisten Gäste sind Deutsche, unter diesen sehr viele Norddeutsche, außerdem auch Holländer. Die milde, weiche Luft ist besonders Solchen, die an Brust oder Lunge leiden, zuträglich. „Es ist natürlich“, sagt ein Sodener Badearzt, „daß gerade der kranke Nordländer Soden aufsucht, denn in seinem Klima fehlen für ihn die Bedingungen, welche seine Wiedergenesung erfordern.“

Der Nordländer fühlt sich hier schon so recht in den Süden versetzt. Wenn er die Straße nach Königstein zu hinansteigt, erfreuen ihn die Weinberge an deren Seite. Ist er etwa noch im Oktober hier, so hält er an einem derselben still. Rechts am Wege ist ein einem Frankfurter gehöriges Sommerhaus; da sieht er drei heitere Oelgemälde: das eine stellt den König David vor, wie er (Ps. 104, 15) dem Weine ein Loblied singt, die beiden anderen erinnern ihn an das Gedicht von Kopisch: „Als Noah aus dem Kasten stieg“. — Weiter aufwärts sieht er kräftige Bäume der edlen Kastanie, und da mag er sich fast schon in Italien glauben, oder in Spanien, das sich ja so oft auf „Kastanien“ reimen muß.

Daß den rüstigen Fußgänger mannichfaltige lohnende Wege hinauf nach dem höheren Gebirge führen, braucht kaum gesagt zu werden.

So haben wir denn nun in Soden, wie in Homburg, einen erst neuerdings in ausgebreiteteren Ruf gekommenen Badeort; aber Soden hat seinen Namen nicht wie Homburg durch künstliche Mittel, nicht mit Hülfe von unlauterem Treiben errungen; unserm Soden, dieser „lieblichen Taunuspförtnerin“, wie es der Frankfurter Arzt Stiebel nennt, braucht es vor der Zukunft nicht bange zu sein.

Feldberg und Altkönig, Kronberg, Königstein. Wir sind nun weidlich im Taunus umhergewandert, wollen uns jetzt aber das Land auch von oben betrachten und bis zu den höchsten Gipfeln empordringen. Wir beginnen mit dem kleineren, dem Altkönig (798 m hoch).

Der Name ist neu, gleichsam verhochdeutscht; die Umwohner sagten Altking oder Altkihn; vielleicht hat dieser Name keltischen Ursprung und bedeutet „Hochkamm“. Mit „König“ wenigstens hat er nichts zu thun. Ein Frankfurter Gelehrter deutet das Wort als „Altring“ im Gegensatz zu Königstein, dessen Burg „Neuring“ urkundlich benannt wird. Altking nennt den Berg auch Gerning in seinen Gedichten; freilich hätte „Altkönig“ nur schwer in seine Distichen gepaßt. Er singt:

„König der Taunianiden, du weithin thronender Altking,
Ueber das Mainthal sanft herrschend mit Zaubergewalt,
Einst Germanen ein Schutz vor völkerbedrückenden Römern,
Die den rüstigen Muth eiserner Katten entflammt.
Dicht mit Gestein umkränzt, erhebst du dein rühmliches Haupt noch,
Aber die Helden sind hin mit der entschwundenen Zeit.“

Stattlich und höher als der entferntere Feldberg erscheint von der Main- und Niddagegend aus der Altkönig; von Eschborn oder Kronberg aus ist jener ganz hinter ihm verborgen. Eine schöne Kuppe bildet sein Haupt; fast bis obenhin ist er bewaldet.

Wir gehen von Oberursel oder Kronberg aus und kommen bald auf zum Theil steile Waldpfade. Da lichtet sich auf einmal der Wald, und wir stehen vor einem Ringe unordentlich übereinander gehäufter Steinblöcke von Quarzit, wie sie das Gebirge bietet. Früher mußte man diese Felsen überklettern, jetzt sind einige Durchgänge geebnet. Weiter oben ist ein zweiter solcher Ring. Bei diesen Wällen stehen wir vor einem Räthsel. Wer hat sie da aufgehäuft? Zu welchem Zwecke? An die Römer als Erbauer denkt wol Niemand mehr. Waren es Deutsche? Man sucht so gern mit Merkwürdigem berühmte Namen in Verbindung zu bringen; so hat man von Ariovist gesprochen, dann von einem Alemannenfürsten Rando, der zur Zeit Kaiser Valentinian's (364—375) einmal das unbeschützte Mainz überfiel. Dies Alles hat jedoch keine Begründung. — Die Wälle versetzen uns in eine Zeit, von der die Geschichte schweigt. Die Errichtung gehört wol der vorgermanischen Zeit an. Welchem Volke? das haben die Gelehrten noch nicht herausgefunden. Der Zweck war wol: Schutz und Bergung von Weib, Kind und Habe bei feindlichen Ueberfällen, nicht dauernder Aufenthalt, dazu wäre der Platz nicht geeignet, denn hier oben ist kein Wasser. Uhland, der zur Zeit, da er als Reichstagsabgeordneter in Frankfurt wohnte, den Berg besuchte, soll geäußert haben, die Steinwälle schienen ihm eher gottesdienstlicher Zwecke willen errichtet zu sein. Nun waren ja allerdings die heiligen Stätten der Germanen oft auf Höhen; es ist aber doch nicht wahrscheinlich und kommt wol sonst nirgends vor, daß sie dazu solche gewaltige Massen zusammengeschleppt hätten. — Neuerlich gewinnt die Ansicht Geltung, die Erbauer hätten zwischen Pfahlwerk die Steine aufgeschüttet, und erst nach Vermoderung des Holzes sei das unregelmäßige Getrümmer entstanden. Doch ist dies nur eine Konstruktion der Hypothese! Aehnliche Spuren solcher uralten rohen Umwallungen finden sich noch auf anderen Höhen des Taunus, im Hochgebirge und auf den Vogesen.

Alte Sagen — es habe einst oben ein prachtvolles Königsschloß gestanden; im Innern lägen unermeßliche Schätze; ein verzaubertes Mädchen schlafe im Berge — stehen wol in Büchern; schwerlich leben sie jetzt noch im Munde des Volkes; wenigstens wird der neugierige Reisende nicht leicht etwas Derartiges den Bewohnern der nahen Dörfer und Städtchen entlocken.

Die Aussicht vom Gipfel, solange er von Wald frei ist, ist herrlich nach der schönen und fruchtbaren Main- und Rheingegend hin; nach der Nordseite bleibt sie durch den großen und kleinen Feldberg beschränkt. Es ist der Gedanke angeregt worden, oben einen Thurm zu bauen und diesen Uhlandsthurm zu nennen; Sammlungen sind zu diesem Zwecke veranstaltet worden; es scheint aber nicht, daß bald zur Ausführung geschritten werden könne. Die meisten Personen, die

einen hohen Berg des Taunus besteigen wollen, wählen doch lieber den höchsten, den großen Feldberg. Der etwas niedrigere kleine Feldberg ist dicht bewaldet und bietet keine Aussichtspunkte.

An einem Julisonntage des Jahres 1802 machte eine Gesellschaft von zwanzig Frankfurtern eine Reise auf den Feldberg. Ja, das war damals eine „Reise“; schon wochenlang dauerten die Verabredungen; nicht die geringste Sorge war, was man Alles von Vorräthen mitnehmen solle; denn oben war gar nichts zu haben. Da zogen sie denn am Morgen um vier Uhr fort; fünf rüstige Männer zu Pferd, die übrigen auf einem vierspännigen Leiterwagen. Auf diesem waren in Kisten fabelhaft viele Lebensmittel, auch Tischzeug, Töpfe und Krüge, und in Säcken Hafer für die Pferde. Es war, als gehe man in eine Wüste. In Homburg wurde ein Führer genommen. Um Mittag kam die Gesellschaft auf dem Gipfel an; sie lagerten sich am „großen Felsen“. Nachdem abwechselnd des Leibes gepflegt und die Aussicht betrachtet war, ging's am Abend um sechs Uhr auf demselben Wege zurück, und gegen Mitternacht kam man „ohne Unfall“ in Frankfurt wieder an.

In späteren Jahrzehnten kam die Lust auf, vom Feldberge aus die Sonne aufgehen zu sehen. Man ging am Nachmittag von Frankfurt weg, rastete einige Stunden in Oberursel, Kronberg oder Königstein, brach bald nach Mitternacht auf, und erreichte, wenn man sich nicht verirrte, den Gipfel zu einer Zeit, wo die helle Dämmerung auch entferntere Gegenstände zu erkennen erlaubte. Noch war die Luft ruhig, kein Laut zu hören. Da begann ein kühler Wind zu wehen, im Osten wurde es heller, die Sonne erhob sich, Anfangs roth und strahlenlos, über den fernen Gebirgen. Bald leuchtete und blendete sie; da stiegen weiße Nebel aus den Thälern auf, sie hoben und senkten sich, ein immer wechselndes Bild. Dann siegte die Sonne, und die ganze weite Gegend lag im schönsten Morgenglanze da. — So war es bei günstigen Umständen; oft aber wurden die Wanderer auch getäuscht. — Mundvorrath mußte auch bei diesen Ausflügen mitgenommen werden; manchmal bereitete man im Schutze des Felsens Kaffee; das Wasser dazu fand sich in einer nahen Quelle; auch Heidelbeeren, die dort in großer Menge wachsen, konnten helfen, den Hunger zu stillen.

Jetzt haben wir es bequemer. Im Jahre 1852 wurde zum Schutz gegen Wind und Wetter eine einfache Hütte errichtet, und später ein schönes gastliches Haus mit einem Thurm. Jetzt kann man sich's hier so behaglich machen wie auf Rigikulm. Auch der Weg hinauf wird durch die Eisenbahn erleichtert. Wir wählen die nach Kronberg führende. Freundlich liegt dieses mit einer Burg gekrönte Städtchen da, besonders prachtvoll gegen Ende April im reichen Schmucke der Obstbaumblüte, oder auch im Juli, wenn die nahen Kastanienwälder neben der saftigen Belaubung ihre gelblichen Blütenkätzchen zeigen. Mild ist die Luft; der breite Altkönig hält gütig den rauhen Nordwind ab. Hier hatte Gerning sein Tusculum, hierher ziehen sich auch jetzt wol Großstädter zu gesundem Landaufenthalte zurück. Wenn wir Zeit haben, die Kirche zu besuchen, so sehen wir da die Grabdenkmäler mancher der Ritter, die einst auf dem Schlosse hausten, und ein vielleicht von Holbein gemaltes Bild Hartmut's von Kronberg, der ein Freund Luther's und eifriger Beförderer seiner Reformation war.

Im Schlosse wird uns ein großes Bild gezeigt, einen Sieg der von den Pfälzern unterstützten Kronberger über die Frankfurter darstellend.

Panorama vom Altkönig.

Offenbach. Frankfurt a/M. Bockenheim. Darmstadt. Kesselbach.
Nieder- und Oberursel. Niederhöchstedt. Schwanheim. Höchst. Ruine Falkenstein.

Es war im Jahre 1389, zur Zeit Wenzel's des Faulen, nur ein Jahr später, als, wie wir Alle aus Uhland wissen, Graf Eberhard der Greiner bei Döffingen die Nürnberger, Ulmer und Augsburger schlug, zu einer Zeit, wo sich die Fürsten und der Adel, sonst einander feindlich, mit einander verbanden, um die aufstrebenden Städte, die Bündnisse zur Erhaltung der Ordnung und ihres Handels geschlossen hatten, niederzudrücken. Es ist ihnen doch nicht gelungen. Was wäre Deutschland ohne die Städte geworden?

Wir gehen weiter, kommen bald in schattigen Wald — zuerst Buchen, dann auch Kiefern und besonders Rothtannen — und haben in zwei Stunden ohne alle Mühe den Gipfel erreicht. Es lockt uns das Feldberghaus mit seiner Inschrift: „1872. Den Stürmen zum Trutz, dem Wandrer zum Schutz." Nach der Labung aber hinaus ins Freie! Der oberste Theil des Berges bildet eine von allen Seiten von Wald umgebene weite, fast ebene, etwa eine halbe Stunde im Umkreis haltende, mit Gras und Blumen und Heidelbeer- und Preißelbeerbüschen bewachsene Fläche. Wir stehen hier 880 m hoch über dem Meere, erhaben über der ganzen weiten Umgegend. Das nächste höhere Gebirge im Osten, die Rhön, ist in gerader Linie 15 Meilen entfernt, im Süden der Schwarzwald 22 Meilen; gerade nach Norden kommen wir erst in Norwegen, 150 Meilen entfernt, an höhere Berge, und nach Westen müssen wir gar über das Atlantische Meer, bis an die Felsengebirge, 1200 Meilen weit. Wir wissen nicht, wohin wir zuerst schauen sollen. Einen Ruhepunkt bietet im Süden der nahe Altkönig, der einen großen Theil des zunächst gelegenen Landes verdeckt. Zu dessen Seiten erscheint links die Mainebene von Frankfurt aufwärts, rechts der untere Main und, in einzelnen leuchtenden Streifen, der Rhein von Mannheim bis gegen Bingen; darüber Spessart, Odenwald und Donnersberg. An der Nordseite das Hügelland bis über die Lahn hinaus; deutlich ragt der Dünsberg bei Gießen hervor. Es ist gut, daß wir den Taunus schon durchwandert haben, dies erleichert uns das Zurechtfinden. Wer die Aussicht recht genießen will, müßte zu verschiedenen Tageszeiten hier sein. Gerade bei ganz wolkenfreiem Himmel zeigen sich die fernsten Gebirge nicht eben sehr deutlich. Wenn Regen droht oder gefallen ist, und dazwischen wieder die Sonne scheint, kann man manchmal überraschend deutlich einzelne Bilder erblicken, z. B. den steilen Drachenfels im Siebengebirge, die sargähnliche Milseburg in der Rhön, oder wieder Städte in zauberhaftem Schlaglichte, Frankfurt, Hanau, Darmstadt, Mainz, selbst die Thürme von Worms, Mannheim und Speyer. Der Blick soll bis an den thüringischen Inselsberg und den Mercuriusberg bei Baden reichen. Ein herrliches Stück deutschen Landes! Und was hat sich Alles im Laufe der Jahrhunderte da zugetragen!

Die günstige Lage haben sich auch die Landmesser gemerkt; nicht weit vom Hause, an der höchsten Stelle, steht ein Stein mit dem Namen des um die europäische Gradmessung hochverdienten Generals Baeyer.

Nach Norden senkt sich die Fläche ganz allmählich. Einige hundert Schritte vom Hause ist da ein mächtiger Fels von Quarzit, 4 m hoch. Da übt sich die Jugend im Klettern, zu dem sonst der Feldberg wenig Gelegenheit bietet. Schon seit Jahrtausenden wol ragt er über die Fläche empor, seitdem das ihn umgebende schwächere Gestein — grauer und rother Schiefer — allmählich verwittert und in Staub zerfallen ist. Brunhildstein wird er genannt. Als „Brunhild's Bett" (lectulus Brunhilde) kommt er urkundlich schon im Jahre

1043 vor, und zwar wird da gesagt, er werde im Volksmunde (vulgo) so genannt. Diesen Namen trug er gewiß schon zur Zeit, da unsere Vorfahren noch Heiden waren. Mit der durch ihre Feindschaft gegen Fredegunde und ihren schrecklichen Tod (613) bekannten austrasischen Königin Brunhild hat der Name, wenngleich Dichter sie hierher vor ihrem Feinde Chlotar wollten flüchten lassen, nichts zu thun. Auch nicht mit der Brunhild von Isenland, wie sie uns das Nibelungenlied des dreizehnten Jahrhunderts darstellt. Wol aber mit der Walküre Brunhild, wie sie Simrock in seinem Heldenbuche, Jordan in seinen Nibelungen und Mehlis in seiner Schrift „Im Nibelungenlande“ schildern. Odin hat ihr den Schlafdorn ins Haupt gedrückt, Sigfrid weckt sie auf. Hier haben wir einen sinnigen alten Mythus: die Natur schläft den Winter hindurch, jeden Frühling wird sie durch den Sonnengott Sigurd zu neuem Leben geweckt. Da mögen denn unsere Voreltern gar manchmal um Frühlingsaufgang in Scharen heraufgewandert sein und andächtig dem Sonnengotte Gebete und Opfer dargebracht haben. So war es nicht nur hier, sondern auch am Brunhildisstuhle oberhalb Dürkheim, wo zur Sonnenwende noch in diesem Jahrhundert die Feuer der Sonnen- und Frühlingsgöttin leuchteten. (Vgl. Mehlis, „Im Nibelungenlande“. Cotta 1877, Seite 47—54.)

Jetzt werden andere Wallfahrten hierher unternommen: an einem Julisonntage kommen Turner der ganzen weiten Umgegend scharenweise herauf, und hier, auf dieser freien Höhe, ringen sie in schönem Kampfe um den Sieg und verbünden sich immer wieder aufs Neue, als wackere deutsche Männer das Vaterland, wenn es gilt, zu schützen. So geschieht es seit mehr als dreißig Jahren. Möge noch lange dieses Fest seine Bedeutung behalten und seinem Zwecke entsprechend gefeiert werden!

Den sehr bequemen Rückweg nehmen wir nach dem hochgelegenen Städtchen Königstein, das wir in anderthalb Stunden erreichen; von da können wir in Soden oder Kronberg wieder die Eisenbahn benutzen.

Aber an Königstein sollten wir nicht so eilig vorübergehen. Es lockt uns zunächst die stattliche Ruine, die sich darüber erhebt. Was erzählt sie uns Alles?

War hier eine der vielen Festen, die Drusus am Taunus anlegte? Gut gewählt wäre der Ort gewesen: ein felsiger Hügel, nach allen Seiten hinabgehend. Doch haben wir keine Beweise dafür. Auch daß Chlodwig nach der Alemannenschlacht hier eine Befestigung angelegt habe, gehört ohne Zweifel in das Gebiet der Sage. Aber wol schon im elften Jahrhundert hatte sich da ein Rittergeschlecht eine Burg, den Neuring, im Gegensatze zum Altring, auf dem Altkönig, erbaut. Sie ging im Laufe der Zeit oft von einem Geschlechte auf das andere über. Im Jahre 1581 aber brachte sie, ohne sonderlich festen Rechtsgrund, ein schlauer Erzbischof von Mainz in seinen Besitz, und nun wurde die Ritterburg zur wirklichen Festung erweitert. Am Eingangsthore sehen wir noch das Mainzer Wappen mit dem Rade. Manche Belagerung hatte die Burg schon im Mittelalter bei den Fehden der Ritter auszuhalten, so auch späterhin die Festung und das am Fuße des Hügels liegende Städtchen. Nachdem im Jahre 1792 die Franzosen Mainz genommen und Frankfurt besetzt hatten, rückten sie vor Königstein; die Mainzer Besatzung — Invaliden — übergab es ihnen. Aber vor Hessen und Preußen mußten sich die Franzosen bald zurückziehen; Preußen rückten vor Königstein, belagerten und beschossen es,

wobei ein großer Theil des Städtchens in Flammen aufging — Bilder im Gasthause zum Löwen können noch künftige Geschlechter daran erinnern — und nahmen es im März 1793 ein. Das Jahr 1796 führte wieder die Franzosen herbei; die von Oesterreichern besetzte Festung wurde ihnen sehr bald (Juli) übergeben. Aber da schlug Erzherzog Karl wiederholt die Franzosen unter Jourdan; diese flohen eiligst dem Rheine zu, und die Festung wurde von ihnen selbst, damit sie nicht den Feinden in die Hände falle, in die Luft gesprengt. Seitdem nun ist sie Ruine. Ein großer Theil des Mauerwerkes ist allerdings unversehrt geblieben, aber die Mainzer Regierung erlaubte — man hatte eben in jener Zeit keine Achtung vor Resten aus früherer Zeit — daß Steine zu anderen Bauwerken verkauft wurden, und so verfiel das Ganze immer mehr. Erst die nassauische Regierung, unter der Königstein von 1803 bis 1866 stand, that diesem Unfug Einhalt. Auch den Thurm machte sie wieder besteigbar. Von seiner Plattform überblicken wir wieder einen Theil der uns nun schon bekannten Gegend. Nordöstlich, kaum eine halbe Stunde entfernt, erheben sich auf steilem Hügel die Trümmer der Ritterburg Falkenstein. Westlich schaut zwischen den Bergen Rossert und Staufen, aus dem Thale, der Thurm der Burg Eppstein hervor. Diese gehörte einst einem Geschlechte an, das dem Erzstifte Mainz fünf Erzbischöfe gab, unter Anderen Werner, der im Jahre 1273 nach dem Ende des Interregnums bei der Königswahl die Stimmen auf Rudolf von Habsburg lenkte; Gerhard, der im Jahre 1292, nach Rudolf's Tode, zum Staunen der Fürsten seinen Vetter Adolf von Nassau zum Könige ausrief, aber später, mit ihm verfeindet, erklärte, er habe noch mehr Könige in der Tasche, und Albrecht von Oesterreich begünstigte; Gottfried, der im Jahre 1349 für Karl IV. und gegen Günther von Schwarzburg wirkte. Wenn wir Zeit haben, müssen wir dieses zwischen Bergen eingeschlossene, jetzt mit der Eisenbahn von Frankfurt schnell zu erreichende Eppstein nebst dem nahen Lorsbacher Thale, die nassauische Schweiz genannt, sowie die beiden genannten Berge besuchen, auch bei Hornau, am Ostfuße des Staufen, die Gräber der Brüder Friedrich und Heinrich von Gagern. Und was für liebliche Thäler, was für aussichtsreiche Höhen könnten wir sonst alle noch von hier aus kennen lernen! Mit Recht wird Königstein, wie Kronberg und neuerlich auch Falkenstein, häufig zum Sommeraufenthalt gewählt. Die ganze südliche Abdachung des Taunus von Homburg bis nach Hofheim, südwestlich von Soden, gehört ja zu den reizendsten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes.



Rüdesheim.

Der Rheingau.

Umfang und Geschichte. — Land und Leute. — Die Weinorte und ihre Geschichte. — Im Weinkeller des Klosters Eberbach. — Die Weine des Rheingaues.

Dich grüß' ich, du breiter, grüngoldiger Strom,
Euch Schlösser und Dörfer und Städte und Dom,
Ihr goldenen Saaten im schwellenden Thal,
Dich Rebengebirge im sonnigen Strahl,
Euch Wälder und Schluchten, dich Felsengestein,
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Umfang und Geschichte. Mit solchen begeisterten Worten begrüßt der rheinische Sänger Müller von Königswinter sein Heimatland, und wer stimmt ihm nicht bei, der die Schönheit und den Glanz des Rheinlandes eingesogen hat? Am besten kann man seine Worte anwenden auf den Theil des Rheingebietes, der beginnt am „goldenen" Mainz, sich hinzieht am Gelände des Taunus zur Rechten des nach Westen sich ausbeugenden Stromes und endigt dort, wo der Niederwald scharfwandig seine Bergeshalde hinabstreckt zur Stromenge, genannt das „Binger Loch". Wo jetzt das Auge abwärts von Mainz bis Rüdesheim, soweit es reicht, nur grünglänzende Rebengewinde erblickt, umrahmt von sauberen Städtchen mit schlanken Thürmen, wo jetzt des Rheingaues goldene Blume unter der Sonne heißem Hauche wunderbar gedeiht, da wälzten sich einst vor Jahrtausenden die grauen Wogen eines kalkigen Meeres und leckten und tosten an den

Schieferwänden des Grauwackengebirges, das ihnen den Durchgang sperrte. Nach Nordosten, die Wetterau hinauf, da hatte der See Abfluß zu der gedehnten Meeresfläche, die damals noch ganz Norddeutschland bedeckte; aber hier an der „Höhe", am Zaune des Taunus (Taunus = Zaun), da leisteten die Urgesteine kraftvollen Widerstand. Und Schicht auf Schicht der feinen Kalkmasse lagerte sich allmählich ab am Rande des unerschüttert noch stehenden Gebirgswalles. Da stiegen plötzlich in der heutigen Wetterau, in Vogelsberg und Rhön gewaltige feurige Massen von Basalt, Diorit und Klingstein empor; die Schleuße des Rheinsees nach Nordosten ward plötzlich durch diese massigen Erhebungen geschlossen; die eingesperrten Wasser brachen sich aber Bahn zwischen Vogesen und Jura der Rheinniederung zu, und die Rinne, die unterhab Bingen dem Neuwieder Becken zu bis zum Siebengebirge bestand, ward mit Gewalt zu einem Rinnsal des tobenden Rheinmeeres vertieft. Mit Donnergebraus gleich dem Rheinfall bei Schaffhausen setzte das wildstrudelnde Gewässer über das Felsenriff bei Bingen; noch zur Römerzeit muß der Katarakt noch an 3—4 m hoch gewesen sein. Und allmählich sank das Niveau des Sees, je breiter die Spalte wurde, die jetzt von Bingen bis Bonn der Rhein ausfüllt. Auf dem schieferigen Grunde aber blieb das Schmalz des Sees, der schlammige Kalk, zurück, und als den grünlichen Boden die helle Sonne zum ersten Male bestrahlte, da ward das ein Wahrzeichen des neuen Landes: der goldgrüne Schimmer des edlen Nasses, den Helios hier im Bunde mit Bacchus erzeugt. Wie ein laubbedecktes Amphitheater breitet sich von Biebrich bis Rüdesheim das 7—8 Stunden lange Gelände des Rheingaues blühend und duftend aus. Noch nicht tritt hier das Hochufer steil an den Strom heran, wie zwischen Bingen und Bonn, sondern die Ufer lassen Platz der Anlage von in Terrassen gebauten Weinbergen und Obstplantagen, zwischen denen Schlösser und Villen mit hohen Fenstern und flatternden Flaggen herniederschauen auf das Gewühl des Verkehrs an den Gestaden des bunten Rheinstromes.

Bei Walluf oberhalb Eltville schließen die Vorhöhen des rheingauer Berglandes, das am Salzbach, der bei Biebrich in den Rhein fällt, getrennt wird vom höheren östlichen Taunus, sich ziemlich an des Rheines Ufer an. Dann treten die sanften Berghöhen mit Kuppen von 400—800 m Höhe (Rossert 494 m, Platte 500 m, Kalte Herberg 620 m; dagegen Niederwald 331 m und im Osten Feldberg 881 m, Altkönig 798 m) im Halbkreise zurück und lassen Raum den Ansiedelungen, den Weinbergen und reizenden Thälchen. So durchfließt der Salzbach die Gemarkungen von Eltville und Rauenthal, der Eberbach die von Erbach und Eberbach; so bewässern andere Bächlein die nektarspendenden Weinberge am Johannisberg und bei Oestrich, bei Winkel und bei Geisenheim. Der Halbkreis schließt sich nach etwa fünfstündigem Durchmesser bei Rüdesheim, wo der Niederwald ganz nahe an das Eck des Rheines herantritt. Hier endet auch geographisch und früher politisch der Rheingau mit seinen Edelnaß spendenden Hängen. Die Höhen krönt dichter, schattiger Laubwald, meist trägt er auf seinen abgerundeten Kuppen üppigen Buchenschlag, in dessen Hallen die Rehe neugierig spazieren gehen und öfters durch Streusammler aufgescheucht werden, welche das Hemd des Waldes pfänden, um damit den Weinbergen Nahrung zu schaffen. Auch manchen Grabhügel aus alten Zeiten bergen die rauschenden Eichen! Er kann erzählen von der Ubier und der Sueben, der Katten und der Alemannen Waffenthaten, vor denen zuletzt die Welschen

sich zurückzogen hinter die Palissaden und des Rheinstromes schützenden Wall und Graben. Schon damals mögen der Legionen Veteranen unter Probus hier, wo der Süden italienische Hitze hervorbringt und Mandeln und Pfirsiche im Freien reifen, des Weinstockes Wurzel dem warmen Boden eingepflanzt haben. Die Namen von Eltville = alta villa, und Winkel = vini cella sollen aus jener Zeit stammen. Von Ingelheim, gegenüber am linken Ufer, wo vor einem Jahrtausend der Marmorpalast Karl's des Großen mit seinen hundert Säulen dem Rheingau die Stirn zuwandte, ging die deutsche Weinkultur aus. Der gelehrte, um die Klosterschulen in Fulda und die Volksbildung hochverdiente Erzbischof Hrabanus Maurus soll Mitte des 9. Jahrhunderts nicht nur den alten Handschriften, sondern auch einem guten Weinlager seine Aufmerksamkeit im Rheingau zugewandt haben.

Das irdische Paradies dieses Südlandes genoß die Ehre, Jahrhunderte lang als Kunigeshundrete des deutschen Königs Gau und Hundertschaft genannt zu werden. Rinegowe auch „unterer Rheingau“ hieß man ihn als echtes Rheinland im Gegensatz zum „oberen Rheingau“, unterhalb Worms bis Mainz, der später zur Kurpfalz gehörte. Otto der Große schenkte Eltville sammt dem unteren Rheingau an die Kirche von Mainz. Eltville, das alta villa der Neulateiner, ward Hauptort und zeitweise Residenz der Kurfürsten. Später hatten dann im reichen, kirchenfreundlichen Rheingau die Erzbischöfe von Mainz ihrer Herrschaft Stütze. Es war des Erzkanzlers vom heiligen Reiche deutscher Nation nie versiegender Weinkeller. Und durstig waren sie ja stets, die Kleriker und Mönche, die Domherren und Stiftsgeistlichen, die Aebte und Bischöfe, die ja meist selbst echte Kinder des Rheinlandes waren. So schlossen sie denn auch, die Erzbischöfe von Mainz, ihr Eigenthum sorgsam ab gegen den werkthätigen Neid der geistlichen und weltlichen werthen Nachbarn. Gen West und Süd schützte der Rheinstrom selbst das reiche Ländchen, gegen Osten zog sich eine mit Thürmen und Zinnen wohlversehene Mauer, und hoch oben auf des Taunus Höhe schloß das Ländchen ab eine Schutzwehr ganz eigener Art: „das Rheingauer Gebück“. Der Wald selbst war wie zur Germanen- und Gallierzeit zur Festung gemacht. Baumzweige und Gebüsch waren auf Meilen ineinander zusammengeflochten und im Laufe der Jahrhunderte so innig verwachsen, daß sie besser als Mauern von Stein schützten. So war der Gau territorial durch des Schirmherrn Vorkehrungen abgeschlossen, und dieser Absperrung entsprach auch die politische und soziale Abschließung des Volkes.

Der Mainzer Kurfürst betrachtete das Land als seine Domäne; der Hof residirte auf den vielen Schlössern so unabhängig wie drüben in der thürmereichen Stadt, und diese Abgeschlossenheit stand auch in Harmonie mit dem Sondergeist des Volkes im Rheingau.

Kein Fremder wurde in die Genossenschaft der Rheingauer aufgenommen. In ihrer „Haingeraide“, einem uralten Markverein, wahrten sich die Gaugenossen ein Stück altväterlichen Kommunismus, vermöge dessen jeder Einwohner ein natürliches Recht hatte auf die Allmende des Landes, auf „Wald, Weide, Wasser, Weg und Steg“. Keiner durfte sich von diesen Stücken etwas zum Privatbesitz aneignen, es war Gut des ganzen Gaues. Dieser Zug erinnert an die Schilderung des Tacitus, wo er von der gemeinsamen Okkupation des Bodens durch die Gaugenossen handelt. Diese „Haingeraiden“ oder Mark- und Waldgenossenschaften haben sich, wie im Rheingau, so auch am Hardtgebirge bis auf

die Neuzeit durch alle Stürme der Geschichte erhalten. Der Rest der alten germanischen Bauernschaften! — Dem Gaugenossen im Rheingau fielen die Ansprüche auf Nutzungen zu, auch wenn er nur so viel Grundeigenthum besaß, „daß man einen dreibeinigen Stuhl darauf stellen konnte"; ein anderer, der kein Markgenosse war, mochte er noch so viele Liegenschaften besitzen, durfte keinen Schubkarren Streu im Walde sich holen. „Das Volksleben hat sich im Mittelalter im Rheingau auf das Individuellste entfaltet und — ausgebildet." Die Französische Revolution, die Vertreibung der Reichsfürsten und der Territorialherren, die Einführung der neuen Gesetzgebung hat auch mit den sozialen Zuständen hier am radikalsten aufgeräumt. Die Extreme berühren sich, und nach der kastenartigen, Jahrhunderte andauernden Abgeschlossenheit des Rheingaues ward dies Land gerade in unserem Jahrhundert das reine Asyl für gleichmacherische Gesellen und fahrendes Gesindel. Unter der Regierung der Nassauer erholte sich das gesegnete Ländchen von dem Drucke der Feudalzeit und der Zerfahrenheit der Französischen Revolution. Der Bauer, der vorher zur Kurzeit nicht Bürger und nicht Landmann, nicht Fisch und nicht Fleisch war, wurde angewiesen auf die Quelle seines Wohlstandes — den Weinbau. Der Rheingau wurde zur Weinschule für ganz Deutschland; nirgends ward die Parzellirung des Grund und Bodens so durchgebildet, wie auf dieser Scholle; nirgends aber auch — bis zum Extrem — der intensive Betrieb der Landwirthschaft so gesteigert, wie hier, wo man beim Kauf den Boden mit Goldstücken belegen muß. Selbst das Jahr 1848 merkte man nur daran in diesem Bacchuslande, daß die Weinfässer schneller leerer wurden als in einem andern Jahrgange. Den sauren 1848er haben z. B. die Rauenthaler Bürger mit muthigem Munde in der sogenannten „Krawallstube" vertilgt. Das Jahr 1866, welches den Rheingau dem deutschen Großstaate einfügte, hat nur wenig an der Sinnesart des Völkchens verändert, bei dem die Liebe zum „angestammten" Herrscherhause nur auf einem Federstriche der Diplomatenwelt beruhte. Als Glied der Provinz Hessen-Nassau bildet der Rheingau einen eigenen Kreis mit der am westlichen Eck gelegenen Kreisstadt Rüdesheim. Jenseit der Rheinbiegung reicht der Kreis an das Wisperthal nach Lorch und hinab nach St. Goarshausen, Caub, Braubach, bis er an der Lahnmündung bei Oberlahnstein seine Grenze erreicht. Der Kreis Rheingau umfaßt sonach die Westseite des Herzogthums Nassau und hat seine alte Grenze am Niederwald künstlich überschritten. — Und so erglänzen jetzt hier, wo die Rebe süßer blüht und der Pfirsich röther glüht, unter dem schwarzweißen Banner die hochragenden Villen, die neugothischen Paläste, die sauberen Städtchen und Ortschaften, wo der Krummstab und der Mainzer Rath, die Klerisei und das Jesuitenthum so lange Zeit geherrscht und gehaust hatten. Das stromfeuchte Gelände aber bewohnen nicht mehr zinspflichtige Hörige und abgeschlossene Bauernschaften, sondern frische, fröhliche, weinselige Bürger des Deutschen Reiches. Wohl ihnen und ihrer blondhaarigen Nachkommenschaft!

Land und Leute. Des Landes eigenartige Bevölkerung, die Rheingauer, die Kinder des Weines und des Stromes, hat wol am besten der rheinische Kulturhistoriker W. H. Riehl, ein geborener Biebricher, gekennzeichnet. Lassen wir ihn in seiner Schrift „Land und Leute" selbst seine Landsleute schildern.

„Die Rheingauer sind ein Volksschlag, der zuerst in der Schule des Wohllebens, später aber in der allzu strengen Zucht des Unglücks verdorben worden

ist, dem man aber nur ein paar Festtage zu geben braucht, um den warmen Lichtglanz seines Charakters wieder hervorzulocken. Ein Volk bildet und veredelt sich überhaupt immer noch eher als der Einzelne im Jubel der Festesfreude; wer das erproben will, der studire die Einzelzüge des rheingauischen Volkscharakters. Man sagt, der südliche Thalhang des rheingauer Gebirges habe die höchste mittlere Jahreswärme in ganz Deutschland; man vergleicht den hier breitgestauten, inselgeschmückten Rheinstrom gern mit den italienischen Seen, und die alten Zopfdichter haben den Rheingau standhaft das „deutsche Italien" genannt. Man muß hinzufügen, daß auch die rheingauer Leute derjenige deutsche Volksschlag sind, dessen Charakter wol am meisten Wahlverwandtschaft mit dem italienischen hat. Als vor einiger Zeit ein rheingauisches Dorf fast zur Hälfte niederbrannte, half die Mannschaft des nächstgelegenen Städtchens mit so muthigem Eifer löschen, daß die abgebrannten Bauern in der aufwallenden Rührung des Dankes den Nachbarn die Spritze zurückhielten und deren Wasserkasten mit Wein füllten. Und nun lagerten sich die beiden Gemeinden auf der rauchenden Brandstätte, sangen und zechten brüderlich, Arm in Arm, und mühten sich um die Wette, die Spritze auszutrinken. Da stimmten die Stadtleute in aller Unschuld das Lied an: „Wir sitzen so fröhlich beisammen u. s. w.", dessen Verse bekanntlich mit dem Rundreim schließen: „ach, wenn es doch immer so blieb'!" Dieser Rundreim wurmte die Bauern, sie schauten umher auf die Aschen- und Trümmerhaufen, darunter ihre Habe begraben lag, und geboten ihren Gästen einzuhalten mit dem Liede, da sie keineswegs wollten, daß es immer so bleiben solle. Diese aber meinten, es sei ein gutes Lied und sei nicht so gemeint und sangen weiter.

„Als aber der Rundreim wieder kam, schlugen die Bauern mit Fäusten drein, die Städter gaben es zurück, und ehe noch die Spritze halb leer getrunken war, mußten die großmüthigen Wirthe und die aufopferungsvollen Gäste schon mit blutigen Köpfen aus einander gerissen werden.

„Wäre diese Geschichte nicht wirklich gewesen, so bliebe sie doch wahr; sie hat so echt rheingauischen Lokalton, daß man sagen kann, sie müsse sich in Zukunft noch zutragen, wenn sie sich nicht bereits zugetragen hätte. Aber mit ihrer aus der edelmüthigsten Rührung plötzlich um nichts und wieder nichts jäh zum wildesten Groll überspringenden Katastrophe könnte sie eben so gut unter Italienern geschehen sein wie unter Rheingauern. Nur müßte man dann den einzigen Zug herauswischen, daß die Leute eine ganze Feuerspritze voll Wein auf einem Sitze austrinken wollten, denn derselbe ist jedenfalls rein germanisch.

„Der Rheingauer ist leicht empfänglich für jede Art von Anregung und Aufregung, namentlich für politische; allein bisher konnte man wahrnehmen, daß dieselbe immer eben so rasch wieder verflog. Der gemeine Mann, der hier durchschnittlich einem verbauerten Städter als einem wirklichen Bauern ähnlich sieht, hat ein ungleich lebhafteres Temperament als die schwerfälligen Kornbauern in seiner Nachbarschaft, ein rascheres Urtheil, ein höheres Selbstgefühl und einen gewissen Schliff allgemeiner Bildung. Der Wein schmeidigt den Volksgeist. Aber die Begeisterung dieses Volkes gleicht darum auch oft einem Weinrausche. Als die Leute merkten, daß sich's in der Revolution zwar recht lustig gratis zechen lasse, daß aber die zahlenden Zecher von außen ausbleiben, wurden sie, die kleinen Weinbauern voran, praktisch sehr reaktionär. Theoretisch gehört

dagegen die Oppositionslust zu den stehenden Zügen des rheingauischen Charakters. Aus fast allen politischen Bewegungen, von denen die Geschichte des Rheingaues berichtet, reckt leichtblütige, gutherzige Schalkheit das Gesicht hervor. In dem wilden Bauernkriege vergossen die rheingauischen Bauern nur Rebenblut und ließen sich gleichsam beim Fasse todtschlagen. Als später einmal die streitbaren Bürger von Rauenthal ihrem Landesherrn, dem Kurfürsten von Mainz grollten, weil er nicht erfüllte, was er ihnen verheißen, kamen sie viele Jahre lang allabendlich beim Glase zusammen, um ihren Zorn in recht fürchterlichem Trinken Luft zu machen, und die Sage bezeichnet heute noch die Stube, worin sie gesessen, als die „Krawallstube". Das war ihre ganze Empörung. In der ersten Verwirrung des Jahres 1848 fürchtete man für die großen Keller im Johannisberg und Eberbach, worin für Millionen flüssiges Gold lagert, und schickte Bürgerwehrleute hin, um diese Schätze vor räuberischen Händen zu bewahren. Der Schutz erwies sich als ganz überflüssig. Denn da, wie die Volkssage berichtet, wenigstens an einem dieser Plätze der Geist des Ortes dergestalt auf die Besatzung gewirkt haben soll, daß die Wachen, die mit dem Gewehr in dem einen und dem Weinkrug in dem andern Arm vor den Kellerthüren schilderten, mitunter nicht blos abgelöst, sondern auch abgetragen werden mußten, so kann es mit den Angriffen theilungssüchtiger Umstürzler wol nicht sehr ernsthaft gemeint gewesen sein.

„Der heutige Rheingau hat keine echten Städte und keine echten Dörfer. Alle Ortschaften sind Mitteldinge zwischen beiden. So ist auch der rheingauische Winzer kein eigentlicher Bauer mehr, ob er gleich das Land baut. Andererseits ist er aber zum ganzen Bürger auch noch nicht fertig. Diese Vermischung der natürlichen sozialen Gegensätze läßt allemal auf ein Volk schließen, das seine beste Kraft bereits in früheren Zeitläuften ausgelebt hat. Auch in dem geschäftlichen Beruf des rheingauer Weinproduzenten kreuzen und verschmelzen sich drei Hauptgruppen der Arbeit: Ackerbau, Industrie und Handel. Man kann aber sagen, daß hier weder im Ackerbau noch in der Industrie, noch im Handel ein rechter Segen wohne, obgleich fast alle Einwohner Ackerbau, Industrie und Handel zugleich betreiben. Es giebt fast nur ganz reiche und ganz arme Leute, sehr große Güter, die aber größtentheils auswärtigen Besitzern angehören, neben einem aufs Aeußerste zerstückten Boden.

„Gleich allen ausgelebten Volksschlägen hat der rheingauische längst keine eigene Tracht mehr. Der Bauer kleidet sich wie ein verlumpter Bürger. Auch die Volkssprache hat ihre schärfste Eigenart längst abgeschliffen. Schon im 16. Jahrhundert war sie durch die verschiedensten Sprachen- und Dialektelemente, welche sich ihr vermengt hatten, ausgezeichnet. Aber es war nicht der seit uralter Zeit sehr starke Fremdenverkehr allein gewesen, welcher die Besonderheiten der Volkssprache verwischt hatte. In dem ganzen politisch und sozial individualisirten Mitteldeutschland sind die selbständigen Dialekte aufgelöst. Nur Nord- und Süddeutschland zeigen noch die strengen Gegensätze abgeschlossener und annähernd reiner Volksmundarten, in den mittleren Gauen herrschen auch sprachlich zersplitterte, buntscheckige Uebergangsbildungen. Hat der Rheingauer aber auch keine streng gesonderte Mundart, so besitzt er wenigstens noch eine Fülle derbkräftiger Bilder und sinnlich greifbarer Redeweisen und Sprüche, Zeugnisse der Poesie und Frische des Volksgeistes, und in ergötzlicher Genialität gangbarer Spott- und Schimpfreden thun es ihm nicht einmal die Pfälzer zuvor.



Winzerfest am Rhein.

„Allein obgleich fast alle die früheren sozialen Charakterzüge des rheingauischen Volkes erloschen sind, so war doch ein einziger nicht zu vertilgen: der Rheingauer ist der Mann des deutschen Weinlandes, des Weinbaues und des Weintrinkens als solcher. Das ist die wunderbare natürliche Wahlverwandtschaft zwischen Land und Leuten, die durch keine politische Umwälzung zerstört werden kann. — Der oberste Kanon der alten rheingauischen Landesrechte hieß: „Im Rheingau macht die Luft frei!“ Dieses große Privileg des salischen freien Landstriches hat längst seinen politischen Sinn verloren. Aber ein tiefer poetischer Sinn ist dem wunderlich klingenden mittelalterlichen Rechtsgrundsatze geblieben. Die Luft ist es in der That, die das moderne, in den Banden einer eben so unreifen als überreifen Civilisation gefangene rheingauische Volksleben einzig noch frei macht, die milde, hesperische Luft in ganz Deutschland sonder Gleichen, welche die Traube des Steinbergs und Johannisbergs reift, damit der Wein wenigstens das arme Volk im reichsten Gau mit einem Strahl der Poesie verkläre, und ihm das Köstlichste nicht ganz verloren sein lasse, was den einzelnen Menschen wie Volksgruppen und Nationen auszeichnet: eigenartige Persönlichkeit.“

So weit Riehl in seiner Beurtheilung der Rheingauer und ihres Charakters; noch einige Bemerkungen über das Aeußere, den Typus derselben. Was die Abstammung der Bevölkerung betrifft, so mögen einzelne Elemente auf die vorrömische und die römische Periode zurückgehen. Die Hauptmasse aber der Rheingauer entstammt, wie schon die meist deutschen Wurzeln entlehnten Ortsnamen beweisen, der germanischen Rasse. Die vielen Ortsnamen auf heim, hausen, bach sprechen hier für die Herkunft der Einwanderung vor ca. 1500 Jahren aus dem Kattenlande, dem heutigen Hessen. Aus dem Gebiete der oberen Lahn und der Wetterau hinab zog sich der Strom der von Arnold „oberfränkisch“ genannten Wanderung hinab in die Mittelrheinlande, um hier im Civilisationswerke zuerst friedlich, dann feindlich mit dem Stamme der Alemannen zusammenzustoßen. An die Namensgebung der Letzteren erinnert nur das Dörfchen Eibingen hinter Rüdesheim. Der Typus des Volkes, zumal an kleineren Orten, wo er sich besser und reiner erhalten hat als in den südlichen Ansiedelungen mit wechselnder und gemischter Bevölkerung, zeigt ganz die Art der fränkischen Leibesbildung. Hohe, schlanke, etwas vorgebeugte Gestalten, ein ziemlich langes Gesicht mit starkem Nasenbein, etwas spitzem Kinn und gewölbtem, hinten ausgebeugtem Schädeldache. Dabei meist helle und braune Augen und Haare; bei den Frauen öfters etwas vorstehende Kinnbacken und schiefstehende Zahnreihen. Die Muskeln, gewohnt an Hitze und Kälte, weniger an Durst und Wasser. Die geistigen Anlagen vortrefflich, mit besonders entwickeltem Erwerbssinn. Dabei, wie alle Rheinländer, fröhlich, heiter, guter Dinge und nicht selten voll süßen Weines. Land und Leute vertreten den echten Typus des deutschen Rheinlandes und des franken, freien, rheinischen Bauerngeschlechtes. In den Städtchen da sitzen auf palastähnlichen Höfen und Villen, die manchmal noch Wappen und Jahreszahlen aus der Mainzer Kurzeit tragen, die reichen, wohlsituirten Weinhändler und Weingutsbesitzer. Bei ihnen herrscht in vollem Maße die edle, altgermanische Sitte, die Gastfreundschaft, und stets ist bei ihnen zu finden eine offene Flasche, ein spundfreies Faß. Dabei sind sie auch die geborenen Vertreter des politischen Liberalismus, nicht nur des gesellschaftlichen. Die Luft macht ja schon frei im Rheingau. Vom alten Mainzer und rheingauer Adel bemerkt man nur noch

wenige Vertreter; wol aber haben sich angesehene Mitglieder regierender und hochadeliger Familien aus dem ganzen Reiche deutscher Nation im paradiesischen Rheingau Villegiaturen geschaffen, welche durch den Reiz der Lage, des Blickes auf Strom und Gebirge, sowie durch die Vereinigung von Kunstschätzen in ihren Räumen auch in dieser Beziehung den Rheingau gestalten zum lieblichen Italien auf deutschem Boden.



Schloß Biebrich am Rhein.

Weinorte. An der Grenze des Rheingaues, ein Vorort von Wiesbaden, liegt Biebrich. Frei und leicht erhebt sich im eleganten Renaissancestil unmittelbar am Strom das Schloß, einst die Sommerresidenz des Beherrschers im Rheingau, jetzt noch das Privateigenthum des Herzogs von Nassau. In der schattigen Allee zu Füßen des nach Süden blickenden Baues promenirt und fährt die elegante Welt von Wiesbaden, Mainz und den Nachbarorten. Am Geländer lehnen und stehen die typischen Figuren der Rheinschnaken, der deutschen Lazzaroni's, und betrachten gähnend und witzelnd die ab- und anfahrenden Dampfer, die schnellen Karossen, die reichen Toiletten. Von der Höhe des Schlosses blickt eine Reihe steinerner Figuren herab; doch der fehlt das Bein, jener der Arm und eine dritte entbehrt sogar des Kopfes. Anno 1793 nahmen die Mainz belagernden Franzosen mit ihren Kanonen die armen Statuen auf das Korn und, ein Mene Tekel, mögen sie noch Jahrhunderte lang als Halbinvaliden stehen bleiben. Außer dem gewaltigen Marmorsaal und der herrlichen Aussicht vom Söller auf den Strom und die Städte, die Burgen und Ruinen bis Bingen und hinauf bis Oppenheim bietet der Schloßbau nichts Besonderes. Im weiten Schloßpark,

dem nur seit neuerer Zeit das Palmenhaus fehlt, das nach Frankfurt wanderte, stehen die wenigen restaurirten Trümmer der sogenannten Moosburg, richtiger Biburg. Biburc, Bieburg hieß hier schon zur Karolingerzeit eine kaiserliche Burg, um die sich allmählich ein Oertchen gruppirte. Von den Bibern, die sich vor Zeiten zwischen dem Ufer und den großen Rheininseln, der Petersau, der Ingelheimerau, der Rettbergsau wol befunden haben mögen, soll Burg und Ort den Namen tragen. Die Vermuthung Horn's, der Biburc = Bibereich sagt, möchte aber doch zu kühn sein. Schon 874 kommt die Biberburg in den Fuldaer Annalen vor, und Ludwig der Deutsche lagerte längere Zeit hier, wol nur der Jagd im Taunus wegen, auf Hirsch und Eber. Otto III. schenkte dann Biburg mit sammt dem „salisch freien Lande" umher und Moskebach (Moosbach) an das Kloster Selz im Unterelsaß. Die Ritter von Bolanden erscheinen dann Jahrhunderte lang als Vögte des Klosters. Ein Werner von Bolanden verkaufte 1279 den „Frohnhof zu Biburc" mit allen „Schöffen, Huben und Gütern" an das nahe Kloster Eberbach, und das Kloster Selz verkaufte wieder 1296 seine hiesigen Besitzungen an Adolf von Nassau. Die weiteren Schicksale von Burg und Ort sind dunkel; doch wechselte ohne Zweifel der Besitz von einer Hand zur andern. Das neue Schloß ward 1701—1721 von den Fürsten von Nassau-Idstein hergestellt. Das Land kaufte man theilweise zum unerhörten Preise von 14—15 Gulden die Ruthe; 14 Bäume wurden mit 160 Gulden bezahlt. Die Bausteine kamen aus Bodenheim. Eine eigene Glashütte in der Nähe richtete die Fenster für die 1500 Gemächer her. Alles in Allem kostete es 288,418 Gulden, gewiß eine schöne Summe für die damalige billige Zeit! — Die Ruinen der alten Kaiserburg Biburc ließ 1806 Herzog Friedrich August herstellen; 1816 ward die herzogliche Residenz vom Lahnufer hierher verlegt, die gerade ein halbes Jahrhundert hier verblieb. Wir beschauen nach der alten Biberburg Gräben und Weiher, die mittelalterlichen Grabmäler mit den Handbergen und den Eisenhüten, die von den Grafen von Katzenellenbogen herrühren, die Denksteine mit Krummstab und Mitra, entstammend dem Kloster Eberbach, und setzen den Wanderstab weiter über den munter rieselnden Salzbach in des eigentlichen Rheingaues grünes Gebiet. Wenn in anderen Gegenden Deutschlands der Rinder glatte Herden oder der Schafe wollige Scharen die Weide und die Straßen Morgens und Abends beleben, so sieht man hier zu Lande kurzgeschirrte Karren mit werthvollem Dunge beladen den Weinbergen zu, die Höhe hinauf kutschiren. Oben darauf oder daneben der Karrenführer, die blaue Bluse um den Leib, die nie erlöschende Pfeife im Munde und im Halse den ungestillten Durst. Nach längerer Wanderung am seeartigen Gestade des Rheinstromes mit sonnigen Blicken auf das linke niedere Ufer, mit prächtiger Fernsicht auf die erleuchteten Thürme von Mainz und die Dächer von Budenheim, Mombach, Oberingelheim, gelangen wir nach dem Städtchen Schierstein. Scorestein, auch Scerbistein hat, wie alle Orte des Rheingaues, ein hohes Alter. Schon Heinrich II. schenkte im 11. Jahrhundert hier eine „Villa" an das Michaelskloster zu Bamberg. Um das Jahr 1200 übte die Vogtei ein Gaugraf des Rheingaues, Wolfram „vom Steine" bei Münster. Adel und Geistlichkeit hatten auch hier, wie so häufig am Rhein während des Mittelalters, die Hand auf dem fetten Grund und Boden. 1705 kam der Ort an Nassau. — Rings umgeben ihn ausgedehnte Obstanlagen; die Höhen zur Rechten, wo im Gebüsche der

Nürnberger Hof, ein Lieblingsaufenthalt Goethe's 1814, verborgen liegt, erzeugen den gelobten Höllberger.

An der Waldaffa, des Waldbaches klarer Flut, die von den reich bewaldeten Höhen der „eisernen Hand“ und der „hohen Wurzel“ nach kurzem Laufe mit dem tieffließenden Strome sich eint, war die alte Grenze des Rheingaues. Hier begann einst die Grenze des „Gebücks“, das einst dies Paradies hermetisch verschloß. Ein trauliches, das Mittelalter noch in den Zügen tragendes — wenn auch in den letzten! — rheinisches, weinliebendes Städtchen, dies Walluf, das schon vor tausend Jahren in dem Verzeichniß der Schenkungen an das Kloster Lorsch erscheint. Als Lehen kam es später an die Abtei Fulda; das heimgefallene kaiserliche Lehen zog Kurmainz ein, bis der Ort an Nassau fiel. Am Ufer des Stromes, der zur Sommerzeit von fröhlichen Mainzern und von der muthwilligen Jugend des eigenen Bodens wimmelt, mag man in einer von der Kultur noch unbeleckten Schifferkneipe vom goldenen Safte der Rebe kosten. Oder, am schönsten, man folgt dem Finger, den ein Kirchlein vom Berge herabstreckt, und wandert durch Ober-Walluf und über Neudorf ein Stündchen gen Norden, wo den müden Fremdling bald ein freundliches Dörfchen mit reinlichen, blumengezierten Häuschen empfängt, das sich Rauenthal benennt. Ja, hier oben auf der Höhe, wo der Blick ungehindert schweift über den ganzen herrlichkeitsvollen Gau, über das Mainzer Land und die Frankfurter Gegend bis zu dem blauen Kegel des Malchen und dem melancholischen Rücken des Donnersberges, da weht der heilige Odem des Rheinstromes, da athme ein, du Freund der deutschen Heimat, die freie Luft des fröhlichen Rheinlandes. Die Perle aber am Rheine, die zu Paris letzthin zur „Königin des Rheinweines“ gekürte Feuerflut, magst du in ihrer Reinheit und ihrem begeisternden Hauch erkennen in der traulichen Laube dort im Nassauer Hof. Wahrhaftig, hier ist der Name kein böses Omen; weder ein rauhes Land noch ein sumpfiges Thal kann man im Produkte von Rauenthal wiederfinden. Es ist süße Labe vom weinspendenden Berge! Den Namen mag das Oertchen hier oben auf dem Bergsockel wol im Gegensatze zum nahen Tiefenthal erhalten haben, das, ehemals ein Kloster, zur Zeit in wenigen Häusern besteht. Ueber Tiefenthal führt der Weg zum nahen Schlangenbad und Schwalbach; wir setzen den Stab rückwärts, und neu belebt durch das Feuerbad des Kehlkopfes, eilen wir durch die Wingerte, im Angesichte zur Rechten den runden Thurm von Scharfenstein und darüber auf hohem Kegel Schloß Johannisberg, vor uns den glitzernden Strom mit seinen grünen Inseln, seinen pustenden Dampfern und leichtschwebenden Segelschiffen hinab in die Gemarkung von Eltville, der alten Hauptstadt im Rheingau. Noch künden die erhaltenen Thürme und der noch nicht gesunkene Mauerzug von der Stadt ehemaliger Trutzgewalt. Wie oftmals mußten diese Zinnen den Mainzer Erzbischof schützen gegen der übermüthigen Mainzer Kinder Spieß und Schwert! Als ein „Trutzmainz“ ließ es 1330 der kriegerische Reichsfürst Balduin von Luxemburg befestigen, der besser den Flamberg als die Feder zu führen verstand.

In den Mauern von Ellfeld oder Eltville, in der festen Bischofsburg schloß der unglückliche Günther von Schwarzburg seinen Frieden mit Karl IV., bald schloß ihn der von Gicht gefolterte König auch hier mit dem Himmel. Schüler Gutenberg's, Heinrich Bechtermünze und Wigand Spieß, Beide Gehülfen „Henchin

Gensfleisch's, genannt Gudenberg", wohnten am Orte, wo die Wunder wirkende Hostie seit 1402 eine stets wachsende Zahl von „Bußwanderern" und Prozessionen nach dem „Heilthum" hinzog, eine Werkstätte für „die schwarze Kunst". Bedeutende Werke gingen aus dieser rheingauer Druckerei hervor. Nachkommen verkauften sie an Friedrich Haumann von Norembergk, den „Buchdrucker im Kirschgarten zu Mainz". Gutenberg selbst soll hier sein müdes Haupt eine Zeit lang haben ausruhen lassen. Im Bauernkriege wurden in der Burg neun der Rädelsführer enthauptet; in Trümmer sank der Gedanke des Bauernstaates, dem die Rheingauer auf dem „Wachholder" bei Eberbach in 29 Artikeln kühnen Ausdruck gegeben hatten. Eine neue Landesordnung gab Kurfürst Albrecht 1527 dem Rheingau; die alten Freiheiten fielen, das Wort von der „freien Luft" war zunichte geworden. Aber die Zeit ließ auch die Herren der Burg und die Zinnen ihrer Mauern fallen, und Eltville kann sich mit der goldenen Flut seiner Weine trösten, daß es Hauptstadt des Rheingaues einst war. — Den Namen Eltville's wollten die rheinischen Antiquare vordem mit Gewalt von alta villa = „Hochstadt" ableiten. Drusus soll hier eines der fünfzig rheinischen Kastelle gegründet haben, von denen Florus spricht.

Gegen den römischen Ursprung zeugt aber, daß weder eine Inschrift noch sonst ein Denkmal aus der Zeit der Römerherrschaft sich bis dato in alta villa hat finden wollen, wie überhaupt im eigentlichen Rheingau, abgesehen von Wiesbaden und seiner Umgebung, auffallender Weise keine Inschriften oder sonstige Anzeichen der Römer sich sehen lassen. Der Name von Eltville ist nach Bodmann's Ansicht entweder eine falsche Latinisirung des Frühmittelalters für „Altweiler", oder er hängt mit der Lokalbezeichnung „Altwick" = „Hochdorf" oder „Altdorf" zusammen. Vor der Hand ist der Römerort „alta villa" oder „altus vicus" jedoch erst ein Postulat der römischen Epigonen, und das freundliche Städtchen mit seinen weltberühmten Weinhandlungshäusern, seinen deutschen Champagnerfabriken, seinen stolzen Villen der Neuzeit, als Villa Osterrieth, Villa Simmern, Villa Eltz, Villa Marix u. A., seinen prächtigen Gartenanlagen mag ohne römisches Recht sich sonnen und gedeihen als moderner Mittelpunkt des Handels mit vinum bonum. Dies doch für den Rhein das beste Erbtheil aus Römerzeit! — Prosit zum goldenen Nektar! —

Von Eltville's gesegneter Flur führt uns die bequeme Straße vorüber an dem prächtigen Mansardenbau des Landsitzes Sicambria, ein blumiges Wiesenthälchen entlang hinauf nach Kiedrich. Links bleibt die Erbacher Gemarkung, die den vieledlen „Markobrunner" erzeugt, und vom Strom her blickt das spitze Köpfchen des neugothischen, alleinstehenden Kirchleins von Erbach. Nach einem Stündchen erblicken wir am grünen Abhange das gedehnte Dorf mit seinen beiden Kirchthürmen, zur Rechten steigt auf steilem Fels der einsame Thurm des Scharfensteins empor. Im Dorfe selbst empfangen uns alterthümliche Häuser mit hohen Giebeln und rothem Balkenwerk, mit Erkern und Schnitzornament. Zur Rechten umfangen von weißer Mauer auf erhöhtem Platze die beiden Kirchen, das Ziel besuchter Prozessionen im Hochsommer, die den Reliquien des heiligen Valentin gelten. Das im Bilderschmuck erglänzende Portal führt uns in die dämmerigen Räume der größeren, schon seit 1275 erwähnten Pfarrkirche. Nur ein altes Mütterchen betet hier am Sonntagsmorgen. Verwaist ist der herrliche Johannesaltar mit seinen korinthischen Marmorkapitälen, verwaist die vielen pergament-

gebundenen Meßbücher, verwaist Kanzel und Chor. Ungestört kann man sich dem Eindruck der edel gehaltenen Dimensionen hingeben, dem Zauber des Lichtes, das durch die golden erstrahlenden Glasfenster fällt. Nach einem Rundgang längs der Kirchenmauer mit den an ihr angebrachten Leidensstationen steht man auf der südlichen Seite der Michaeliskapelle, einer „Perle der gothischen Baukunst“. In eleganter Profilirung ragt das Thürmchen empor; wie hübsch ist der Spitzbogen am Portal mit Steinhauerarbeit verziert, wie seltsam die Chornische mit dem nach unten sich zuspitzenden Erker, wie eigenartig der überdeckte, nach innen gehende Balkon! Am Gasthof „Zum Engel“ kann man nicht vorübergehen, ohne in seinen spätmittelalterlichen Räumen aus hohem Römer ein Glas des feurigen „Gräfenberger“ zu leeren, der an der Ruine Scharfenstein im Sonnenglanze gedeiht. Die lange Dorfgasse hinab können wir an den Ursprung des Ortsnamens denken, der als Ketucho, Chetucho, Chetercho und als „Freihof“ eines Mainzer Ministerialen schon Ende des 10. Jahrhunderts in Urkunden vorkommt. Die Ableitung des Namens aus dem Deutschen hat seine Schwierigkeiten, da ein Kid, Ket, Chet als Personenname nicht bekannt ist; vielleicht mag das Wort aus einem gallischen Cetriacum entstanden sein. —

Eine steile Böschung bringt uns langsam zu den baulichen Resten des einst ausgedehnten Scharfensteins hinauf.

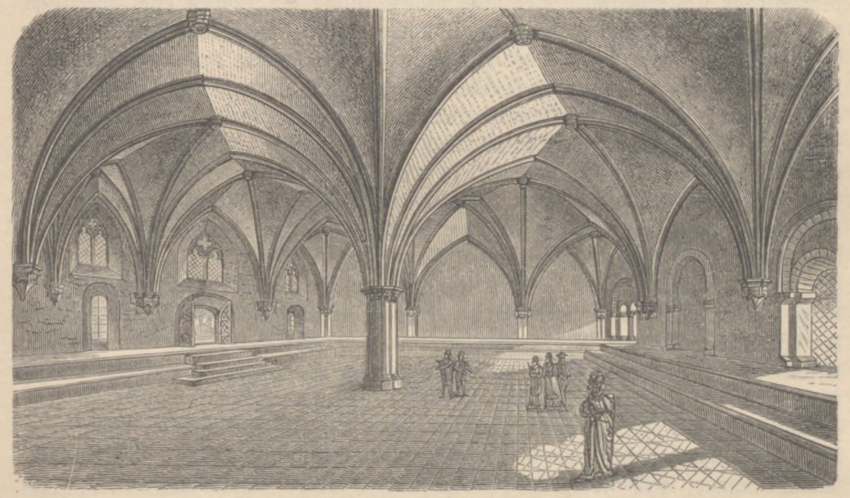
Die einst fast uneinnehmbare Burg war nach Horn's Annahme eine der Landburgen, deren die Mainzer Landesherren im Rheingau mehrere zum Schutze ihres Besitzthums errichteten. Klopp bei Bingen und noch weiter unten der Rheinstein oder Vautzberg schirmten den kostbaren Gau nach Norden und Westen zu. Scarpinstein, auch Scharphenstein, liegt frei auf der Höhe und blickt in das Thälchen hinab nach Eltville, hinüber nach Rauenthal und nach Westen zum Johannisberg bis nach Bingen. Wild schaut das finstere Waldgebirge auf seine gebrochenen Mauern und seine helleren gefüllten Laufgräben herab. Die Gauerbenschaft der Scharfensteiner war eine der reichsten Adelsgeschlechter im ganzen Rheinlande. Schon Anno 1195 taucht ein Ritter Eckehardus de Ketucho auf, und ohne Zweifel war er ein Vorfahr des Geschlechtes, das nachher unter der Gnadensonne der Erzbischöfe Jahrhunderte lang hier oben saß, zechte, auch einmal plünderte und sengte. So zahlreich ward das edle Geschlecht am Rheine, daß es sich mit verschiedenen Namen: die Grünen, die Schwarzen, die Braunen, die mit den Steinen, die Gennen, die Eselwecke, die Erazze, unterscheiden mußte nach seinen Linien. Die Letzten der Scharfensteiner erloschen im Rheingau, als hier die Schweden hausten, und ihre Stammburg von den Falkonetten und Feuerschlangen der nordischen Eroberer in den Staub sank. Der Epheu umschlingt die wenigen Trümmer, und drüben da leuchten die Augen des trefflichen „Gräfenbergers“; Eppich und Rebe haben noch einzig und allein die alte Ritterherrlichkeit überdauert! —

Auf der Höhe des Eichberges blicken wir hernieder auf den Wachholderhof, der, von Wiesen umgeben, einsam in muldenförmigem Thalgrunde ruht. Hier war 1525 der Versammlungsplatz der Rheingauer Bauern; von hier aus zogen sie nach Eberbach, des reichen Klosters Weinkeller zu plündern. Aber übel bekam ihnen nachher der feurige „Steinberger“, geholt aus dem großen Faß, das 444 Ohm hält. Ein Spottgedicht aus jener Zeit läßt die gedemüthigten Bauern jammern:

„Als man auf dem Wachholder saß,
Da trank man aus dem großen Faß,
Wie bekam uns das? —
Wie dem Hunde das Gras!
Der Teufel rieth und gesegnet uns das.“

Zur Linken an Weinbergen vorüber, welche als Zeichen des Domänenbesitzes die schwarz-weißen Pfähle tragen, zur Rechten hinter hoher Steinmauer die Gebäude der bekannten Irrenanstalt Eichberg! Allmählich in sanftem Bogen, durch üppigen Eichwald hindurch, gelangen wir an das Thälchen des Eberbaches, und bald liegt von dunklen Höhen umsäumt ein Gebäudekomplex vor uns, der Rest des berühmten Klosters. An einer Felsengruppe vorüber, welche eine Holzkanzel, die „Kanzelbuch“, krönt, durch einen weiten Thorgang, über dem das Pförtneramt ein Hofwirth Jonas verwaltet, treten wir in den geräumigen Vorhof des Klosters ein. Nach Süden blickt uns die Kirche entgegen. Die Front weist breite vermauerte Fenster von schönen gothischen Formen auf; das Schieferdach trägt einen kräftigen „Dachreiter“ in Zwiebelform mit Laternen. Unser militärischer Begleiter schließt stramm die eiserne Thorpforte auf — in die heiligen Räume ist jetzt eine preußische Gefangenanstalt verlegt; — wir stehen vor einer zugemauerten weißen Wand zur Rechten, zur Linken ein finsteres Gebäude mit engen, vergitterten Fenstern, der sogenannte Altbau. Aus seinem Innern werden laut wirre, klagende Stimmen; hier sind die unheilbar Tobsüchtigen der Irrenanstalt untergebracht. Von der andern Seite ertönt frommer Orgelgesang: es ist hier der zugebaute Theil der Kirche, in dem eben Gottesdienst gehalten wird. Diesen Widerspruch von Sonst und Jetzt finden wir in der ganzen Abtei. Im erhaltenen Stück des gothischen Kreuzganges arbeiten die Sträflinge Knöpfe und Schachteln. Der anstoßende Nordflügel wird als Waschkammer benutzt. Von den übrigen Seiten des dem Vandalismus verfallenen Kreuzganges ragen nur noch die Konsolen von den Gewölberippen in die Luft. Jede geht von reich gezierten Kapitälen aus, die an der Basis die verschiedenartigsten Figuren tragen. Die ganze Höhe der mittelalterlichen Klosterkunst spricht zu uns aus dieser zertrümmerten Schönheit. Den romanischen Kirchenbau, der zwischen 1170—1186 durch die Arbeit der Cisterziensermönche sich erhob, die seit 1131 als Schüler Bernhard's von Clairvaux (clara vallis) das Kloster übernommen hatten, ziert eine Reihe von Grabmälern. Als das schönste bewundern wir im Chore das prächtige Mausoleum zweier Grafen von Nassau, die zugleich zu Mainz die Mitra trugen. Die Steinmetzarbeit aus dem Ende des 15. Jahrhunderts gehört in ihrer Feinheit zu dem schönsten der Spätgothik. Es erinnert die zarte Behandlung des rothen Steines an das Wunderwerk des Sakramentshäuschens aus der Hand von Adam Krafft zu Nürnberg. Die meisten Denksteine gehören den Grafen von Katzenellenbogen an, die hier im Erbbegräbniß ihre Ruhestätte fanden. Den Kreuzgang hindurch gelangen wir in das mittelalterliche Dormitorium, wo vordem die arbeitsamen Mönche, die Lehrer im Weinbau für den Rheingau und darüber hinaus, unter gothischen Säulen auf Strohmatratzen ihr Lager gefunden hatten. Jetzt ruhen hier von der Arbeit in eingebauten Schlafzellen die Sträflinge aus. Einfach, aber sauber sind die Schlafsäle, früher Aufenthalt der Kirchendiener, jetzt der Staatsgefangenen. Den unteren Raum des Dormitoriums nimmt der

auf Veranlassung des deutschen Kronprinzen seit 1876 restaurirte Kapitelsaal ein. Ein hohes viereckiges Gewölbe mit vier einspringenden Nischenräumen, die Spitzbögen getragen von einer gewaltigen Säule, deren Kapitäl das feinste Laubwerk umschlingt. Hier berieth der Klosterkonvent fast 700 Jahre lang die Angelegenheiten der reichsten Abtei am Rhein. Der letzte Abt, der 59. der langen Reihe, Leonhard Müller von Rüdesheim, verließ 1803 die heiligen Hallen; die ersten Mönche, Chorherren des Augustinerordens, zogen 1116 auf Anstiften des Erzkanzlers Adalbert I. hierher an des Eberbaches Matten, nachdem ein gewaltiger Eber nach der Sage mit seinen Hauern den Platz des Klosters umwühlt hatte. Und ein halbes Jahrtausend leuchteten die Konventualen dem ganzen Lande voraus als tüchtige Landwirthe und Weinbauern.



Kapitelsaal des Klosters Eberbach.

Den Steinberg hatten sie schon 1232 als künstlichen Weinberg angelegt; seit 1248 stand hier ein Weinmarkt mit Klosterweinen in Blüte; eigene Schiffe brachten den Segen eigenen Wachsthums Jahrhunderte lang an des Niederrheines Stapelplätze hinab im J. 1337 nicht weniger als 253 Fuder Wein. Es war hier die „hohe Schule" für die rheinische Weinkultur, und eine Reihe von ähnlichen, die Bodenproduktion hebenden Filialklöstern errichteten die hiesigen rührigen Cisterzienser schon im 12. Jahrhundert zu Schönau bei Heidelberg, zu Otterberg in der Rheinpfalz, zu Gottesthal bei Lüttich, zu Arnsberg in der Wetterau. Der Bauernkrieg und der Schwedeneinfall, Neid und Roheit schlugen dem Kloster, seinen Kunstwerken und seinen Stückfässern manch schwere Wunde. Der Schwedenkanzler Axel Oxenstierna, an den die Ochsenköpfe auf dem Thürmchen des „Schwedenbaues" erinnern, kam selbst hierher und erachtete, nachdem die Mönche vor den Schrecken des „Schwedentrunkes" nach Köln entflohen waren, die Abtei für würdig, einen Theil der Dotation des „schwedisch=römisch=deutschen Reichskanzleramtes" zu bilden. Mit Mühe und Noth wurden nach den Kriegsdrangsalen die verwüsteten Räume wieder hergestellt. Die Pest forderte 1666 alle Klosterinsassen bis auf zwei als Opfer. Allmählich verfiel auch die alte mit ihren Liegenschaften strenge

6*

Klosterordnung der „grauen Mönche". Der wiedergewonnene Reichthum machte faule Bäuche. Man hing am Donnerstag Abends Schinken und Schwartenmagen, Hammels- und Wildpretkeulen in den Bach oder in den Fischteich, zog sie am Freitag Morgens als „Fische" heraus und verspeiste die grätenlosen Fische dann Mittags mit gesundem Appetit mit der feurigen Würze des Steinbergers und Markobrunners. So kam das Kloster non invita Fortuna Anfang des 19. Jahrhunderts zu Fall, und die Weinberge mit den Kellereien fielen zuerst an Nassau; seit 1866 gehört der ganze Domänenbesitz zum Königreich Preußen.

Aus dem Kapitelsaale mit seinem tieftönenden Baßecho schreiten wir durch des Kellermeisters Wohnhaus, dessen Parterre verblichene Abtbilder zieren, zu einem langen Bau, der von Süd nach Nord parallel dem Dormitorium und dem Altbau sich hinzieht. Der hohe Raum bildet im Innern eine gewaltige, von 14 schlanken Säulen getragene, düstere Halle. Seit 750 Jahren soll er schon bestehen; schon Anfang des 13. Jahrhunderts wurde der romanische Bau überwölbt, der mit zwei Stockwerken ursprünglich vielleicht als Versorgungshaus diente, von dem Volksmunde aber als kühles Refektorium bezeichnet wird. Letzteres erscheint wahrscheinlicher; noch münden in den jetzt zum Kelterhaus benutzten, von mächtigen Weinpressen erfüllten Raum die festverschlossenen Thore zu den tiefliegenden Kellereien. Der süße Mostduft im alten Speisesaal läßt uns dort unten noch seligeren Trank erhoffen. Und heute haben wir eine treffliche Gelegenheit des Klosters süßes Herzblut zu kosten. Eine Schar junger, fröhlicher Gesellen, Schüler der Lehranstalt für Obst- und Weinbau zu Geisenheim, besucht heute unter Aufsicht die Probirsäle der entschlafenen Professoren der Weinkultur. Lange Fässerreihen durchwandern wir nach Westen des Bacchus weites Reich durchziehend; hier und da erhöht ein Pröbchen unserer Geister Lebendigkeit. Im tiefsten Keller, um einen dreimännerdicken Pfeiler ein festgefügter Eichentisch. Hier des Kellermeisters feinstes Kunstlager! In Halbstückfässern lagern neben einander die besten Namen und Jahrgänge! Steinberger, Markobrunner, Gräfenberger, Rüdesheimer, Erbacher, Hattenheimer — stolze Namen und stolze Zahlen, als 1811 und 1822, 1846 und 1857, 1862 und 1865, 1870 und 1874. Und gefüllt den grünen Römer mit goldenem Rebensaft, die Lippen gewürzt mit dem feurigen Naß, das Herz erfreut an der Erde süßem Nektar — da mag man den alten und jungen Studenten im Kellergewölbe zustimmen: „Probiren geht noch über Studiren!" Auf die neugierige Frage des Dichters:

„Holla, Junge, geh' und frage,
Wo der beste Trunk mag sein,
Nimm den Krug und fülle Wein!"

Da mag man baß zur schnellen Antwort geben:

„Holla, Junge, ich dir sag':
Geh' hin zum Kloster Eberbach,
Da liegt am Rhein das größte Faß,
In seinem Bauch das feinste Naß!" —

Und will die frohe Schar sich gar nicht trennen vom süßen Studium des Zaubergartens, wo die Blumen die Flaschen und die Bäume die Fässer vertreten, da mögen sich die alten Herren, die übrigens auch keine „Kostverächter" sich nennen lassen, mit des weinseligen Anakreon trunkenen Worten trösten:

„Die schwarze Erde trinket,
Es trinkt der Baum sie wieder;
Das Wasser trinkt die Lüfte,
Die Sonne trinkt das Wasser,
Sogar der Mond die Sonne:
Was wollt ihr denn, ihr Freunde,
Das Trinken mir verwehren?“

Ja, der Mann, der an der Weinbeere seinen Tod fand, hat Recht; lassen wir die Jugend auf den Wahlspruch schwören:

nunc est bibendum,
nunc pede libero pulsanda tellus.

Den Keller voll berauschenden Duftes verlassen wir mit rothem Kopfe: nur gut, daß Bacchus uns nicht die Füße verzaubert hat! Im Vorübergehen wollen wir in das neue Refektorium eintreten, das seit 1738 des Konventes Tafel sah. Die Saalwände bedeckt solides Eichengetäfel, die Decke blumige Stuckdekoration im Zopfstile. Fünf große Gemälde mit Darstellungen Eberbacher Mönche, die im Geruche der Heiligkeit standen, zieren die Langseiten; oben zur Rechten bewundern wir einen hoch aufsteigenden Schrank mit bemalter Schnitzarbeit, dem Monogramm Christi und dem Eber mit der Klosterkirche, dem Wappen der Abtei. Seine leeren Fächer enthielten Theile der Klosterbibliothek. Doch hat man niemals viel von ihr gehört, die werthvollsten Werke lagen im kühlen Keller und trugen statt Pergamenteinband ein selten hohlklingendes Eichenholzgebinde! — Am Ausgange lassen wir die von der Kirche in ihre Zellen gehenden Sträflinge an uns vorüber; wie mancher schlägt in der grünen Jacke die Augen nieder, der jetzt anstatt des Griffels oder des Malerstiftes die Feder des Kopisten führen oder den Pappendeckel glätten muß. Hinaus ins Freie vor solch trübseligem Anblick! Die Glocken lassen ihr dumpfes Bum-Bum hinter uns drein ertönen. Es ist, als ob sie hohnlachend vinum bonum! bonum vinum! riefen. Wer denkt bei diesem Klang nicht an das hübsche Gedicht von Emil Ritterhaus?

Die Rheingauer Glocken.

Wo's guten Wein im Rheingau giebt,
Läßt man den Mund nicht trocken.
Drum wer ein schönes Tröpfchen liebt,
Beacht' den Klang der Glocken!
Merk', ob du hörst den vollen Baß,
Ob dünn und schwach der Ton summ'!
Wo edle Sorten ruh'n im Faß,
Da klingt es: Vinum bonum!
  Vinum bonum! Vinum bonum!

Doch wo die Rebe schlecht gedeiht,
Muß man die Aepfel pressen;
Da wird gar klein die Seligkeit
Dem Zecher zugemessen.
Der Trank ist matt, das Geld ist rar,
Man spart an Glock' und Klöppel —
Und von dem Thurm hört immerdar,
Man eins nur: Aeppelpäppel!
  Aeppelpäppel! Aeppelpäppel!

Mein Sohn, wo du den Ton vernimmst,
Da kann dein Herz nicht lachen,
Da rath' ich, daß du weiter schwimmst
In dem bekränzten Nachen.
Doch wo das Baßgeläut' erscholl,
Da kehre nicht, mein Sohn, um,
Da labe dich, der Andacht voll
Und singe: Vinum bonum!
Vinum bonum! Vinum bonum!

Ja, vortrefflichen Klang hat die alte Glocke, die schon seit vier Jahrhunderten des Rheingaues Freud' und Leid verkündete, ein solides Erbstück verblichener Klosterherrlichkeit.

„Ade ihr Klänge und Räume,
Ihr Hallen und ihr Träume!
Ihr alten Klostermauern
Mit euren Kellerschauern!

Du Glocke mögest erklingen
Mit dem metallnen Mund,
Auf daß die Rebe gesund',
Und froh die Winzer singen!"

Es war ein frommer Wunsch für den 80er, dem im Winter schon die „Augen" ausgegangen waren! —

Hinab die treffliche Straße, im Angesicht das helle Ufer bis zum blitzenden Johannisberg, am mauerumfriedeten „Steinberg" zur Rechten mit der alten Klostermeierei, dem „Neuhof", vorüber, und bald sind wir im freundlichen Hattenheim angelangt. Beim Gastwirth Resz mögen wir uns von den Reisestrapazen bei einem Glase trefflichen Markobrunners, der zwischen Hattenheim und Erbach gedeiht, erholen, dann weiter den Rheingau entlang!

Vor dem reinlichen Orte mit manchem Wappen, das an Kurmainz erinnert, steht ein Schlößchen, tief im Parke versteckt; es nennt sich dieser Rest eines Dörfchens Reichardshausen und befand sich einst in seinen Räumen, die jetzt dem begüterten Grafen Schönborn gehören, eine Niederlage des Eberbacher Klosterweines. Am Gestade hier wurden die Marktschiffe befrachtet, die den Segen des Rheingaues nach dem „hilligen" Köln spedirten.

Eine kurze Wanderung längs dem Rheine bringt uns nach dem langgedehnten Oestrich-Winkel. Oestrich bildet mit Mittelheim und dem anstoßenden Winkel fast eine ununterbrochene Häuserstraße, in deren Mitte die Basilika der Aegidienkirche sich erhebt. Den Ort, der bis zum Ende des 12. Jahrhunderts eine Gemeinde bildete, will man mit Gewalt mit den Römern in Verbindung bringen, und Winkel soll vini cella bedeuten. Sicher ist, daß der Ort hoch hinauf in die Karolingerzeit reicht. Hier, nahe Oestrich, lag im Rhein auf der „Lützelaue" die Hauptmalstätte des Rheingaues, auch wol Grafenau genannt, weil hier der Gaugraf zu Gericht saß; dem neu erwählten Mainzer Erzbischof ward hier von den Landständen feierlich gehuldigt.

„Prälat und Ritterschaft und Bauer
Umstand den Herrn als eine eh'rne Mauer."

Hier tagte die „Landschaft" noch im 17. Jahrhundert, und dem Orte Hostrich, wie er im 11. Jahrhundert hieß, schien eine glänzende Zukunft zu blühen.

Aber das Morgenroth von Oestrich erlosch und glänzend stieg der Stern von Eltville empor. Ueber den malerisch gelegenen Häusergruppen liegt, rings umgeben von glitzerndem Rebenlaub, der goldene Saphir des Rheingaues, die Hochburg der Weinkultur — das Schloß Johannisberg. „Benedikt's Söhne, sie lieben sonnige Höhen", und deshalb ließen die Benediktiner sich auf dem „Bischofsberge" nieder im Anfang des 12. Jahrhunderts, geführt von dem reumüthigen Erzbischof Ruthard, der durch solch fromme Stiftung seine Mordthaten an den rheinischen Juden sühnen wollte, die er, der Erzbischof von Mainz, mit dem Leininger Grafen Emicho und dem Rheingrafen Richo zur Vorbereitung auf den Kreuzzug verübt hatten.

Aus böser Saat entstand goldene Frucht. Mag schon Karl der Große am Abhang des vorspringenden Berges edle Reben gepflanzt haben, mit Sicherheit weihte seine Halden und sein Haupt Hrabanus Maurus dem Dienste der Kirche und erbaute oben eine Kapelle dem heiligen Nikolaus. Die neue „Sühnekirche" ward 1030 am 24. Juni dem Täufer Johannes geweiht, daher des Berges Name. Der Klosterwein und die große Messe, die an Johannissonnenwende hier die Mainzer Kaufleute halten mußten, machten die Propstei bald zu einer der reichsten und üppigsten im Rheinlande. Das Siechenhaus und Pflegehaus hier auf sonniger Höhe gehörte zu einem der ersten auf deutschem Boden, und die Schenkungen der „Siechen" und der „Aussätzigen" vermehrten noch des Klosters Schätze. Allein trotz der gefundenen „heiligen Lanze" und ihrer Wunderthaten und der massenhaften Wallfahrten kam das Kloster bis Ende des 14. Jahrhunderts auf „Zahlungseinstellung" herab. Die Bauernmönche vom Disibodenberge im Nahethale halfen mit Fleiß und Arbeit des Klosters Nothständen ab. Allein bald mußten nach wieder eingetretener Völlerei die üppigen Mönche ganz entfernt werden, und vom Konvente zu St. Jakob zu Mainz kamen andere Brüder. Albrecht von Brandenburg brandschatzte 1552 mit seinen Horden die „fetten Bäuche" und ließ die Gebäude in Flammen aufgehen; die Sterbeglocke des Johannisberges erschallte damals im Rheingau. 1716 ward der Fürstbischof von Fulda Eigenthümer der Ruine, und aus den Trümmern entstand ein fürstlich-Waldendorf'sches Schloß, der Bau der Gegenwart mit seinen zopfigen Linien. Napoleon schenkte Schloß und Gut 1805 dem Marschall Kellermann; er war recht freigebig mit fremdem Eigenthum. 1816 verlieh das ganze kostbare Besitzthum Kaiser Franz II. dem Fürsten Metternich, dem Lenker der europäischen Geschicke, nach Napoleon's Untergang als Manneslehen.

Seitdem wich der Einfluß Oesterreichs nicht aus diesem Gau, bis das Jahr 1866 reine Wirthschaft machte. Die Lose aber über Reiche und Fürsten, sie mögen hier oben manchmal erwogen worden sein! — Auf 53 Morgen Weinbergs, die im Halbkreis das weißglänzende, restaurirte Schloß der Familie Metternich umgeben, gedeiht die Blume der Rheinweine. An Arbeiten und Verbesserungen wird in den mit peinlicher Regelmäßigkeit gehaltenen Zeilen nicht gespart. Die Schloß-Johannisberger Kabinetsweine besitzen auch die vorzüglichsten Eigenschaften: Süße und Würze, verbunden mit Reinheit des Geschmacks und Lieblichkeit des Bouquets. — Von der Plattform bietet sich dem Beschauer die großartigste Fernsicht des ganzen Landes bis zu den Vogesen und des Hunsrücks Kämmen, bis zur 938 m hohen Wildenburg und zum breitscheiteligen Donnersberg. Sieh', eben vergoldet die sinkende Abendsonne die

Thürme von Mainz und unten die Doppelnadeln der Geisenheimer Kirche. Nach einem kühlen Trunk vom edlen 1868er — nach mehr gelüstet es nur die Unsterblichen Europa's! — dann hinab die Halden, deren Trauben bis November die Spätlese abwarten müssen, die der Rieslingrebe Weichheit und Duft verleiht. Ueber den Bergsattel steigt man stracks hinab zum nahen Geisenheim, der modernen Weinschule des Rheingaues, nachdem das altersgraue Eberbach zerfallen ist. Das Geisenheim des Mittelalters mag seinen Namen erhalten haben von den beiden Rheinauen, der „großen“ und der „kleinen Giese“, die wieder getauft sind nach der stärkeren Strömung des Rheins, die man hier zu Lande „Giesen“ heißt. Schon 783 schenken hier zwei Grafen des östlichen Grabfeldes: Manto und Megingoz der Abtei Felder, Güter und Weinberge. Hier tagte im 13. Jahrhundert ein Centgericht mit sieben Schöffen. — Das freundliche Geisenheim ziert die von den Weinetiketten bekannte gothische Pfarrkirche aus dem 15. Jahrhundert und dann der Kranz der Landhäuser mit mittelalterlichen Zierrathen und die Gartenanlagen der modernen Villen. Ein ausgedehntes Terrain bedeckt die königl. Lehranstalt für Wein- und Obstbau, die ihre Reben und Schößlinge nach allen Windrichtungen versendet. — Eine halbe Stunde sonniger Wanderung und wir marschiren im Städtchen Rüdesheim, wo am belebten Ufer der Herrgott alle fünf Schritte den Arm herausstreckt. Das älteste Denkmal von Hrodinesheim, benannt nach einem fränkischen Edlen Hrodo (?) und schon 864 erwähnt, steht am Ende des menschenbelebten Ortes vor uns: ein halb verfallener Bau mit geborstenen Mauern und tiefliegenden Fenstern, mit Dorngestrüpp auf seinen Zinnen und Eisengittern am ungastlichen Thore. Der Steinkoloß heißt die Brömserburg, vielleicht eine Kaserne der römischen Manipel, die von Bingium gegenüber hierher auf Vorposten kam? Andere schreiben ihrer Mauern Dicke dem Mittelalter zu; in ihr wohnten die Brömser von Rüdesheim, in ihr blickte auf Strom und Ufer manchmal der Erzbischof von Mainz zu Gaste in ihren Gewölben.

Neben diesem alten Besitzthum der Grafen von Ingelheim ragt stolz in den Abendhimmel der wetterharte viereckige Thurm der Boosenburg. Auch sie gehörte ursprünglich den Rittern von Rüdesheim, den „Füchsen“, und von ihnen kam sie 1474 an Johann Boos von Waldeck; daher der Name. Der alte Saalhof erinnert gleichfalls an die Geschicke des Ortes; ein karolingisches Palatium muß sich schon hier erhoben haben Noch Manches wäre zu schauen im weinseligen Rüdesheim, wo Karl der Große im Frühjahr die Reben segnete. Der letzte Sonnenstrahl liegt auf dem in Terrassen ansteigenden „Rüdesheimer Berg“, längs dessen Steige der Weg nach dem Niederwald führt. Doch haben wir im Sonnenschein der Oberwelt genossen, so will im Rheingau der Schatten der Unterwelt sein Recht haben. Im unterirdischen Rüdesheim, in der nächsten Straußwirthschaft laßt uns die staubige Kehle netzen! Der Gründe giebt es ja genug dazu, vor Allem

— „dem Rüdesheimer zu Ehren
Und endlich um jeder Ursach' willen!“

Morgen aber ist noch ein Tag, da mögen wir den duftigen Blick nach Bingen und Burg Klopp im Morgengrauen einschlürfen und, auf den Rüdesheimer Weißen, zum Abschied vom Rheingau probiren den Aßmannshäuser Rothen!

Die Weine des Rheingaues

(nach W. Hamm: „Das Weinbuch“, 2. Aufl. Leipzig, J. J. Weber).

Wem es beschieden ist
Bleib' an des Rheines Strand!
Nirgends hienieden ist
Doch ein so feines Land.
Männer und Mägdelein,
Kenner von echtem Wein,
Schenken ein.

Drüben in Rüdesheim
Soll gut Geläute sein;
Hüben in Büdesheim
Fand ich die Leute fein.
Locken die Glocken dich?
Mädchen, sie locken mich,
Fahr' allein!

K. Simrock.



Geisenheim und der Johannisberg.

Die besten Weinberge stehen auf Thonschiefer (Mergel, Keuperkalk Molasse) und Diluvialgeschieben der Lößformation. Nach den Analysen Liebig's ist der Boden des Schloßweinberges zu Johannisberg ein eisenhaltiger Thonboden von sehr wechselnder Zusammensetzung, je nach der Himmelsgegend. Der Thongehalt beträgt $8_{,3}$ bis $14_{,62}$, der Eisengehalt $5_{,54}$ bis $8_{,84}$, die Bittererde — auf deren Anwesenheit viele Weinbauer besonderes Gewicht legen — $0_{,43}$ bis $1_{,62}$. Der Kalk $0_{,86}$ bis $7_{,57}$, Kali $2_{,73}$ bis $6_{,35}$ und Kieselerde $65_{,46}$ bis $67_{,36}$ %. Mehr als der Boden scheint die Lage die Güte des Produktes zu beeinflussen; sie ist allerdings so günstig, wie sie nur zweimal in Europa noch getroffen wird, an der Gironde und im Hegyalljaagebirge.

Der Rebstock ist vorwiegend der edle Riesling, dessen Varietät man sogar im Rheingau durch Züchtung entstanden glaubt, nächstdem ist am meisten verbreitet Elbling (Weißelben, Kleinberger), besonders im unteren Rheingau,

sodann Sylvaner (Oesterreicher); „brav Oesterreicher giebt brav Wein“ ist ein rheinisches Winzersprüchwort, Orleans (namentlich in Rüdesheim), Traminer, endlich als einzige Rothweintraube blauer Clävner (Klebroth, schwarzer Burgunder). Eine eigenthümliche Erziehung der Weinstöcke an niedrigen Pfählen mit kurzen Schenkeln, und Bogenreben, welche derart mit dem Boden parallel angeheftet hängen, gehört dem Rheingau an. Das Weinbergsareal des eigentlichen Rheingaues — die Aemter Rüdesheim und Eltville in 20 Gemarkungen — beträgt nur $1783,_{25}$ ha = 7133 Morgen), wovon $1366,_{75}$ ha = 5467 Morgen in Ertrag. Davon sind bepflanzt $49,_{7}$ % mit Elbling, $9,_{3}$ mit Sylvaner. Die Gesammtproduktion schwankte im Zeitraume von 40 Jahren (1830—1869) von 88 Stück — in dem schlechtesten Jahre: 1830 — bis zu 5086 Stück (à 1200 l) in dem besten: 1868. Von diesen 40 Jahren haben 25 weniger als eine halbe, nur eines, 1868, eine volle Ernte geliefert. Die besten rheingauer Weine, die sogenannten Hochgewächse, sind in der ganzen Welt gesucht. Auch die mittleren Weine des Rheingaues finden noch weithin Abnahme; die kleineren werden an Ort und Stelle selbst oder in der Umgegend konsumirt, und zwar sehr stark. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, der Rheingau erzeuge immer nur gute, wenigstens trinkbare Weine. In schlechten Jahrgängen liefern besonders die Rieslinge ein sehr geringes, saures Produkt, das noch unter dem sogenannten „Kutscher“ steht, nichtsdestoweniger aber getrunken wird.

Der Volkswitz ist unerschöpflich, bezeichnende Spitznamen dafür zu erfinden, wie „Rambaß“, „Saurach“, „Flöhpeter“, „Rachenputzer“, „Garibaldi“, „Schipkapaß“ u. s. w. Letzterer Name ist jetzt am allgemeinsten üblich für sauren Krätzer.

Der Wein des Rheingaues, durchweg weiß mit wenigen Ausnahmen, zeichnet sich aus durch goldhelle Färbung und trockenen, pikanten Geschmack, welcher ihn derart charakterisirt, daß er Anfangs dem nicht daran Gewöhnten leicht die Empfindung von Säure auf der Zunge macht, weshalb auch Ausländer, besonders des Südens, gewöhnlich von den Rheinweinen nichts wissen wollen. Allein selbst bei den leichtesten Weinen des Rheingaues vereinigt sich diese Säure mit so viel Aroma, Lieblichkeit und Feinheit, daß sie ein vortreffliches gesundes Tafelgetränk bilden, welches niemals Beschwerden oder Ueberdruß erregt. Je edler die Weine, um so minderen Säuregehalt haben sie; die Hochgewächse besitzen alle Bestandtheile in so harmonischer Zusammenstimmung, daß ihr Geschmack völlig undefinirbar wird, einen Begriff davon kann nur Der erlangen, der sie selber kostet. Das besondere Vorrecht der rheingauer Weine ist aber ihr köstliches, unvergleichbares Bouquet; bei reifen Edelweinen muß dasselbe das Zimmer erfüllen, wenn eine Flasche geöffnet wird; kein anderer Wein der Welt hat es in dieser Fülle und Wirkung; selbst Weine, welche sonst keineswegs zu den ausgezeichneten gehören, besitzen dies Bouquet oft in hohem Grade. An Haltbarkeit können sich nur wenige Weine dem rheingauer vergleichen; bei richtiger Behandlung hält er sich Jahrhunderte lang, ohne krank zu werden, oder sich zu zersetzen. Im Allgemeinen sind die edlen Weine des Rheingaues schwer, sie bringen aber, wie man zu sagen pflegt, nur „einen guten Rausch“, ohne üble Nachwehen — vollkommene Reinheit natürlich vorausgesetzt. Mäßig getrunken, übertrifft ihre diätische Wirkung, namentlich bei alten Leuten, diejenige aller bekannten Weine. Im Range stehen die Rheinweine an der Spitze der deutschen und neben den edelsten Weinen des Auslandes; die Jury der Londoner

Weltausstellung 1862 erklärte sie ausdrücklich für die ersten der Welt. Die Hauptplätze für den Handel damit sind Rüdesheim, Eltville, Bingen, Mainz, Frankfurt a. M., Köln; übrigens beschäftigt sich jeder Produktionsort auch mit dem Handel, welcher zum großen Theil durch Versteigerungen vermittelt wird. Die Rangordnung der rheingauer Weine unter sich ist folgende: 1. Rang, Hochgewächse: Johannisberg, Steinberg, Markobrunn, Rauenthal, Rüdesheim, Geisenheim, Gräfenberg, Aßmannshausen (roth); 2. Rang: Geisenheim (Kosakenberg, Morschberg, Katzenloch), Rüdesheim (Bischofsberg, Engweg), Hattenheim, Dorf Johannisberg, Winkel (Hasensprung), Oestrich (Eisenberg), Hallgarten (Schönhalle) und Vollrathsberg; 3. Rang: Erbach, Eltville, Eibingen, Kiedrich, Mittelrhein, Schierstein, Walluf, Lorch (auch roth). Der Schloß-Johannisberger ist der König der Weine.

Mit der Oechsle'schen Mostwage untersucht, zeigt der Johannisberger Most in guten Jahrgängen ein Gewicht von 120 Grad. Im Durchschnitt von 40 Jahren produzirt Schloß Johannisberg jährlich 30 Stück Wein. Da diese nicht einmal alle in den Handel kommen, so ist es klar, daß der wenigste unter dem Namen „Johannisberger" in die Welt gehende Wein vom Schlosse stammt. Unter „Dorf Johannisberger" dagegen werden die Weine im ganzen weiten Umkreis des Schloßberges verstanden; es finden sich darunter gleichfalls sehr edle Sorten; die besten Lagen sind im Besitz des bekannten Weinhandlungshauses Mumm. Auch der Wein, welcher auf dem Bergvorsprung „die kleine Klause", zwischen dem Schloßberg und Geisenheim, gebaut wird, heißt „Johannisberger", von welchen man demnach unterscheidet: Kabinet, Schloß, Klaus und Dorf. Nächst ihm steht der Steinberger, der in guten Jahrgängen den Johannisberger sogar an Feuer übertrifft, wenn er ihm auch an Bouquet nachsteht. Er ist gleichfalls einer der feinsten, bouquetreichsten und stärksten Weine, die wir besitzen. Der Steinberg, eine preußische Domäne, 20 ha Weinberg neben 150 ha Ackerland und Wiesen, liegt eine Stunde vom Rhein entfernt, zwischen Kiedrich und Hallgarten, und besteht aus verwittertem Schiefer mit Satz von Riesling und Orleans. Die drei besten Lagen des Berges heißen: der goldene Becher, der Rosengarten und der Plänzer. Der Steinberger Kabinet- (oder Auslese) Wein steht mit dem Johannisberger im Preise ziemlich gleich. Das Stück 1822er davon wurde 1836 mit 12,210 Fl., das Stück 1846er im Jahre 1860 mit 12,000 Fl. bei den Domanial-Weinversteigerungen verkauft. Dies waren aber noch nicht die feinsten Kabinetsweine der Crescenz, wie sie sich in dem Keller des Herzogs von Nassau befanden.

Im Rang der dritte steht gegenwärtig der Rauenthaler, zu dieser Ehre aber erst neuerdings durch gesteigerte Kultur und gerechtere Würdigung gelangt; früher rangirte der Rautnthaler Berg sogar nur in die dritte Klasse. Im August 1836 bewirthete die gute Stadt Frankfurt ihre Gäste, die Mitglieder des deutschen Fürstenkongresses, mit einem Rauenthaler, wovon die Flasche 27 Mk. kostete; er heißt seitdem der „Fürstenwein".

Der duftige, besonders im Alter kräftige Markobrunner wächst dicht am Rhein, zwischen Erbach und Hattenheim.

Der Gräfenberger wächst bei Kiedrich auf dem verwitterten Thonschiefer eines sattelförmigen Vorhügels: der eigentliche Gräfenberg umfaßt nur wenige Morgen; sein Produkt ist dem Johannisberger sehr ähnlich.

Rüdesheim, von Alters her seines kräftigen, blumenreichen Weines halber berühmt*), erzeugt in seiner großen Gemarkung Weine ersten Ranges in den Lagen: Berg (100 ha), Hinterhaus, Rottland, Bischofsberg, Schloßberg, Engerweg, Wilgert, Wüst, Platz und Kiesel. Der Boden ist Thonschiefer mit Quarz.

Geisenheim, dicht am Rhein zwischen Winkel und Rüdesheim gelegen, erzeugt auf seinem Rotheberge gleichfalls einen der edelsten Rheingauweine, die besten Sorten gewinnen Graf Ingelheim und Freiherr von Zwierlein, Beide auch in Rüdesheim weinbegütert. Andere berühmte Lagen Geisenheims sind: Kapellengarten, Morschberg, Lickerstein, Klausenweg, Kosakenberg u. s. w.

Von den übrigen Weinlagen sind noch hervorzuheben: Oberwalluf (Fidusberg); Niederwalluf (Walkenberg); Eltville (Taubenberg), Neudorf (Langenberg); Kiedrich (Wassernase, Thurmberg); Erbach (Siegelsberg, Reinhell); Hattenheim (Mannberg, Spaig); Hallgarten (Schönhelle, Jungfer); Oestrich (Eisenberg, Lönchen), Mittelrhein (Oberberg); Winkel (Dachsberg, Opferberg, Hasensprung); Dorf Johannisberg (Mittelhall, Kahlenberg); Eibingen (Lay, Backhaus).

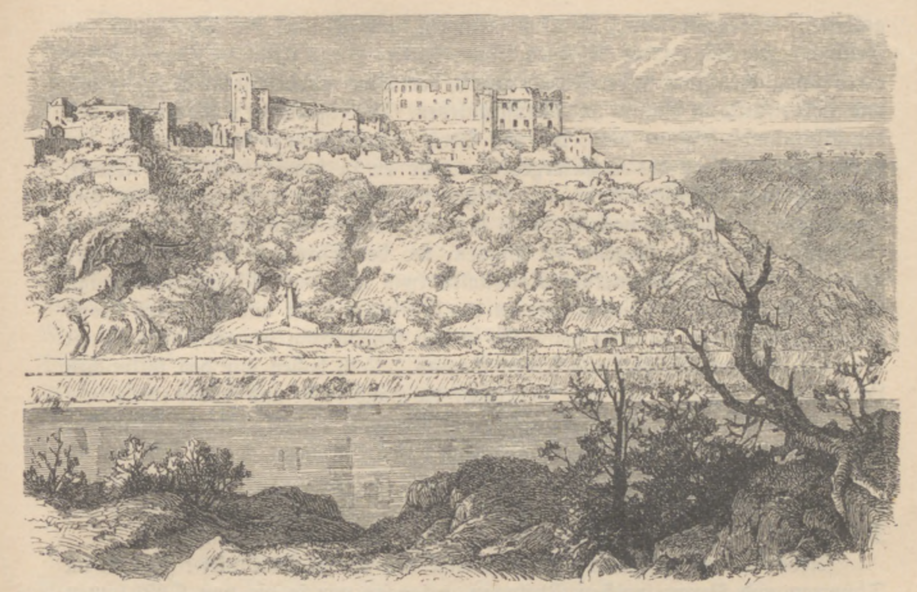
Ein eigenthümlicher Wein edelster Art ist der rothe Aßmannshäuser. Er wächst auf dem Höllenberg, in den Lagen Berg, Hinterkirch, Steil, der südlichen Abdachung des Niederwaldes bei Aßmannshausen, aus Rebsatz von blauen Burgundertrauben (Klebroth), während die übrigen Weinberge des Dorfes, westlichen Abhangs, mittlere Weißweine erzeugen. Die Aßmannshäuser Rothweine zeichnen sich durch ihren Mandelgeschmack und geistigen Gehalt aus; sie sind die besten deutschen Rheinweine. Die Preise stellen sich von 1050 bis 1600 Gulden per Stück. Die edelsten Gewächse von ihnen kommen selten in den Handel, da ihre Weinberge preußische Domäne sind; die nächstbesten Lagen sind im Besitz des Grafen von Bassenheim."

Wir führen zum Schluß noch das Resultat einer Domanial-Weinversteigerung vom Mai 1880 an, die zu Rüdesheim abgehalten wurde: Zum Ausgebot kamen 23½ Stück Weiß- und Rothweine Aßmannshäuser und Rüdesheimer Wachsthums in 46 Nummern, welche sämmtlich raschen und kulanten Zuschlag fanden. Für 5 Stück 1877er Weißweine wurden 7180 Mk., für 5 Stück 1878er Weißweine 6880 Mk., für 4½ Stück 1875er Weißweine 9630 Mk., sowie für 5 Stück 1876er Weißweine 26,890 Mk. gelöst. Unter letzteren befanden sich 4 halbe Stücke, welche je 3210, 3540, 4240 und 5020 Mk. erzielten. ¾ Stück 1879er Rothweine erzielten 1330 Mk., 4/4 Stück 1878er Rothweine 2880 Mk., sowie ¾ Stück 1877er Rothweine 8330 Mk. Die Durchschnittspreise der einzelnen Jahrgänge kalkuliren sich für 1877er Weißweine 1436 Mk., 1877er Rothweine 3700 Mk., 1878er Weißweine 1376 Mk., 1878er Rothweine 2880 Mk., 1875er Weißweine 2140 Mk., 1876er Weißweine 5378 Mk., sowie für 1879er Rothweine 1330 Mk. per Stück.

So weit der Weingelehrte Wilhelm Hamm und so weit des Rheingaues Geschichte, Land und Leute, Städte und Weine. Noch einen Blick auf seine sonnigen Gestade, nocheinen tiefen Trunk vom edlen Rüdesheimer „Berg" und dann „Fahr' wohl" du Blume des Rheinlandes — hinüber nach Bingen! —

---

*) Schon Fischart sang:
Dort unten an dem Rheine, da ist ein Berg bekannt,
Der trägt ein guten Weine, Rüdesheimer genannt,
Der hat ein geistlich Art an sich, macht äußerlich und innerlich.



Rheinfels.

Rheinfahrt von Mainz bis Koblenz.

Ingelheim. — Bingen und die Rochuskapelle. — Die Felsenburgen am Rhein. — Bacharach und Oberwesel. — Die Lorelei und der Rheinfels. — Braubach und die Marxburg. — Lahnstein.

Und zu Schiff, wie grüßen die Burgen so schön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie klimmst du zu schwindelnden Höh'n
Und blickst hinab in den Strom!

Und im Strome, da tauchet die Nix' aus dem Grund,
Und hast du ihr Lächeln geseh'n,
Und sang dir die Lorlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn! so ist es gescheh'n.

Dich bezaubert der Laut, dich bethöret der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus!
Nun singst du nur immer: Am Rhein, am Rhein,
Und kehrst nicht wieder nach Haus.

Karl Simrock.

Ingelheim. Ja, der Dichter hat mit ahnungsvollem Blicke in diesen Worten des Rheinlandes Zauber getroffen, der um den Besucher gewoben wird! Das romantische Land mit dem tiefflutenden Strome, den hohen, zinnengekrönten Burgen, den Weinbergen, die sich in die Felsenwände hinaufziehen, den dunklen Berghängen, von denen edle Eichen und hochgipfelige Buchen herabwinken, das lustige Treiben der Bewohner, besonders dann, wenn der Herbst die Fässer mit

goldenem Rebensaft füllt, die Erinnerungen und Sagen, die Thatsachen der Geschichte, die sich an des Rheines Saum ketten — das Alles im Verein bildet einen unsaglichen Zauber, der Jeden ergreift, dem Sinn gegeben ist für das Herrliche und Heroenhafte in Natur- und Menschenleben. Der eigentliche romantische Theil der Rheinlande beginnt dort, wo der Strom seinen Kampf aufnimmt mit den harten Felsenmassen des Schiefergebirges, wo er in jahrtausendlanger Arbeit, unterstützt vom Menschenkinde, den Riegel gebrochen hat durch die starren Gebirgslagen, welche jetzt noch unwillig den Strom des lebenbringenden Wassers ertragen. Es ist die Gegend bei Bingen, wo der Ehrenfels als Thorwächter steht und das weißschimmernde Nationaldenkmal hoch vom Niederwalde grüßt, wo der Rochusberg am linken Ufer in den Rheingau blickt und die Burg Klopp finsteren Auges den Eintritt der Nahe in den Rheinstrom bewacht, dort nimmt der Ritt ins romantische Land seinen Beginn. Noch haben wir den kalkreichen Landstrich zu begehen, der dem Nahelande die Hand reicht und früher theils dem Krummstab gehorchte, theils ein Stück der Kurpfalz bildete. Reiche Weinorte, wie Mombach und Budenheim, Gonsenheim und Heidesheim, lagern sich hier an den Hängen der Tertiärschicht, welche bis zum Donnersberge das Land bedeckt und der weiter südlich bei Eppelsheim die Riesendickhäuter der Vorwelt, wie Mammuth und Nashorn, nebst dem gewaltigen Dinotherium, entstiegen.

Ueber die aussichtsreiche Höhe, welche den vollen Blick bietet zu dem an Thürmen und Bergen reichen Rheingau, gelangen wir in ein von Obstbäumen beschattetes Thälchen, das der vom Süden kommende Selzbach durchfließt. Zwei Ortschaften liegen im Thale gebettet, deren Namen uns eine der großartigsten Gestalten der Geschichte in das Gedächtniß zurückruft: Ober- und Nieder-Ingelheim. Hier im alten Engilenheim erbaute sich der Frankenkönig Karl den mit hundert Marmorsäulen geschmückten Palast, den weite Hallen und hohe Säulen zierten. An Karl's Thätigkeit erinnert schon oben auf der Hochstraße der Obelisk, der die Inschrift trägt: „Straße Karl's des Großen, vollendet im ersten Jahre der Regierung Napoleon's, Kaisers der Franzosen.“ Von Oberitalien, vom Kaiserpalatium zu Ravenna aus, sandte dem kunstliebenden Franken Papst Hadrian I. Marmor- und Granitsäulen, Mosaikböden und Kunstgebilde zum Geschenke. In den Jahren 768 bis 774 erhob sich hier die Residenz des Königs mitten im weintriefenden Gau; hier hielt er Hof und Reichstag, hier ward der Bayernherzog Thassilo seiner Würde entkleidet, von hier zog er aus zum Kampfe gegen die Sachsen und Sorben, zum Strande der Weser und der Elbe. In die Räume des Marmorschlosses verlegt die Sage auch die romantische Geschichte von der Begegnung des Kaisers jüngster Tochter Emma mit seinem jugendlichen Geheimschreiber Eginhard, die nachher vereint zu Seligenstadt am Main glückliche Tage verlebten. Von Ingelheim aus ermunterte Karl der Große auch den daniederliegenden Weinbau im Rheingau; aus der Zeit mag sich der Name der Traube schreiben, die den rothen Rebensaft liefert, der Frankentraube, die im Gegensatze steht zur älteren Sorte der hunischen Traube: vinum francum oder nobile und vinum hunicum oder vinum communis crementi. Auch den Obstbau hat er im Rheinlande gefördert, und so verdankt ihm Wohlstand und Gedeihen der Rheingau. Des Volkes Mund spricht ja jetzt noch vom Segen des großen Kaisers, den er, von Ingelheim her längs des Ufers wandelnd, den edlen Weinreben in lauer Frühlingsnacht verleihe. —

In den Hallen des Palastes feierte im 11. Jahrhundert der Salier Heinrich III. seine Hochzeit mit Agnes, der schönen Tochter Wilhelm's von Pitou; hier entthronte später die Reichsversammlung, die unter des treulosen Heinrich V. Führung stand, den auf Burg Klopp in Banden liegenden Kaiser Heinrich IV. In den wieder zur Herrlichkeit erstandenen Räumen residirte oftmals der zweite Held der deutschen Sage, Friedrich Barbarossa; ein Jahrhundert später, und die Stätte war in Trümmer gesunken. Was an Säulen und Hallen, Mauern und Zinnen noch übrig war, zerstörten wetteifernd Spanier, Schweden und Franzosen. Im Schandjahre 1689 ließen die Pfalzverwüster noch eine Marmorsäule zurück, in die sie eine Inschrift meißelten als Denkmal für den Kaiserpalast. Auch sie ist verschwunden vom Schauplatze, der so Herrliches sah. Nur einzelne Trümmer weißer Marmorsäulen sehen wir an den Mauern der Häuser angebracht. Und nichts erinnert an die Verse des Zeitgenossen Karl's des Großen, des Abtes Ermeldus Nigellus:

Quo domus alta patet centum perfixa columnis,
Quo reditus varii tectaque multimoda,
Mille aditus, reditus, millenaque claustra domorum
Acta magistrorum artificumque manu.

Bekanntlich hat auch Goethe auf seiner Rheinreise im Herbste 1814 Ingelheim besucht und beschreibt er Ort und Stätte im 26. Bande seiner gesammelten Werke mit folgenden Worten:

„Am Ende dieses Dammes, gegen Nieder-Ingelheim zu, fanden wir ganz eigentliche Dünen, in den ältesten Zeiten vom Wasser abgesetzt, nun ihr leichter Sand vom Winde hin und her getrieben. Unzählige kleine Schnecken waren mit demselben vermengt, ein Theil davon den Turbmiten ähnlich, die sich im Weinheimer Kalktuffe befinden. Daß dergleichen sich noch jetzt in diesem Sandbezirk vermehren, läßt sich folgern, da mir die aufmerksamen Kinder ein Schneckenhaus mit lebendigem Thiere vorgezeigt.

„Hinter einer Mühle beginnt ein fruchtbareres Gelände, das sich bis Nieder-Ingelheim zieht. Dieser Ort, schon hoch, an einer sanften Anhöhe gelegen, gehört zu dem Distrikt, der sonst des heiligen Römischen Reiches Thal genannt wurde. Karl's des Großen Palast fanden wir halb zerstört, zerstückelt, in kleine Besitzungen vertheilt, den Bezirk desselben kann man noch an den hohen, vielleicht späteren Mauern erkennen. Ein Stück einer weißen Marmorsäule findet sich an dem Thor eingemauert mit folgender Inschrift aus dem dreißigjährigen Kriege:

„Vor 800 Jahren ist dieser Saal des großen Kaisers Carl, nach ihm „Ludwig, des milden Kaisers Carlen Sohn, im Jahre 1044 aber Kaisers „Heinrichs, im Jahre 1360 Kaisers Carlen Königs in Böhmen Palast „gewesen und hat Kaiser Carle der Große, neben andern gegossenen Säulen, „diese Säule aus Italia von Ravenna anhero in diesen Palast fahren lassen, „welche man bei Regierung Kaisers Ferdinand des II. und Königs in Hispania „Philippi des IV. auch derer verordneter hochlöblicher Regierung in der „unteren Pfalz, den 6. Aprilis Anno 1628, als der katholische Glaube „wiederumb eingeführt worden ist, aufgerichtet."

„Münsterus in Historia von Ingelheim des heiligen Römischen Reichs „Thal, fol. DCLXXXIX."

„Den Ort, wo die Küche vor Alters gestanden, will man dadurch entdeckt haben, daß sehr viele Thierknochen, besonders wilde Schweinszähne, in dem nächsten Graben gefunden worden. Während der französischen Herrschaft hat man verschiedene Nachforschungen gethan; auch wurden einige Säulen nach Paris geschafft.

„Neuerlich ward bei Gelegenheit des großen Chausseebaues Ingelheim vortrefflich gepflastert, das Posthaus gut eingerichtet, Frau Glöckle nennt sich die Postmeisterin, jetzt von Reisenden, besonders Engländern und Engländerinnen, fleißig besucht." —

Noch jetzt bekommt man in der „Post" einen vortrefflichen Schoppen „Ingelheimer Rothen"; es ist dieser Rothspon der zweitbeste auf deutschem Boden und verbindet Milde mit gewürzhaftem Feuer. Seinem Vetter drüben hinter dem Berge, dem Aßmannshäuser, giebt er wenig in Geschmack und und Blume nach. Und haben wir bei dieser edlen Gottesgabe Genuß gedacht an den geistesgewaltigen Mann, der Kultur und Wein hier mit sicherem Blicke eingeführt hat, an den großen Karl, dem das Rheinland besonders viel verdankt, dann laßt uns ziehen aus dem Selzthale, das noch den bekannten Historiographen Sebastian Münster Anno 1489 geboren hat, der Deutschlands erste Kulturgeographie geschrieben hat, und dem Berge zuwandern, der mit seinem Kapellchen uns zum Besuche so freundlich einladet. Den Blick auf den seeartig ausgedehnten Strom, in dessen grüner Flut sich die Thürme von Geisenheim und die Zinnen des Johannisberges spiegeln, ziehen wir des Weges. Zur Rechten bleibt, Gau-Algesheim, das Wäldchen dort oben hat dem Forscher in seinen Grabhügeln goldgetriebene Armringe und kostbare etrurische Gefäße geliefert; über die Höhe zog wol einst in grauer Zeit der Handelspfad von der Mosel und Saar her, um des Südens seltene Waare den schmuckbegierigen Barbaren im Rheinlande zuzuführen. Vielleicht auch, daß damals noch die Nahe, die Nava der Römer, ihre helle Flut noch östlich des Rochusberges dem Rhein entgegentrug und daß in der Ebene bei Gemünden = Kempten (von camundi = Mündung) die Vereinigung beider Wasser stattfand. Rascher Anstieg den Berg hinauf, in dessen Rieslingtrauben der heurige Scharlachberger reifen möge, bringt uns bald die 104 m hinauf, welche die Rochuskapelle über dem Rheine liegt. Hier oben im Schatten der Akazien oder im Schutze der steinernen Kanzel magst du die Augen baden in der umfassenden Rundsicht, die sich dir öffnet auf diesem letzten nordöstlichen Ausläufer des Hunsrücks. Nach Osten hangen die Blicke an dem schimmernden Rhein, auf dem die Dampfer gleich pustenden Walfischen und die Segler gleich graziösen Schwänen einherziehen; die Doppelgipfel des Feldbergs und des Altkönig begrenzen den Horizont. Nach Norden und Westen blicken wir hinab auf das stromumgürtete Bingen, zu Häupten die hergestellte Burg Klopp; gegenüber streckt die Germania den Lorberkranz und die Kaiserkrone empor über den goldig glänzenden Rheingau, und dem Nationaldenkmal zu Füßen trauert an der Felsenwand der noch immer gebrochene Ehrenfels. Im Hintergrunde, nach Nordwesten zu, schließt sich das finstere Thor des Binger Loches auf; wild strudeln dort die Wogen und umbranden den von der Flut benagten Mäusethurm. Im Westen schauen die dunklen, waldbekleideten Höhen des „Hochwaldes" herab, bis dorthin, „wo die Wildenburg auf stolzer Höhe thront", und im Süden winkt das Nahethal mit dem hellleuchtenden Flußbande und den im Weinlaube

versteckten Dörfchen, bis der Lehmberg hinter Kreuznach neidisch die Schönheit des Bergkindes verhüllt. — Jetzt herrscht Stille, nur die Kapelle, welche die Gebeine des heiligen Rupertus umfängt, seit jenem denkwürdigen Tage, wo der Ueberbringung der Reliquien und der „inneren Kirchenerfordnisse" von Eibingen im Rheingau hierher auf die Höhe am 16. August 1814 Wolfgang Goethe anwohnte. Nur der gellende Pfiff der Lokomotive, die nach Alzey oder Mainz Güter und Menschen bringt, das Getöse der Schaufelräder, welche das Schifflein von Rüdesheim nach Bingen befördern, unterbricht von Zeit zu Zeit die heilige Stille auf der Terrasse, welche die Kapelle trägt.



Ober-Ingelheim.

Wie anders im heißen August, wenn die mit Maien geschmückten Schiffe die Wallfahrer nach Kempten bringen, wenn rings die Ortschaften ihre Gläubigen entsenden und Glockenschall und Sangeswort den rebengrünen Hügel umflutet! Dann zieht die Geistlichkeit in reichem Ornat in die Kapelle hinein, und zum Andenken an die im August 1666 zu Bingen erloschene schreckliche Pest ertönen die Dankgebete vor dem von Goethe gestifteten und von Luise Seidler gemalten Altarbilde, das in der Mitte das Bild des heiligen Rochus trägt, des Heilers der Pest, der nach der Sage am 16. August 1327 zu Montpellier verstarb und zu Venedig begraben liegt. — Noch immer ist die Schilderung Goethe's vom Sankt Rochusfeste zu Bingen für die Gegenwart mustergiltig, und so mag hier ein Auszug aus seiner lebensvollen Skizze folgen:

„Oben um die Kapelle finden wir Drang und Bewegung. Wir dringen mit hinein. Der innere Raum, ein beinahe gleiches Viereck, jede Seite von etwa 30 Fuß, das Chor im Grunde vielleicht 20 Fuß. Hier steht der Hauptaltar, nicht modern, aber im wohlhäbigen katholischen Kirchengeschmack. Er steigt hoch in die Höhe, und die Kapelle überhaupt hat ein recht freies Ansehen. Auch in den nächsten Ecken des Hauptviertels zwei ähnliche Altäre, nicht beschädigt, Alles wie vor Zeiten. Und wie erklärt man sich dies in einer jüngst zerstörten Kirche? Die Menge bewegte sich von der Hauptthür gegen den Hochaltar, wandte sich dann links, wo sie einer im Glassarge liegenden Reliquie große Verehrung bezeigte. Man betastete den Kasten, bestrich ihn, segnete sich und verweilte so lange man konnte; aber Einer verdrängte den Andern, so ward auch ich im Strome vorbei und zur Seitenthür hinausgeschoben.

„Und nun ergreift uns das Gewühl! Tausend und aber tausend Gestalten streiten sich um unsere Aufmerksamkeit. Diese Völkerschaften sind an Kleidertrachten nicht auffallend verschieden, aber von der mannichfaltigsten Gesichtsbildung. Das Getümmel jedoch läßt keine Vergleichung aufkommen: allgemeine Kennzeichen suchte man vergebens in dieser augenblicklichen Verworrenheit, man verliert den Faden der Betrachtung, man läßt sich ins Leben hineinziehen.

„Eine Reihe von Buden, wie ein Kirchweihfest sie fordert, stehen unfern der Kapelle. Voran geordnet sieht man Kerzen, gelbe, weiße, gemalte, dem verschiedenen Vermögen der Weihenden angemessen. Gebetbücher folgen, Officium zu Ehren des Gefeierten. Vergebens fragten wir nach einem erfreulichen Hefte, wodurch uns sein Leben, Leisten und Leiden klar würde; Rosenkränze jedoch aller Art fanden sich häufig. Sodann war aber auch für Wecken, Semmeln, Pfeffernüsse und mancherlei Buttergebackenes gesorgt, nicht weniger für Spielsachen und Galanteriewaaren, Kinder verschiedenen Alters anzulocken.

„Prozessionen dauerten fort. Dörfer unterschieden sich von Dörfern, der Anblick hätte einem ruhigen Beobachter wol Resultate verliehen. Im Ganzen durfte man sagen: die Kinder schön, die Jugend nicht, die alten Gesichter sehr ausgearbeitet, mancher Greis befand sich darunter. Sie zogen mit Angesang und Antwort, Fahnen flatterten, Standarten schwankten, eine große und größere Kerze erhob sich Zug für Zug. Jede Gemeinde hatte ihre Mutter Gottes, von Kindern und Jungfrauen getragen, neu gekleidet mit vielen rosenfarbenen, reichlichen, im Winde flatternden Bändern geziert. Anmuthig und einzig war ein Jesuskind, ein großes Kreuz haltend, und das Marterinstrument freundlich anblickend. „Ach!" rief ein zartfühlender Zuschauer, „ist nicht jedes Kind, das fröhlich in die Welt hineinsieht, in demselben Falle?" Sie hatten es in neuen Goldstoff gekleidet und es nahm sich als Jugendfürstchen gar hübsch und heiter aus.

„Eine große Bewegung aber verkündet: nun komme die Hauptprozession von Bingen herauf. Man eilt den Hügelrücken hin, ihr entgegen. Und nun erstaunt man auf einmal über den schönen, herrlich veränderten Landschaftsblick in eine ganz neue Scene. Die Stadt, an sich wohlgebaut und erhalten, Gärten und Baumgruppen um sie her, am Ende eines wichtigen Thales, wo die Nahe herauskommt. Und nun der Rhein, der Mäusethurm, die Ehrenburg! Im Hintergrunde die ernsten und grauen Felswände, in die sich der mächtige Fluß eindrängt und verbirgt. Die Prozession kommt bergauf, gereiht und geordnet wie die übrigen. Vorweg die kleinsten Knaben, Jünglinge und Männer hinterdrein.

Getragen der heilige Rochus, in schwarzsammtenem Pilgerkleide, dazu von gleichem Stoffe einen langen, golddverbrämten Königsmantel, unter welchem ein kleiner Hund, das Brot zwischen den Zähnen haltend, hervorschaut. Folgen sogleich mittlere Knaben in kurzen schwarzen Pilgerkutten, Muscheln auf Hut und Kragen, Stäbe in Händen. Dann treten ernste Männer heran, weder für Bauern noch Bürger zu halten. An ihren ausgearbeiteten Gesichtern glaubte ich Schiffer zu erkennen, Menschen, die ein gefährliches, bedenkliches Handwerk, wo jeder Augenblick sinnig beachtet werden muß, ihr ganzes Leben über sorgfältig betreiben.

„Ein rothseidener Baldachin wankt herauf, unter ihm verehrte man das Hochwürdigste, vom Bischof getragen, von Geistlichwürdigen umgeben, von österreichischen Kriegern begleitet, gefolgt von zeitigen Autoritäten. So ward vorgeschritten, um dies politisch-religiöse Fest zu feiern, welches für ein Symbol gelten sollte des wiedergewonnenen linken Rheinufers sowie der Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen." —

Als ein Symbol aber des wieder „durch Blut und Eisen gewonnenen linken Rheinufers", des Zwillingslandes Elsaß-Lothringen, sei von uns gegrüßt mit lautem Hurrah das eherne Standbild der Germania drüben hoch am Berge, die, nach Westen schauend, die starke Hand stützt auf des gewaltigen Schwertes Knauf — und nun hinab den weingrünen Hang der Burg Klopp zu, die mit ihren neu gewonnenen Zinnen und Thürmen so machtgebietend herauf- und herniederschaut. Vom Scharlachkopf, der den besten Scharlachberger den Bingern in die Fässer liefert, gelangen wir in wenig Minuten zum alten Bergfried, der hinter dem neuen Schloß verlassen steht. Kein Zweifel, daß die Burg auf römischem Boden steht und sich hier eines der fünfzig Kastelle erhob, die Drusus längs des Rheines errichtete. Auch die Brücke über die Nahe schreibt man dem Drusus zu; allein nur in den Fundamenten könnte sie auf den Römer zurückgehen, da nach allen sonstigen Analogien und der bestimmten Nachricht des Tacitus der Oberbau aus Holz erbaut sein mußte. Auch auf der Höhe des Rupertsberges, gegenüber am linken Naheufer, muß nach den gefundenen Alterthümern ein Kastell und die bürgerliche Niederlassung selbst, die den Namen Bingium führte, gestanden haben. Von hier, von der Nahemündung aus, führten des Weiteren nach Moguntiacum (Mainz) und Altaia (Alzey), nach Augusta Trevirorum (Trier) und Confluentes (Koblenz) die Straßen der Römer, die am Rhein zugleich die Uferdämme ersetzten und hier 4—5 m hoch aufgeführt waren. Burg Klopp war ferner die Stelle, wohin Tradition und Geschichte die Gefangennahme und Mißhandlung des ahnungslos überfallenen Kaisers Heinrich IV. durch den Markgrafen Wigbert von Meißen verlegt. Hier im Castellum apud Pinguiam schmachtete das greise Opfer feigen Verrathes, hier entrissen ihm die hohen Würdenträger der Kirche mit Gewalt die Insignien seiner Majestät, Krone, Siegelring und Purpurmantel.

Zu Ingelheim mußte dann der gequälte Vater unter Thränen die Abdankungsurkunde unterzeichnen. Vergebens versuchte später Albrecht von Oesterreich, die Feste seinem Gegner und dem Schutzherrn seines Nebenbuhlers, Adolf von Nassau, dem Königsmacher Erzbischof Gerhard von Mainz mit stürmender Hand zu entreißen. Seit jener Belagerung hieß sie „die unüberwindliche Feste". Die Schweden übten 1632 ihre Geschosse an ihren dicken Mauern, und die

Burgenzerstörer par excellence, der allerchristlichsten Majestät Pulvertonnen sprengten die Außenwerke der Feste zum größten Theil im Vernichtungsjahre 1689. In der Revolutionsperiode ward das Bollwerk der Mainzer Erzbischöfe, das Sperrthor für das Binger Loch, als Nationalgut um eine Kleinigkeit an einen Notar Faber versteigert und blieb seitdem in Privathänden. Zum Glücke ließ der jetzige Besitzer die alte Herrlichkeit neu erstehen! — Ein Gang durch die Stadt zeigt uns die gothische Pfarrkirche aus dem 15. Jahrhundert, das im mittelalterlichen Stil hergestellte Rathhaus der hessischen Stadt und auf dem Markte den Martinusbrunnen, dessen Heiliger, der Schutzpatron von Bingen, Stadt und Flur beschirmt.

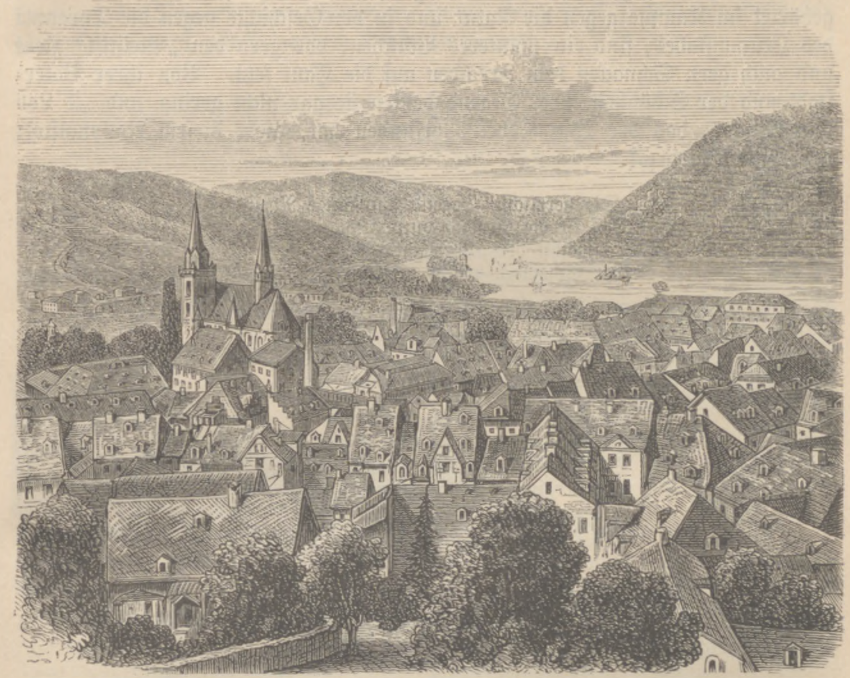
Der Weg über die siebenbogige Drususbrücke führt uns nach Bingerbrück und über den Rupertsberg, wo an der Stelle des Klosters ein Hotel gleichen Namens zur Stärkung einladet, hinauf zum Rondel, von dem man dem Binger Loch gerade in den tosenden Rachen sieht. Zu unseren Füßen liegt der Mäusethurm und gegenüber der Ehrenfels, beides feste Punkte, welche die Mainzer Erzbischöfe Anfang des 13. Jahrhunderts befestigten, um den Rheinzoll sicher in die Tasche zu bringen.

Wie viele Jahrhunderte, ja Jahrtausende arbeiteten hier, um den Schiefersteinfelsen am „Binger Loch“ zu durchnagen und die Quarzblöcke zu sprengen, welche die Schiffahrt unmöglich oder höchst gefahrvoll für Fahrzeug und Mannschaft machten. Vor den Römern schon trieben die germanischen Ubier, die „Uferbewohner“, Schiffahrt und Handel auf den Fluten des Rheins. Doch damals schloß hier das Felsenriff noch den Verkehr zwischen unten und oben.

Erst von Bingen an, bemerkt Tacitus in der Germania Kap. 32, hat der Rhein ein stetiges, zu ununterbrochener Schiffahrt geeignetes Strombett. Damals, im ersten Jahrhundert nach Christus, schloß noch die Felsenklippe den Verkehr. Diese früher ununterbrochene Felsenwand beginnt schon unweit der Nahemündung, und ihre Kuppen ziehen sich unter den Namen Farrenstein, Mühlstein, wilde Broh, Brohbänke, hohe Broh, Scharfenstein und Fiedel bis zum Mäusethurm hin. Dann erscheinen unterhalb des letzteren drei Klippen und dann das bedeutendste Riff: der Lochstein. An diesem Wehr staute sich früher das von unten kommende Wasser auf und stürzte als Wasserfall und später als Stromschnelle mit reißender Geschwindigkeit in das unterhalb liegende, weit tiefere Rheinbett. Durch die allmähliche Auffandung des Strombettes und das Nagen der Gewässer an den Felsen entstand später für das abfließende Wasser ein größerer Spielraum, und so ward eine gefahrvolle Schiffahrt möglich. Bereits Erzbischof Bonifacius fuhr von Mainz zu Schiffe den Rhein hinunter bis Friesland, und Ludwig der Fromme reiste im Jahre 819 zu Schiffe von Bingen bis Koblenz. Ob Karl der Große die Durchbrechung der Felsenbank in Angriff nahm, bleibt zweifelhaft, sichere Nachrichten stammen darüber aus der Mitte des 11. Jahrhunderts. Die Rheingrafen, welche das Geleits- und Steuerrecht auf dem Rheine besaßen, bemühten sich damals um Herstellung einer ununterbrochenen Wasserstraße. Das ganze Mittelalter hindurch war die berüchtigte Stelle meist nur für die Thalfahrt passirbar. Die zu Berg gehenden Waaren mußten am Binger Loche umgeladen werden.

Als sich daher Anfang des 13. Jahrhunderts die Erzbischöfe von Mainz des Binger Zolles bemächtigten, erbauten sie zur Wahrung ihrer Interessen

nicht nur den Mäusethurm, sondern auch gegenüber die Feste Ehrenfels (1208 bis 1209). Erst als die Franzosen und Schweden im Dreißigjährigen Kriege die Stadt Mainz und Ehrenfels besetzten, ward Pulver angewandt, die Riffe zu sprengen. Später nahm man von Frankfurt a. M. aus die Beseitigung der Felsen wieder auf, und so ward auch größeren Schiffen der Durchgang eröffnet. Allein bei stets sinkendem Wasserstande waren die Schwierigkeiten der Passage immer noch sehr groß, und erst die völlige Beseitigung des Lachsteines unter preußischer Herrschaft 1828 beseitigte die Gefahren.



Bingen.

Am linken Ufer steht unter Akazien ein Denkmal, welches meldet:

„Unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III., Königs von Preußen, ist die Durchfahrt nach dreijähriger Arbeit auf 210 Fuß, das Zehnfache der früheren, erbreitert. Aus gesprengtem Stein ist dieses Denkmal errichtet 1832.“

Aber noch immer hat der Schiffer am Binger Loche wegen des stark wechselnden Wasserstandes seine liebe Noth. In einer Straußwirthschaft im Städtchen, wo der „Binger Bleistift“, wie man den Pfropfenzieher hier scherzweise nennt, eine Flasche edlen Scharlachbergers entfesseln mag, kannst du dir von einem wackeren Fährmann die Launen des Stromes hier verkünden lassen. Wie er so manchmal ohne Anzeichen des Frühjahrs in die Weinkeller eindringt, die Stückfässer dort wirbeln läßt oder ihnen die Rippen gar einschlägt, wie am Binger Loch am 10. Februar 1858 der Pegel noch 10 Zoll rheinischen Maßes anzeigte, wie er 1784 28 Fuß hoch anschwoll und erst jüngst, am 1. Januar 1880,

die Pegelhöhe 21 Fuß betrug. Noch jetzt beträgt der Fall des Stromes von Rüdesheim bis Aßmannshausen nicht weniger als 26 Fuß, und im Frühjahr 1880 mußte der Steuermann mit Geschick die enge Wasserstraße einhalten, um nicht das Fahrzeug auf den Felsen auflaufen zu lassen.

So haben Natur und Kunst über ein Jahrtausend gearbeitet, um den Oberrhein mit dem Niederrhein zu verbinden, um dem Handel zwischen Straßburg, Frankfurt, Mainz mit Koblenz, Köln, Rotterdam eine freie Gasse zu brechen, um das certum jam alveo Rhenum des Tacitus zu erweitern für das ganze Gebiet des mächtigen Stromes. Die Binger selbst, chattisch-fränkischen Stammes, gehärtet im Kampfe gegen die Natur und in der Geschichte gegen die Tyrannei des Krummstabes, sind ein munteres Völkchen, das gern den „Bleistift“ zieht und auch gern Schnacken dem Fremden auf die Haut setzt. Von ihrer Vaterstadt und der Schönheit ihrer Gegend denken sie gar nicht gering, und „'s Lob vun Binge“, das der Witz Kobell's erfunden hat, giebt diesem Nationalstolz den besten Ausdruck:

„Die herrlichst' Gegend am ganze Rhei'
Deß ist die Gegend vun Binge,
Es wächst der allerbeschte Wei';
Der Scharlach wächst bei Binge.

Die g'schickt'schte Schiffleut, die mer find't,
Deß sin die Schiffer vun Binge,
Un sieht mer in Meenz e' hübsches Kind,
Wo is es her? — Vun Binge!

Kä Loch is uf der ganze Welt
So berühmt wie des vun Binge,
Kä Thorm so keck ins Wasser g'stellt,
Wie der im Rhei' bei Binge.“ —

Allein wir müssen endlich doch einmal von Bingens Herrlichkeiten Abschied nehmen; da draußen lockt und reizt das Frühlingsleben am Rhein, der wackere Dampfer „Gutenberg“ ladet zur fröhlichen Rheinfahrt ein, und so laßt uns das breite Deck besteigen und einathmen die freie Luft, die auf dem glitzernden Strome weht. —

„An den Rhein, an den Rhein,
Zieh' nicht an den Rhein!“

Wen, der offenes Herz und offenen Sinn für des Heimatlandes Perlenschätze besitzt, trieb nicht diese Abmahnung von der Loreley Locken hin zu den Festen und Zinnen, Städten und Kirchen am Vater Rhein?

Lockten die üppigen Gefilde Italiens von jeher die Heeresscharen nordischer Völker an, so zieht mit gleicher Attraktion der Strom Europa's, der Geschichte und Sage, Kunst und Poesie im reichsten Maße beschäftigt, die Wanderer der Gegenwart mit sehnsuchtverrathenden Blicken an zu seinen himmelstürmenden Felsen und seinen mauerumwallten Ortschaften. Und sind es nicht immer ideale Interessen, die den Reisenden an den grünen Ufern hinstreifen lassen? Auch der Strom Derer, die in Baumwolle, Leinen, Tabak u. s. w. oder in dem Kernprodukte der Reben arbeiten, läßt nur die Scenerie bunter erscheinen, drückt der Besucherwelt den Stempel des Universalismus auf.

Allerdings die Zeiten sind leider vorbei, wo man schluckweise, Zug auf Zug prüfend, die Reize des Rheinthales fußwandernd genoß, wo jede Schenke an der Ecke der Stromwindung, jedes hübsche Gesicht hinter den runden Scheiben eines kleinen Bacchustempels die Schritte halten machen ließ. „Je schneller, desto besser, Zeit ist Geld", mit solchen Weisheitssprüchen des Dampfzeitalters hastet der Vergnügungsreisende jetzt an Burg und Berg vorüber. Selbst die Herren der Schöpfung von jenseit des Wassers, die am meisten Recht hätten, historische Stätten sich einzuprägen, ziehen es vor, die coulissenartig gesehenen Landschaften im Murray roth zu unterstreichen, und bei besonders gelungenem Rost= oder Beefsteak ein Notabene hinauszumalen, anstatt tiefer in diese von der Geschichte getränkten Fluten mit sinnendem Blicke zu schauen.



Das Binger Loch mit dem Mäusethurm.

Deshalb auf, einmal selbst probirt, was besser mundet, die schnelle Fahrt oder die langsame Wanderung, der rasche Trunk oder die prüfende Libation! Und dann, es ist Pfingsten, da fühlt ja Jeder Beruf zu wandern und Mancher auch — zu schreiben!

Eilst du aus Westen oder Osten an dem Südabhange des Taunus oder von der Hügelkette des linksrheinischen Hessen an das Thermopylenthor des Rheindurchbruchs, stets wird der Eindruck, den die gewaltigen Schlußsteine der Grauwackeninsel, zur Linken der isolirte Rochusberg mit Burg Klopp, zur Rechten der Rheingau vom weißschimmernden Schlosse von Johannisberg bis zum Adlersitze des Ehrenfels hervorbringen, ein gewaltiger sein. Am Tage das

nie rastende Leben in der majestätischen Bucht; die Wassermühlen, die Schleppdampfer, die Salmschiffe, das Heer der Kähne und Nachen; am Ufer hüben und drüben das Gerassel der eilenden, pustenden Züge, das Menschengedränge: rings tosender Lärm und fesselnder Blick.

Freilich ruhiger und imposanter tritt die Einheit und Schönheit der Gegend von Bingen dir vor Augen, gießt der Vollmond seine retouchirenden Strahlen auf den glitzernden Strom, auf die geisterhaft bleichen Burgen, auf den gezackten Mäusethurm zu deinen Füßen. — Es war im September 1870, als ich mit einem Transport Schwerverwundeter hier um Mitternacht Halt machte und den Reiz der Gegend genoß. Vom Wasser herauf ertönte verführerischer Nixensang, die Berge strahlten im Silberlichte, und die Kirchen erhoben sich glänzend über das dunkle Häusermeer: wie mancher meiner Schützlinge warf da noch den letzten Blick auf die Schönheiten der Erde! Havete piae animae!

Vorüber an dieser herrlichen Ecke; einsam trauert im Morgenlicht der verlassene Mäusethurm, weiß doch Niemand, von wannen er kam und wer ihn erbaut. Die Mäuse haben ihn nicht benagt, war er aber ein Zeughaus, wie das Mushaus in Mainz, oder eine Zollstätte von Maut, muta, abzuleiten? Selbst indogermanische Mäuse müssen herhalten, den Namen zu erklären, und liegt doch sein Zweck und sein Name so nahe für Den, der Ort und Zweck in Einklang zu bringen sucht. Und nun hier durch das breitgesprengte Binger Loch, zur Linken den Hunsrück, zur Rechten den Ausläufer des Taunus, den Niederwald und Rossel krönen, die einst eins waren, bis die bohrende Flut den Riegel durchbrach und ein gewaltiger Wasserfall die stürmischen Wogen hinabtrug zum See, den einst bei Lorch die Wisper gespeist hat. Und nun heißt es, den Blick abwenden von den fesselnden Bildern auf dem mächtige Furchen ziehenden Raddampfer, von dem dinirenden Engländer zur Linken, dem schöppelnden Landsmann an seiner Seite, der statt in den Tubus in das Weinglas blickt; von dem Bruder Studio und seinem Pluto neben dem in sämmtlichen Himmeln schwimmenden Mai-Ehepar; von den reizenden Damengesichtern, die vergebens ein Sohn des Mars mit Schnurrbartdrehen und Stuhlrasseln zu fesseln sucht; von Kellnerfratzen und Murraylesern — hinaus auf die Bergmauern, die Felsenburgen, die anmuthigen Rheinstädtchen, auf die schimmernden Weingärten und die stürzenden Bäche!

„Wer zählt die Burgen, nennt die Namen?" Zur Linken taucht der zinnengeschmückte Rheinstein auf, zur Rechten daran reiht sich die von Grabkreuzen umgebene Clemenskapelle, im Hintergrunde die Trümmer der zerstörten, jüngst wieder stolz hergestellten Raubburg Falkenburg. Am Ufer ziehen langgestreckt die Häuser von Trechtlingshausen, auch Treckshausen genannt. Simrock vermuthet, es war einst das Gaumal des Trachgaues, der von Bingen bis Koblenz am Ufer zieht, und erhielt den Namen von der Beschäftigung der Bewohner mit dem Ziehen — trahere — der Schiffe; diese „zügige" Ableitung würde dann auch die verschiedenen „Züge" in des Wortes mannichfaltigster Bedeutung, die man hier zu Hause findet, wol mit erklären. Andere leiten das Wort, wie U-trecht und Mas-tricht und auch Trichter von trech' „der Paß", „Durchgang", ab; beides paßt, wie der Augenschein lehrt, das Ziehen und das Durchgehen. Wir lassen die Wahl und blicken jetzt hoch hinter den Baumriesen des Soonwaldes den gewaltigen Thurm von Sooneck, in dessen Jagdgebiete

noch Eber und Wolf hausen sollen. Noch eine kurze Strecke und der Dampfer entsendet Flüchtlinge in das der Burg Nollich zu Füßen gelegene Laureacum, jetzt Lorch. Es giebt der Lorch und Lorsch eine ziemliche Anzahl an der Donau und dem Rhein, und stets liegen sie gebettet in den lieblichsten Zonen, wo wörtlich „Lorbeer“ wachsen könnte. Hier an der Grenze des Rheingaues war einst die hohe Schule der „Junkerschaft“; hinten im Wisperthale auf der Sauerburg verstarb der letzte Sickinger im Elend, in der gothischen Kirche im Ort liegt der Waffenbruder des „Fränzel“ begraben, der Reichsfeldmarschall Hilgen von Lorch. Verschwunden ist der Ritterglanz, ein Bauernstädtchen ist geblieben.

Auch zur Linken begann einst an der alten Heimburg, der Grenzfeste des Nahegaues, ein neues Gebiet, das der Pfalz, die hier früher an Kurmainz stieß. Die vier Thäler, die sich nun bis Bacharach rasch folgen: Mannbach, Diebach, Bacharach und Steg, sind als die Wiege der Pfalzgrafschaft am Rheine zu betrachten, deren Herrscher später bis Heidelberg und Alzey, bis zum Neckar und zur Lauter ihr Scepter erstreckten. Köln verlieh Anfang des 12. Jahrhunderts die „vier Thäler“ dem Graf Goswin von Stahleck, dessen Burgtrümmer über dem schlanken Bau der gothischen Wernerkapelle uns jetzt bei Bacharach in das Gesichtsfeld kommen; seinen Sohn Hermann verurtheilte Friedrich Rothbart wegen Landesfriedensbruch zum „Hundetragen“ und gab die Pfalzgrafschaft seinem Halbbruder Konrad. Der verband die salischen Güter droben am Neckar und an der Hardt mit den pfälzischen und war als mächtigster Landesherr am Mittelrhein Oberrichter und Reichs-Erztruchseß (Archidapifer), Reichsverweser und Bewahrer der Reichskleinodien. Solche Würde und solche Länder kamen durch die Vermählung seiner Urenkelin Agnes mit Heinrich dem Welfen in den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts an die Wittelsbacher. Der Friede von Luneville brachte diese Lande nach sechs Jahrhunderten an die Franzosen. Damals zog der Strom des mittelalterlichen Lebens durch diese Rheinstädte; die Burgen schauten stolz herab auf die von ihren Rittern gegründeten Gotteshäuser; die Handelsflottillen landeten an den Ufern; reichbeladene Frachtwagen belebten die Straßen; buntes Treiben von Edlen und Knappen, Kaufherren und Schiffern füllte die Höfe. Der Münzbach, der, früher Wochara geheißen, Bacharach den Namen gab (die Ableitung von Bacchi ara ist so löcherig wie die von Godramstein von „Götter am Stein“ ꝛc.), trieb die pfälzischen Schmelz- und Prägwerke; hierher brachten die Rheingauer ihre Edelweine auf Kähnen; hier wurden sie zum Ruhme der Stadt auf größere Schiffe verladen und nach Köln versandt. Der bekannte Weinspruch von Hochheim, Würzburg und Bacharach verleiht mit demselben Rechte gerade diesem Platze Auszeichnung, mit welchem alle Weine der Gascogne Bordeauxweine heißen, oder alle besseren Sorten der Hardtgewächse als „Deidesheimer“ bezeichnet werden. Der Stapelplatz giebt dem Produkte den Namen, was fragte der Kölner Kaufherr früher danach, ob das Gebinde von Geisen-, Rüdes-, Ingel- oder Heidesheim kam, es war gut und kam von Bacharach.

Durch das „wilde Gefährt“ hindurch, wo einst ein zweiter Rheinfall in den nächsten See sprang, eine kurze Strecke von Felseneinsamkeit und Stromesrauschen, und mitten im Bette taucht ein rundes, hochgezinntes Schloß auf, von vielen Thürmen und Thürmchen geschmückt, mit nach Süden zugespitztem Ausbau, auf dem trotzig ein Löwe eingehauen. Zur Rechten des Felsenschlosses

im Strome ein an die Berge geschmiegtes Städtchen, zu Häupten die gewöhnliche Burgdekoration, gegenüber die mit Nußbäumen gezierte Straße. Es ist die Pfalz, das Städtchen Kaub und der Gutenfels. Wie der Mäusethurm, war auch „der Pallenz Grevenstein“, die heutige Pfalz, eine wichtige Zollstätte von Ludwig dem Bayern, der bis zum Hausvertrag von Pavia auch die pfälzer Lande besaß, gegründet. Vom Zoll waren nur die Flöße frei. Die Kauber hatten als Steuermänner das Geleite der Schiffe bis Bingen hinauf und bis Köln hinab. Hier schlug das Seil der sonst von Pferden gezogenen Frachtschiffe auf die rechte Seite hinüber.

Man sieht, Kaub und die Pfalz war ein wichtiger Uebergangs- und Verkehrsplatz. Den Namen Kaub leitete man von cupa, Kufe, ab, und im Stadtwappen sitzt der heilige Theonestus in einer Weinkufe. Zu was die lateinische Sprache nicht Alles gut ist! Eine Römerstraße zog übrigens hier nicht im Thale, sondern hoch zur Rechten auf den Bergen von Bingium bis Confluentes (Koblenz) in 24 Leugen oder 36,000 römischen Schritten; sie heißt heutzutage die Simmern'sche Straße. Da die unerklärlichen oder doch undeutschen Namen auffielen, mußte alle Räthsel das Latein erklären. Warum nicht auch das Chinesische?

Dem Gutenfels, in dessen Mitte ein mächtiger Bergfried thront, zur Rechten zieht eine breite Straße voll Geröll den steilen Berg hinan; es sind die Spuren des Bergsturzes, der jüngst einen Theil des Städtchens begrub. Und weiter fliegt der Dampfer, schon tauchen links die Spitzen der Schönburg auf, an deren Bergesfuß die Liebfrauenkirche aus dem Grün des Kirchhofes lieblich herausblickt. Den mittelalterlichen Anstrich hat Oberwesel mit seinen renovirten Stadtthürmen am besten von den genannten Orten gewahrt. Unten, unmittelbar an den Schienen, blickt dir trotzig der hochzinnige Ochsenthurm ins Angesicht, im Westen ragen noch Mauerreste und lassen den Stolz der ehemaligen Reichsstadt errathen.

Die Klippen der „sieben Jungfrauen“ bedeckt der hohe Wasserstand, noch einen Blick auf das prächtige Bild von Oberwesel mit seinen vielen Erinnerungen an vergangene Tage, und schon nehmen den Sinn gefangen die Gedanken an neue Schönheit. Wilder und trostloser wird der Anblick; Felsen links, Felsen rechts; man sieht nur sie und Bahn und Strom. Und plötzlich scheint der Strom zu stocken, so weit ragt eine überragende imposante Felsenmasse drohend herüber. Plötzlich erschallt aus unseren Kehlen unisono — wir wußten selbst nicht wie — das allen Deutschen liebe Lied:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“,

und an der Loreley ging blitzschnell die Fahrt vorüber. Zehnfaches Echo gab grüßend dem Schusse der Fels wieder; alle Tubusse und Operngläser sind auf die graue Masse gerichtet; doch „ein neues Bild“, sagt der Guckkastenmann! Zuerst wieder als Entrée eine auf spitzem Felsstücke waghalsig gelagerte Burgruine, die Katz, dann rings um sie die Häuserreihe von St. Goarshausen, rechts die Paläste, Villen und Hotels von St. Goar, unten als Schlußstein die ausgebrannten Wände des jetzt noch stattlichen Rheinfels: ein einziger Anblick! Man möchte die Gegend mit den Augen verschlingen! Der Nachen will abstoßen, wer fährt mit? Niemand als ein Weinreisender, der hier „Neuen“ einkaufen will. Und weiter geht die moderne Kreuzfahrt. Denn wahrhaftig,

eine Kreuzfahrt ist es, diese paradiesische Fahrt mit allen ihren Herrlichkeiten, mit ihren Weinbergen, und Schlössern, ihren einladenden Schenken und reizenden Städtchen! Es geht uns wie Moses am Berge Nebo, der nur hinsah, aber nicht hinkam, in das gelobte Land; wir fühlen Tantalusqualen, wir erblicken die Hesperidenäpfel, können sie aber nicht kosten, wir fühlen das Wehen des heiligen Stromes, können aber zur Kühle nicht in ihn niedertauchen. Die Landschaften selbst und ihre Erscheinung gleichen am besten den Fata-Morgana-Scenen im Oberon, sie tauchen auf und ziehen vorüber, kein Festhalten ist möglich.

„Dacht' es und tauchte hinein zur Höhlung des Schiffes,
Warf den Bädecker weg und verwünschte des Tantalus Schicksal,
Das den Genuß verwehrt zu Gunsten der dampfenden Eile."

Hirzenach und Niederkestert, Liebenstein und Sternenberg vergaß ich so im Verwünschen dieser Art, reißend zu reisen, und nur der Ruf „Boppard!" scheuchte mich wieder auf das Verdeck zurück. Da lag es zur Linken auf einer Rheinaue mit den schlanken romanischen Doppelthürmen der Pfarrkirche, mit dem feudalem Bau der spitzgiebeligen Patrizierhäuser, mit den soliden Façaden der neuen Lustvillen. Hier im alten Bondobriga kommandirte einst zu Römerzeiten der Artillerieoberst der rheinischen Festungen, der im 39. Kapitel des römischen Staatshandbuchs betitelte: praefectus militum balistariorum; hier residirte der fränkische Gaugraf im Königshof; hier schlug ein Beyer von Boppard — doch man kann auf dieser Art von Rheinfahrt gar nicht aussprechen — wieder „ein neues Bild", und du willst doch möglichst viel von den Schönheiten der Rheinreise mitgenießen? Du brauchst dir nicht den Kopf zu zerbrechen, ob Ober- und Niederspay von specula = „Warte" oder spaw = „Mineralbrunnen" abzuleiten seien, du hast, o Glücklicher, keine Zeit dazu! Sieh, rechts in schwindelnder Höhe bei Braubach die wohlerhaltene, fenstererglänzende Marksburg oder Markusburg, eine der vier Burgen, auf denen man den Trompetenschall vom Königsstuhl zu Rhense, der gegenüber hinter Obstbäumen liegt, hören sollte. Mainz hörte den Wahlruf von Lahneck aus, Trier von Stolzenfels, Köln von Rhense, die Pfalz von letztgenannter Burg aus. Gute Ohren mußten die drei außer Köln haben, und deshalb oder aus anderen Gründen wurden hier nur drei deutsche Könige gekürt: Heinrich VII., Karl IV., Rupert von der Pfalz. Der Edelstein am Rhein zeigt sich jetzt in der Erweiterung des Rheinthals, welche die Lahn in Urzeiten als See gespeist hat und deren Westende die Fluten derselben vergebens beengt haben: der Stolzenfels. Er verdient, wie keiner, seinen Namen. Rechts auf der Aue die neuen Gebäude von Oberlahnstein, im Hintergrund daneben Lahneck und vor uns gewaltige Mauern, eine schlanke Eisenbrücke, links und rechts sturmfreie Forts an den Rändern der Berge, darüber im Morgenwinde die wehende Reichsfahne: es ist der Ehrenbreitstein, und jetzt kommt Koblenz mit seinen Uferanlagen, seinen Kais und seinen Rheinhotels zur Linken angezogen. Der „Gutenberg" schwenkt ein zur Landungsbrücke, die Breter fallen nieder und die Eilfahrt von Bingen bis Koblenz, durch das goldene Thor der Rheinlande, ist glücklich beendet. Im Hotel winkt als Labe köstlicher Rheinsalm, den der Fischer an der Loreley im Kahne barg, und der Bopparter „Riesling" und der Bacharacher „Stählchen" munden nicht übel dazu.

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben.
Gesegnet sei der Rhein!" —

Manches ist aber noch nachzuholen, was die reißende Stromfahrt nicht erlaubte in Augenschein zu nehmen, und so wollen wir mit dem Wanderstabe in der Hand von Bingen aus noch Einzelnes einholen, was von den vielen Erinnerungen uns besonders werth erscheint. Die Gegend kann ja nur Der recht genießen, dem der Schweißtropfen der Fußwanderung als ein nicht zu großes Opfer erscheint. Darum den Wanderstab in die Hand genommen und frisch vorbei an der schäumenden Flut, die sich bricht an den Klippen des „Binger Loches“. Gegenüber hoch dem Felsen bleibt die künstliche neue Ruine des Rosselthurmes sichtbar, der Weg führt durch die Grauwackenfelsen des Hunsrücks; schon die Römer zogen ihn mit Pilum und Schwert an Bingium und seiner Drususbrücke über den Rupertsberg zur Rechten und den Nordhang desselben hinab zur schwarzen Tiefe. Mehr als 3 m tief liegt sie an mancher Stelle begraben von den Abschwemmungen und Erdrutschen; doch an einer Stelle hier in der Felsenenge fand sie Oberstleutnant Schmidt mit der $^2/_3$ m starken Besteinung direkt auf dem Schieferfelsen gelagert, während sie sonst auf einem hohen Damme zog, der frei war von den Rheinüberschwemmungen. Ihre Stationen, die schon Drusus angelegt haben mag, waren bis Koblenz, wie überall Mauerspuren, Inschriften, Ziegel, Gefäße, Werkzeuge und Waffen, Schmuck- und Glasgeräthe aufweisen: Falkenberg, Trechtlingshausen, Bacharach, (das angebliche ara Bacchi), Oberwesel = Vosolvia, St. Goar = Trichorium (?), Salzig = Saliso (?), Boppard = Bodobriga oder Bondobrica, und endlich Koblenz selbst = Confluentes. Aber auch auf der rechten Rheinseite führten die Römer eine Uferstraße; sie zog von Kastel längs dem Rhein über Oestrich nach Lorch, Kamp, Braubach, Ober- und Niederlahnstein, Horchheim und Vallendar in der Richtung nach Deutz. Römische Niederlassungen lagen längs ihrer Route zu Lorch = Laureacum, Kaub, Kamp (von campus abzuleiten), Lahnstein. Sie zog im 4. Jahrhundert noch Cäsar Julianus, als er nach Köln hinab sein siegreiches Heer führte. Damals, 356 n. Chr., traf er auf dieser Wegstrecke weder eine Stadt, noch ein Kastell an, mit Ausnahme des kleinen Ortes Rigodulum bei Confluentes und eines Thurmes in der Nähe von Colonia. Das läßt sich nach Professor Schneider's Forschungen nur verstehen von der rechten Uferseite, denn — doch halt! Ist es ein Traumbild vor uns, das die Schatten der Welschen vertreibt, oder ist das kühne Schloß des Mittelalters auf hohen Felsen dort zur Rechten denn Wirklichkeit? Es ist ein farbenprächtiges Stück Mittelalter, das mit Zinnen und Bergfrieden, der gothischen Kapelle in schwindelnder Höhe und den flatternden Fahnen herabsieht auf die Träger der neuen Kultur.

Es ist Burg Rheinstein oder Neu-Rheinstein, das Kleinod, welches sich Prinz Friedrich von Preußen auf den Trümmern des Vogtsberges erbaut hat. Der urkundliche Name Vautzberg, Fautsberg, Voitsberg, Vogtsberg deutet uns an, daß hier oben in schwindelnder Höhe einst saß ein Vogt, den der Mainzer Erzbischof als Schützer dieses neuen Gebietes seit der Ottonischen Schenkung eingesetzt hatte. Und weiter unten auf Burg Fürstenberg wachte des „Pfälzers“ Burgherr, der niemals gern zu sprechen war auf des Kirchenhirten Regiment und Gebiet. Hier mußten die Kaufleute an die Ritter von Vogtsberg den drückenden „Judenzoll“ entrichten, bis 1282 König Rudolf's „heilige Macht“ von der Burg aus den Wegelagerern ein schauerliches Gericht hielt. Für die

Seelenerrettung der aufgeknüpften Ritter erbauten ihre Familien die Clemenskirche, die rheinab dem Raubschloß Reichenstein zu Füßen liegt. Auf der Höhe des nach Plänen von Lassaulx erbauten Prinzenschlosses erschließt sich dem Auge ein kühner Blick hinab in das tiefgeschnittene Rheinthal, zur Linken erscheinen noch die letzten Häuser des weinberühmten Aßmannshausen. Im Gruftgewölbe des reizenden Kirchleins, das über dem Abgrunde seine Streben zum Himmel streckt, ruht der Erbauer der Burg, Prinz Friedrich; ihm singen die nie rastenden Wellen seines Lieblingsstromes das ewige Schlummerlied. Dankbar umrauscht die Flut das Grab des kunstsinnigen Fürsten, der dem Rhein eine seiner stolzesten Burgen zurückgegeben hat.



Rheinstein.

Es ist überhaupt ein besonderes Verdienst der erlauchten Familie der Hohenzollern, daß sie drei der schönsten Edelsitze: Rheinstein, Sooneck und Stolzenfels, im angemessenen Stile dem Rheinlande auf historischem Boden hergestellt hat. In den gothischen Räumen des Hauptgebäudes finden wir mittelalterliche Waffenstücke, darunter den kunstvollen Handschuh des „Ritters mit der eisernen Hand“, Götz von Berlichingen, mächtige Humpen und Pokale, geziert mit Wappen und Sprüchen, die man im Zechsaal gern gefüllt sähe mit firnem Johannisberger oder purpurnem Rothsaft. Die oberen Stockwerke bergen Gemälde von Helden der deutschen Geschichte und Federzeichnungen von Albrecht Dürer. Besonderes Interesse verleiht der erlesenen Sammlung ein Bildniß des wackeren „Fränzchen's“, des Ritterhauptmanns Franz von Sickingen, das bei der Belagerung seiner letzten Feste, der Ebernburg, welche die Reformationszeit

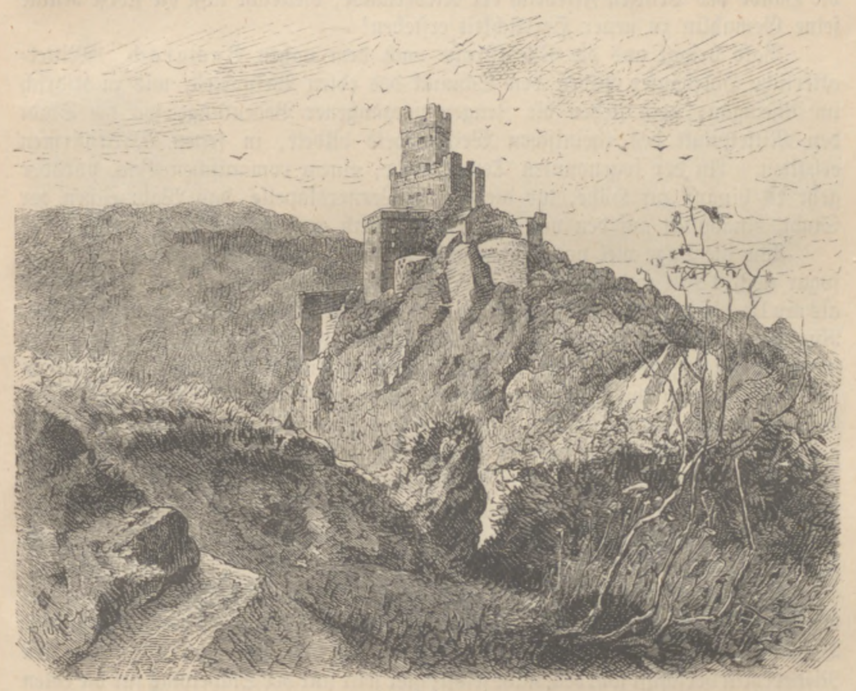
„die Herberge der Gerechtigkeit“ nannte, von Bolzenschüssen tätowirt ward. Ein kurzer Weg bringt uns weiter auf epheuumsponnene Ringmauern am Rande des steilwandigen Felsens. Hier begrüßen die buntbewimpelten Schiffe die krachenden Böller, und du magst probiren, die Sehne der Armbrust zu spannen, die hier hängt als Ueberbleibsel vergangener Kraftzeit. Der schattige Laubgang führt uns wieder hinab, nachdem die Zugbrücke gefallen und das eiserne Gitterthor sich höflich geöffnet hat. Alles erinnert hier an des Mittelalters Art und Brauch, nur das Keuchen des Bahnzuges, der Güter nach Norden schleppt, mahnt uns an die Kluft zwischen Gegenwart und Vergangenheit und läßt die Fata Morgana verschwinden, welche der Rheinstein mit seiner stolzen Gestalt und seinem behäbigem Inneren der Seele vorgeführt hat.

Vom Fuße des Rheinsteins, wo stets Nachen vom nahen Wein- und Mineralbade Aßmannshausen landen, geht der Weg am Strome weiter an der Clemenskapelle vorbei, über deren Häupten die von Herrn von Rehfues mit vielen Kosten hergestellte Falkenburg ins romantische Morgenbachthal blickt. Falkenburg oder eigentlich der Reichenstein, sowie das weiter abwärts liegende Schloß Heimburg liegen auf römischer Grundlage, und ihre viereckige Grundform verräth ihre erste Bestimmung als schützendes Straßenkastell. Reichenstein und Sooneck fielen der rächenden Hand des ersten Habsburgers zum Opfer, die Heimburg sprengten 1689 die Franzosen der Konsequenz wegen in die Luft. Hinter der thurmreichen Falkenburg, deren Trümmerhaufe das nahe Oertchen Trechtlingshausen um 3000 Mark an genannten Herrn verkaufte, überrascht uns ein malerisches Bild. Der Strom nimmt die volle Mitte desselben ein, zur Linken ragt wie ein Falke Sooneck mit seinem quadratischen Bergfried und seinen zierlich ausgekragten Wartthürmchen über die Landschaft empor, während weiter unten am rechten Ufer sich der hohe Thurm der Lorcher frühgothischen Kirche in das Wisperthal hineinschmiegt, das längs der Nordgrenze des Taunus von Ost nach West zieht und reich ist an Blüten- und Blumenpracht.

Hinter der langen Häuserreihe des uralten Lorecha erhebt sich knollenartig der dicke, letzte Thurm der Burg Nollich und grüßt seit Jahrhunderten ihr vis-à-vis, die Heimburg, mit neidischem Stirnrunzeln. Denn schöner als je ist die Heimburg oder Hoheneck wieder aufgebaut und blickt mit blitzenden Fenstern als Residenz der Gräfin von Reichenberg hinab auf die altmodischen Häuschen des Dorfes Nieder-Heimbach. Im Hintergrunde der glitzernden Wasserfläche, wo der Rhein an der Insel Wörth sich nach Nordosten ausbeugt, erblicken wir die formlosen Trümmer des ehemaligen Pfalzgrafensitzes Stahleck und ihr zu Füßen den schlanken Bau der gothischen Wernerskapelle, durch deren zierlich durchbrochene Spitzfenster die Strahlen der Morgensonne sich einschleichen. Links und rechts bedeckt den Hang der Berge ein grüner Kranz von Reben, den oben am Bergesrande hochstämmige Buchen und dunkle Tannen einschließen. Zur Rechten schließt der über 400 m hohe Teufelskädrich oberhalb der Burg Nollich den Blick, nach links zu beherrscht über Burg Sooneck der Franzosenkopf, ein Ausläufer des Hunsrücks, das Bergplateau. Das stolze Sooneck, dem wir jetzt nahen, trägt seinen Namen von dem weiten Soonwald (Son, Soon, Soan, urkundlich = Wald), in dessen Forsten, die bis zur Nahe und dem „Hochwald“ reichten, einst die Söhne Karl's des Großen zu jagen pflegten. Am Fuße der Burg bezeichnet das Bächlein die Grenze des Nahe- und Trachgaues; nach der

Sage wär Erzbischof Willigis von Mainz ihr Erbauer gewesen. Den Rittern von Waldeck, deren Vorfahren einer als Stegreifräuber 1282 dem Willen des Gesetzes als Opfer fiel, folgten in ihrem Besitze die Herren von Breitbach-Bürresheim. Ihr Geschlecht und die Burg verscholl im Lärm der heiligen Kriege, die der Frankenkönig im 17. Jahrhundert gegen Burgen und Städte am Rheine führte.

Der „Prinz von Preußen" Wilhelm, jetzt deutscher Kaiser Wilhelm I., erwarb sie im Jahre 1834 gemeinsam mit seinem Bruder Karl von Preußen, und unter ihrer Hand erhob sich Sooneck bald phönixartig aus dem Trümmerhaufen.



Schloß Sooneck.

Seeartig erscheint von den Zinnen der Burg aus in ruhiger Majestät der Spiegel des Stromes, grüne Inseln spiegeln sich in seinem Bette, und die üppigen Weingelände von Lorch und Trechtlingshausen scheinen sich auf den Stromauen fortsetzen zu wollen. Wild starren über den Weinbergen, die rechts den edlen Bodenthaler liefern, die Felsenklippen empor; ein Bergpfad durchzieht die finstere Schlucht der Burg zu Füßen; er führt auf des Soonwaldes wildreiche Höhen, wo der Eber noch den Boden aufwühlt und der Hirsch mit den gewaltigen Stangen den Buchenwald durchästet.

An der Heimburg vorüber gelangen wir an mittelalterliche Thürmchen und Mauerreste, die einstmals sicher und fest den Ort Rhein-Diebach machten gegen die Fäuste und die Schwerthiebe wegelagernder Strauchritter. Hier wohnten „freie Bürger" und treffliche Schützen, und zum Schutze des werthvollen Gebietes der

„vier Thäler“, die hier beginnen, mag wol der Pfalzgraf bei Rhein seit 1243 den Fürstenberg im Nordwesten gefestigt haben, dessen hoher und mauergewaltiger „Frit“ allen Sprengungsversuchen der Franzosen vor zwei Jahrhunderten Trotz bot. Der Kaiser Ludwig der Bayer berannte 1321 umsonst seine dicken Mauern, später kam er friedlich in ihren Besitz und bestimmte sie und Schloß Gutenfels bei Kaub seiner Gemahlin Margaretha von Holland als Witthum und „Leibgedinge“. Gustav Adolf ließ 1632 seine Feldschlangen gegen die wichtige Stromsperre spielen und zwang die Spanier zur Uebergabe. In der Neuzeit ward die Feste als Nationalgut zu Mainz verkauft und kam jüngst in die Hände des Prinzen Friedrich der Niederlande; vielleicht läßt die stolze Ruine seine Gemahlin zu neuer Herrlichkeit erstehen! —

Bald bringt uns die Rheinstraße nach dem nahen Bacharach. Mittelalterliche Holzhäuser bilden den Schmuck des edlen Weinortes, wie zu Kidrich im Rheingau; noch stehen die Zeugen vergangener Bedeutung, wo die Stadt den Mittelpunkt des rheinischen Weinhandels bildete, in festen Wartthürmen erhalten. An der sogenannten Tempelkirche, einem romanischen Bau, vorüber geht es hinauf zur Höhe, wo die Sankt Wernerskapelle, das Wahrzeichen der Stadt, hinabblickt auf den von der Insel Wörth getheilten Strom.

Wie die Sage viel von Bacharachs Ursprung zu berichten weiß, und Oertel sogar noch 1803 und 1811 auf der Insel den Stein gesehen haben will, der als ara Bacchi diente, so auch meldet sie vom Ursprunge des anmuthvollen gothischen Rundbaues, der 1426 vollendet wurde, Unglaubliches. Zu Oberwesel trat ein frommer Knabe, Werner mit Namen, bei einem Juden in Dienst. An Ostern 1287 schlachteten ihn die Juden, um die Hostie aus seinem Körper zu erhalten. Sein Leichnam landet zwischen Bacharach und Rhein-Diebach, und ein von ihm ausströmender Lichtglanz verräth die Unthat. Man verehrt den Gemordeten als heiligen Märtyrer, an seinem Grabe geschehen Wunder, und den Wunderbau der Kapelle wölben über seinen Leichnam die Bürger von Bacharach. Die Juden aber zu Bacharach und Oberwesel büßten blutig den der Sage nach geschehenen Frevel durch Jahrhunderte.

Die Hetzer hatten ihren Zweck erreicht; der Juden Reichthum, den sie durch den Weinhandel erlangt hatten, hatten den Neid und den Fanatismus entfesselt. Bacharach selbst produzirte die Weinmassen, die von hier nach Köln und dem Niederrhein verschifft wurden, nicht selbst; hier war nur der Stapelplatz für die edlen Ladungen, die von hier auf eigenen Weinschiffen rheinabwärts verladen wurden.

Der Name ara Bacchi schmeichelte natürlich den Bewohnern der Stadt; ist es doch weit prosaischer, denselben vom Grenzbache Wochara = Münzbach abzuleiten oder die mittelalterliche Form Bachrecha oder Bachrega als „Abhang am Bach“ zu deuten. Aber mag auch die römische Ableitung mißglücken, Bacharach gehört doch zu den ältesten und berühmtesten Städten am Rhein, und der Salbau mit seinen schier unzerstörbaren Mauern am Markte, wo vordem der kurkölnische „Salschultheis“ Jahrhunderte lang Gericht hielt, mag wol auf fränkischen Ursprung zurückgegangen sein. Während das Gericht Kurköln ausübte, lag die Verwaltung in der Hand des Pfalzgrafen. Auch Burg Stahleck bildete seit Ende des 12. Jahrhunderts den Mittelpunkt der gleichnamigen Grafschaft; bis 1253 war sie der Sitz des Pfalzgrafen bei Rhein und seit 1184 war die Vogtei in den ewigen Besitz der Pfalz übergegangen. Die heimliche

Vermählung, die innerhalb der festen Ringmauer von Stahleck, der Pfalzgrafenburg, die schöne Agnes von Hohenstaufen mit des Königs Otto Bruder Heinrich, dem Sohne des „Löwen", verband, sollte den verderblichen Zwist der beiden feindseligen Häuser beenden. Nach seines Sohnes, auch Heinrich zubenannt, frühem Tode kam die Pfalzgrafschaft an Ludwig den Bayer, und durch die Vermählung seines Sohnes, Otto's des Erlauchten, mit der Urenkelin Heinrich's des Löwen, die gleichfalls Agnes hieß, gelangte das ganze Besitzthum des Pfalzgrafen Heinrich des Welfen in die Hände der Wittelsbacher.



Bacharach.

Die Grafschaft Stahleck bildete später das pfälzische Oberamt Bacharach; eine Inschrift auf der von Melac zerstörten Burg lautet: „Karl Ludwig, Pfalzgraf und Kurfürst, erneuert mich Anno 1666." Wer wird jetzt die zerbrochenen Zinnen der zerbröckelten Stammburg der Pfalzgrafen bei Rhein erneuern? —

Zu Bacharach.

Willst du die Burgen schauen
Im Epheuschmuck am Rhein,
Willst du die Proben prüfen
Vom feinsten Edelwein:

Dann zieh', o Wandrer, nieder
Zum Strand von Bacharach,
Hier magst du ruhig träumen,
Fern von des Lebens Plag'.

Hier winken hoch die Zinnen
Im Mondesdämmerlicht,
Und schäumend dort am Wörthe
Der Strom die Wogen bricht.

Er sah den jungen Löwen,
Den Pfalzgrafen vom Rhein,
Zur schönen Agnes ziehen
Des Nachts bei Fackelschein.

Und wieder blinken Flammen,
Doch ist's kein Hochzeitsfest,
Die Fackeln trägt der Franke,
Der Wind, er weht von West.

Die Mauern sind zerbrochen!
Epheu und wilder Wein!
Und finster schaut der Himmel
In diese Trümmer d'rein.

Ist auch die Pfalz gesunken,
Verbannt die alte Pracht,
Doch immer dort am Hügel
Der grüne Bacchus lacht.

Hier stand die ara Bacchi
Zur fernen Römerzeit,
Und trunken man Gott Bacchus
Den Becher heut' noch weiht!

Die alten Burgen sanken,
Noch lebt der Vater Rhein,
Die alten Götter wanken,
Noch lebt der Gott im Wein!

Zum Angedenken wollen wir im Weinparadiese der Minne gedenken und wehmüthig beim Blinken des Römers, der den echten Rheinwein erschimmern läßt, verblichener Pracht, verschwundenen Glanzes in Stadt und Burg gedenken. Man braucht nicht den unbescheidenen Wunsch dabei zu äußern:

Und flösse von Sankt Gotthards Höh'
Als Rheinweinstrom der Rhein,
Dann möcht' ich nur der Bodensee,
Doch ohne Boden sein!

Das Jahr war nicht gut, der Wein nicht gerathen, und glänzt er noch so goldig; er löscht zwar den Durst, doch merkt man wenig von „wundervoller Blüte“ des Feuerweines, die Pater Bär so begeistert besang. Gestärkt in Magen und Nieren, setzen wir den Wanderstab weiter, vorüber am „wilden Gefährt“, das heute am Pfingsttage besonders wild die weißschäumenden Wellen zum blauen Himmel schleudert. An der Stromecke angelangt, wo der Strom bis unterhalb Oberwesel nach Norden seine Richtung nimmt, fesselt uns ein neues Bild.

Mitten im über 310 m breiten Strom liegt im Sonnenglanze die Pfalz oder der Pfalzgrafenstein, gegenüber eine Häuserreihe, das Städtchen Kaub, trüben Angedenkens und im Nacken drohend, auf schroffer Felsenwand Burg Gutenfels. Es ist die zweite perspektivisch gestaltete Ansicht vom Rheinstrom und seiner romantischen Begleitung, die uns das Ufer selbst bietet. Gegenüber der im Sechseck mit Erkern, Pechnasen und Thürmchen gezierten Wasserburg erzählt ein Denkstein von dem Uebergange des Marschalls „Vorwärts“ über den Rhein. Die gußeiserne Tafel vermeldet: „Im Jahre des Heils 1813 am 31. Dezember um Mitternacht zog siegreich an dieser Stelle Fürst Blücher von Wahlstatt, Feldmarschall gen. Vorwärts, mit seinen Tapferen über den Rhein zur Wiedergeburt Preußens und des deutschen Vaterlandes. Errichtet im Nov. 1853 von Ferd. Diepenbrock und C. Denzin.“ —

Die „Pfalz“ hieß früher Falkenaue und gehörte den Falkensteinern, deren Stammburg am Donnersberg in Trümmern liegt und deren Name dem Kaiser von Oesterreich als Inkognito dient. Nach Simrock's Vermuthung erbaute den jetzigen Mittelthurm an Stelle eines älteren Zollthurmes oder „Wahrschauers“ Kaiser Ludwig der Bayer. Noch schmückt den Bau der pfälzische Löwe als Schildhalter.

Als Palast und fürstlicher Sitz gar für die Pfalzgräfinnen, wie die Sage will, konnten die finsteren Kasematten der Zollburg nicht dienen, wol aber wehrten die festgefügten Mauern die Eingriffe gieriger Nachbarkrallen energisch ab. „Die burg uff dem rhyne“, wie der „Pfallenz-Gravenstein“ urkundlich 1310

genannt wird, diente zuletzt pfälzischen Invaliden als Asyl; sie mußten die Glocke in Bewegung setzen, wenn ein Schiff den Rhein daherzog, und da die Juden von Bacharach ihre Leichen nach Kaub überfahren mußten, sagte ihnen der Volksmund nach: „sie läuten den Juden zu Grabe". Noch heute blieb dies Sprüchwort den Kaubern in den Stiefeln stecken. Von drüben grüßt Feste Gutenfels, die von Jutta oder Guta, des Grafen Philipp von Frankenstein schönem Töchterlein, der „Rose des Rheins", den Namen tragen soll.



Kaub und Pfalz.

Des Schattenkönigs Richard von Cornwallis Herz hat sie besiegt, als der Angle seinen Königszug 1256 dem schönen Rhein entlang machte. Eine Inschrift über dem Eingang zum „spanischen Kirchhof" besagte früher:

„Anno Domini MCCCCCVIII
Ward Gutenfels wieder erbawen
Durch Pfalzgraf Ludwig mit Frawen."

Die Spanier sahen sich von droben Bacharach und den Rhein an, bis Gustav Adolf sie dieser Bemühung überhob; der „Königssaal" ist nach ihm benannt. 1795 streckte die pfälzische Invalidenbesatzung vor 400 Sansculotten

die verrosteten Gewehre, und 1870 schützte Palas und Bergfried Archivar Habel von Schierstein vor dem Schicksale des poesielosen Abbruchs. — Aber der Wanderer

„— fort muß er wieder, muß weiter zieh'n!"

Schon liegt im Vordergrunde ein neues „pro memoria" an die Franzosenzeit, Ruine Schönburg mit ihren vier ausgebrannten Bergfrieden, und am Ufer dehnt sich behaglich im Schutze des stattlichen, rothgebräunten Liebfrauenstiftes das anheimelnde Oberwesel. Im romantischen Kreise liegt das neue Vosolvia vor den entzückten Blicken, umgeben von den Schutzbringern des Mittelalters, den Resten der Ringmauer und stattlichen Wartthürmen; sie zeugen noch besser als vergilbte Pergamenturkunden und erloschene Namen von der Bedeutung Oberwesels als Reichsstadt, die ja Friedrich Barbarossa mit Reichsfreiheit begnadete. Im Kampfe mit dem Erzbischof von Trier, an dessen einen, Balduin, dessen Bruder, Kaiser Heinrich VII. den wohlhabenden Ort verpfändet hatte, wußten sich die mannhaften Bürger Freiheit und Verfassung kräftig zu wahren; doch blieb der Kurfürst von Trier mit seinen „großen Büchsen", die Respekt einflößten, der Oberherr der Stadt. Dem ersten, hier gebietenden Erzbischof Balduin verdankt der Ort seinen schönsten Schmuck, die an der Südseite liegende Liebfrauenkirche. Schlank und graziös, wie eine hochgezogene Rebe, schwingt sich der Bau, der zwischen 1307 und 1331 entstand, mit Pfeilern und Streben empor.

Zu seinen Füßen ruht ein zerfallendes, zinnengekröntes Stadtthor, zu seinen Häupten ragen die dachlosen Mauern des Burggrafensitzes Schönburg über Stadt und Strom. Reicher Schmuck an Schnitzereien und Bildern, an halb übertünchten Wandgemälden und abgetretenen Grabsteinen ziert der Kirche Innenraum. Der Kunstkenner bewundert den elegant verzierten Lettner oder das Lectorium und das Schutzwerk des dreigetheilten Altares; der Heraldiker mag die Grabmäler der Grafen von Schönburg in Augenschein nehmen; der Historiker wird sich erinnern, daß der berühmteste des Geschlechtes der Sieger am Boynefluß, wo er 1690 den Heldentod fand, zu London in der Ruhmeshalle Altenglands seine Gruft besitzt. Der Freund des rheinischen Volkes aber wird die zarten Gesichter der Jungfrauen von Oberwesel in Betracht ziehen und mit Nachdenken die scharfgeschnittenen Profile der Männerwelt betrachten und die Frage erwägen: ist diese geradlinige Nase, dieser herbe Mund, dieses kräftige Kinn ein Erbtheil der Römer, die hier Jahrhunderte lang ein festes Kastell bewohnten und die Bewohner der bürgerlichen Ansiedlung, Ubier und Trevirer, romanisirten, oder gehen diese herben Gesichtslinien auf die freien Franken zurück, die hier den Welschen folgten und am verschwundenen „Königshofe" als Verwalter und Richter im Trach- oder Trechirgaue geboten? Die Antwort wird eine „gemischte" sein; die blonden Mägdlein mögen mehr Germanenblut in den Adern haben, während die dunkleren Männergesichter besser das Andenken an die alten Herren bewahrt haben. — Noch ist es der Mühe werth, zur gothischen Martinskirche hinaufzusteigen; die Aussicht auf Stadt und Strom lohnt die aufgewandte Muskelanstrengung reichlich. Das Innere ziert eine vergoldete Mariensäule und eine Kreuzabnahme nach dem Rheinländer Rubens, eine Reihe von Holzbildern und seltenes Schnitzwerk.

Die Sonne versendet ihre letzten Strahlen durch das Enghöller Thal in das erstrahlende Heiligthum der Kirche. Es ist Zeit, an das Irdische auch einmal

zu denken, und da der „goldene Pfropfenzieher“ nicht mehr locken kann, lassen wir uns in der Weinstube von „Stahl“ einen „eisernen“ geben — er thut's dem Durstigen auch! — —

Der Abend kommt, der Nebel hüllt in lichtdurchwobenen Schichten den Stromspiegel ein; das bunte Leben am Rhein erstirbt allgemach; die Lastschiffe liegen ruhig im Hafen; die wackeren Fährmänner sind in die nahen Weinschenken, den Rheinwein hier zu kosten, gegangen; nur das Dampfroß verkündet schnaubend die Rastlosigkeit geschäftiger Menschenhand.



Oberwesel.

Gelehnt an feste Planken, schauen wir in den Strom hinab, wo über „die sieben Jungfrauen“ rauschend das Wasser spült, und gedenken an die Schilderung des rheinischen Dichters, der im Epos „Otto der Schütz“ den Frühlingsabend am Rhein so einzig schildert:

„In klarer Frühlingsabendpracht,
Wenn schon der Sterne Heer erwacht,
Wenn kühl der Mond im Ost sich hebt,
Die Flur mit blauem Duft umwebt,
Indeß im West des Abends Strahlen
Den Himmel heiß mit Purpur malen:

Wenn Nachtigallen Schlag erschallt
Und drein im Nachthauch rauscht der Wald;
Wenn aus des Wassers dumpfer Schwüle
Der Fisch mit lust'gem Sprung sich schnellt,
Und in der weichen Schlummerkühle
So still und heimlich liegt die Welt;
Wenn in der Uferweiden Dunkel
Der Elfen Chor den Reigen schlingt,
Und aus dem Strom ein leis Gemunkel
Der Nixen auf zum Lichte klingt:
Das ist die zauberhafte Stunde,
Wo Tag und Nacht in gleichem Bunde
Dich kränzen mit dem schönsten Schein,
Du Fürst der Ströme, trauter Rhein!
Auf deinem Grund' geschmolzen rollt
Der Nibelungen rothes Gold;
Das spielt wie Scharlachfeuerglut
Herauf ans Licht aus deiner Flut.
Dein Stromgott tief zum Schlaf sich neigt,
Sein Odem leis nach oben steigt,
Das quillt wie weißen Silbers Schaum
Und stickt des Goldgewandes Saum,
Indeß vom Ufer Bergesschatten
Das lichte Blau dem Purpur gatten." —

Wir nehmen Abschied von Oberwesels Thürmen und Mischkrügen, seiner Schönburg und seiner Stiftskirche, und die Straße längs des Stromes läßt uns wandern am Ufer, dessen Felsen immer düsterer aufsteigen, dessen Wände immer näher an einander rücken. Hinter dem runden Ochsenthurm, dem Wahrzeichen Oberwesels, der am Nordende der Stadt am Ufer sich erhebt, ist der Strom auf 192 m eingeengt; weiter unten, wo der Tunnel „am Bette" zur Linken seinen schwarzen Schlund öffnet, rückt das Gewässer auf ca. 100 m zusammen, das Viertel der durchschnittlichen Breite zwischen Bingen und Koblenz. Nicht weniger als 15—18 m Tiefe mißt hier das eng zusammengedrängte Stromwasser und bietet doch dem Schiffer oft nicht genug Fahrwasser im Bette! Hoch starren zum Himmel gleich finsteren Titanen die Schieferfelsen empor, an denen des Menschen Anbau sich vergeblich versucht. Drüben zur Rechten mündet ein neuer Tunnel der Nassauischen Bahn, eine gewaltige, steilabstürzende Felsenmasse zwingt unter seinem Laufe den Strom nach links stark auszubeugen, dorthin, wo verankerte Schiffe mit mächtigen Netzen dem Salm beizukommen suchen. Wir stehen der Lurlei oder dem Loreleyfelsen gegenüber! Wol an 120 m erhebt er sein Haupt, der „Lore Ley" oder der „Lauerfels". Du magst den Felsen nun mustern, dessen Gestein im spitzen Winkel dem Innern des Gebirges zu zieht, während die Köpfe der Lagerschichten das Plateau bilden, auf dem die zauberhafte Sängerin die Sage des Volkes und das Auge des Dichters gesehen hat, oder den Blick nach Norden wenden den Häuserreihen von St. Goarshausen zu, welche die Burg Neukatzenellenbogen oder kürzer „die Katz" in Schutz nimmt — überall wirkt „dies Bildniß bezaubernd schön!" Drohend wie ein Medusenhaupt blickt die Lurlei herab auf den tiefgrollenden Strom; behutsam lenkt der Schiffer den Kahn, damit es ihm nicht ergehe wie dem Schiffer bei Heine und den drei Rittern bei Brentano; und drunten liegt lachender Sonnenschein auf dem lockenden Städtchen, und bedächtig schaut der Rundthurm der „Katz" auf das Menschengewühl

im alten Städtchen zu seinen Füßen. Hier ladet die Bank unter dem blühenden Flieder zur Morgenruhe ein, die Nachtigallen schmettern ihr Lied durch Busch und Wald: es ist ein Plätzchen wie selten eines am Rhein, so romantisch und einsam. Hier laßt uns vernehmen, was Sage und Wissenschaft vermelden über die Lorelei (vgl. „Im Nibelungenlande" von Dr. C. Mehlis, Cotta, 1877, S. 20 ff.):



Lorelei.

Wol Tausende und Abertausende haben diesen sagenberühmten Rheinfels erblickt, noch mehr von ihm gelesen oder eines der unzähligen Bilder von ihm mit Interesse betrachtet. Wer der deutschen Sänger hat nicht das Heine'sche Lied: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" hinausgesungen? Kurz, Sage und Mythe, Gesang und Poesie haben das graue Haupt dieses Felsens zu ihrem Lieblingsobjekt am Rheine gemacht. Kein Wunder, wenn auch die Wissenschaft an seinem dunklen Namen bereits vielfach umhergetastet und ihn je nach Liebhaberei erklärt hat.

Was die Geschichte der Lorelei betrifft, so erwähnt in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zuerst der Minnesänger Konrad Marner „Der Nibelunge Hort in dem Lurlenberge" (vgl. über die Lesart der Stelle: W. Grimm, deutsche Mythologie, [2] S. 933; Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie, [4] S. 392; Holtzmann, deutsche Mythologie, S. 136). Ist nun Lurlenberg bei diesem Minnesänger richtig, so wäre mit dieser Stelle, da kaum ein anderer

Punkt gemeint sein kann, worauf der Name passen würde, ein Zusammenhang zwischen der Lorelei und dem Nibelungenliede gegeben.

Hier wäre dann auch die Stelle zu denken, wo Hagen den Schatz versenkte, wovon das Lied 1077, 3 berichtet:

er sankte in dâ ze Lôche allen in den Rîn.

Nachdem die Sage von der die Schiffer ins Verderben lockenden „Lore" Jahrhunderte lang im Munde des Volkes geblieben sein mag, machte sie der Romanticismus Anfangs unseres Jahrhunderts zum Gemeingut der Gebildeten. Clemens Brentano war es, der die Sage von der auf der Felsenspitze thronenden, mit ihrem Geistergesange die Vorüberfahrenden verderbenden „schönsten Jungfrau" in poetisches Gewand gebracht hat, und seit der Zeit wurde der Felsen das Versuchsobjekt der Dichter und Musiker.

Mit anderen, oberhalb befindlichen Felsmassen hat er die Gestalt gemeinsam, und bekannt ist die Täuschung besonders bei Tage, wenn man gerade von *seinem* Aussehen etwas Apartes erwartet.

Was ließ nun das Walten der Sage gerade an ihm haften? Es ist die Enge der Strömung, die unter Wasser befindlichen Klippen, welche die Fahrzeuge und Flöße oftmals in die sich hier bildenden Wirbel hinabzogen und Schiffer und Schiff vernichteten, welche diese Stelle zu einer gefürchteten und gefährlichen machten. Dazu kommt das auffallende, durch das Zurück- und Vortreten der Felsen hier bedingte „fünfzehnmalige" Echo, welches, in fernen Zeiten der Strombenutzung herausgelockt, den Fährmann das Steuerruder vernachlässigen ließ und früher höhnend den Todesruf der untergehenden Bemannung wiedergab. Der Reiz der Landschaft, die gefährliche Klippe, die drohenden Wirbel, das geisterhafte Echo, der letzte Schrei der Ertrinkenden: das sind die Ingredienzien, welche die Sagen von dem bethörenden Sirenengesange der Jungfrau entstehen ließen, wobei „das goldene Lockenhaar" Brentano's vielleicht auf Rechnung des Goldschatzes der Nibelungen kommen mag. Uebrigens ist es eine allen solchen mythologischen Bildungen zu Grunde liegende Anschauung, daß an gefährlichen Punkten Goldschätze oder Sinnenreiz die Menschen ins Verderben führen oder umgekehrt, daß der schönste „Schatz" nur durch Ueberstehung der größten Gefahren errungen werden könne.

Gehen wir von der natürlichen Basis der Loreleisagen aus, so wird uns diese auch Grund geben, in der Untiefe der Namenserklärung das richtige Fahrwasser zu finden.

Unter den bisherigen Ansichten lassen sich zwei Gruppen bilden: die einen betonen das *Echo*, die anderen den *Fels*. Merian, der Bädeker des Mittelalters, identifizirt die Lorelei mit dem Lurlenberg der Alten und betont das „sonderbar lustig Echo". Ihm schließt sich Arndt an, der an ein angebliches altes „lurleien", so viel als nachsprechen, erinnert. Er möchte Recht haben, wenn das Volkswort „herleiern" sich mit „lurleien" in Zusammenhang bringen ließe, was aber die Leier verhindert. Die andere Ansicht nimmt lore als Schiefer, lei als Stein, Fels, also „Schieferfels"; Andere nehmen lore als Verkürzung (?) von „lauter", also „lauter Fels". Simrock sagt: „Der Name Lurlei scheint einen „lauernden Fels" zu bedeuten u. s. w. Weil er aber *die* Lurlei heißt, so mag dies nächst der Stimme des Echos, die ihnen entgegenschallt, die leicht erregbare Phantasie der Rheinanwohner veranlaßt haben, ihn als eine schöne Zauberin zu personifiziren."

Die Erklärung des zweiten Wortes lei (denn darin sind alle Forscher wol einig, daß lore-lei zu trennen sei, wenn es ein „lurlen“ nicht giebt) macht keine Schwierigkeiten. Am ganzen Mittelrhein bis hinauf an den Speyerbach bedeutet lei „Stein“ mit der Spezialbezeichnung „Schieferstein“.

Wenn man nun dem lei (daher auch der Geschlechtsname von der Leyen, die Freiherren von Stein haben das andere Wort zum Patronymikum genommen) deutschen Ursprung vindiziren darf, so wird man genöthigt sein, das Prinzip, in erster Linie bei deutschen Ortsnamen eine deutsche Erklärung aufzusuchen, auch beim ersten Worte in Anwendung zu bringen. Allein lore = „Schiefer“ wäre Luxus, und lore als „Lauer“ gedeutet, hat allerdings das mittelhochdeutsche lûre hinter sich; doch bedeutet dies „heimliches Horchen“ und paßt deshalb nicht zur genügenden Erklärung. Zu verwundern ist es, daß man noch nicht die Bedeutung vom althochdeutschen Worte die lûrâ zur Erklärung benutzt hat. Demselben liegt der Begriff des Nachkommens zu Grunde, und wenn es auch nachweisbar nur vom Nach- oder Tresterwein gebraucht ist (vgl. Weigand, deutsches Wörterbuch II, S. 16), so könnte doch der allgemeine Sinn zur Erklärung des Schofelsens verwendet werden.

Um jedoch eine Erklärung beizubringen, die nicht nur mit der mythologischen Basis der an der Lorelei haftenden Sagen übereinstimmt, der Todesgefahr, die der Fels dem Vorüberfahrenden bringt, sondern sich auch ohne Zwang den sprachlichen Gesetzen (der Kürze der Silbe, der Verdumpfung des Vokales zu u, dem deutschen Ursprunge), die beobachtet werden müssen, fügt, erinnern wir an das alte Wort lören = heulen, laut jammern. Noch Luther gebraucht es in seiner Bibelübersetzung, so Hosea 7, 14: „sie lören auf ihren Lagern.“

Der Lexikograph des sechzehnten Jahrhunderts, Erasmus Albertus, der den mittelrheinischen Gegenden entstammte, kennt in seinem dictionarium ein löre = Todtengesang. Die Schweizer gebrauchen noch jetzt ein lören, lörren für heulen. So erhielten wir mit diesem deutschen Worte (denn am Rhein und an der Elbe kannte es die deutsche Sprache) eine Uebersetzung: „Todtengesangfelsen“, die in jeder Beziehung zu den mit der Lorelei verbundenen Sagen passen würde. Verführte das Echo den Schiffer zur Nachlässigkeit, oder entrang sich seinen Lippen trotz sicherer Hand und aufmerksamem Auge der Todesschrei: in jedem Falle war der gleißende Felsen entweder direkt oder indirekt die Ursache des Todesrufes, und jedenfalls hat des Dichters Wort den Sinn der Sage erfaßt, wenn er singt:

Am Ende verschlingen
Die Wellen Schiffer und Kahn,
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan. —

Wir biegen um die nächste Felsenecke und ein neues Panorama erschließt sich dem entzückten Auge. Zur Linken schmiegt sich an eine gewaltige Burgmauer mit wehenden Fahnen ein freundliches Städtchen, in dessen Mittelpunkt ein spitzer Kirchthurm wie die Henne über den Küchlein steht. Es ist der Rheinfels mit St. Goar, dem ehemaligen Hauptort in der kurhessischen Grafschaft Katzenellenbogen, und den Hintergrund schließt zur Rechten das Dörfchen Wellmich mit der Ruine Deurenburg, genannt „die Maus“. St. Goar und St. Goarshausen, Rheinfels, Katz und Maus überschaut ein voller Blick; und hinter uns dräuet die Felsenwand der Lorelei.

„Heil dir, Romantik!“ rufen wir hier mit Freiligrath, und im Angesichte den Reiz des einzig schönen Bildes ziehen wir ein in das altersgraue Städtchen, das als Trichorium wol vor zwei Jahrtausenden schon ein Wohnplatz war der gallischen Trevirer. Den Namen trug der schon den Römern bekannte Ort vom Trechirgau, der bei Boppard endigt, zum Gegenüber den Einrichgau hat und in den Fluten des Stromes sich spiegelt bis zur Grenze des Nahegaues hinauf. Sankt Goarius, ein Mönch und Einsiedler, der in seiner Klause am Loreleifelsen vor dreizehn Jahrhunderten hauste, verbreitete hier zu Lande den neuen Glauben. Ihm zu Ehren legte die Stadt den alten heidnischen Namen ab, und eine Steintafel in der Stiftskirche meldet 511 als des Aquitaniers Todesjahr. Die Wallfahrten zu seinen Gebeinen und die Wunder daselbst brachten dem Städtchen Leben und Wohlstand. Die muntere Sinnesart der Bewohner führte den mittelalterlichen Brauch des „Hänselns“ hier bis zur Neuzeit fort. Jedweder Fremdling ward am Zollhaus der Stadt nach uraltem Herkommen des „Hanselordens“ in ein Halseisen gelegt, mußte sich einen Pathen wählen und ward nach seiner Antwort entweder mit Rheinwasser weidlich getauft oder als „Hansel-Ritter“ mit einem Trunke edlen Weins im Gasthofe zur „Lilie“ geehrt. Dann ward der neue Ritter verpflichtet, möglichst wenig Wasser und viel Wein und niemals aus einem leeren Glase zu trinken, was man sich ja allezeit wohl gefallen lassen kann, und ihm in Gnaden verliehen der Fischfang auf der Lorlei und die Jagd im Rhein. Ja das Mittelalter liebte kräftige Witze und Späße! Im Matrikelbuche des Ordens aber stehen verzeichnet Friedrich V. von der Pfalz, der Böhmenkönig, Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen und andere hohe Herren, last not least, des Rheinlandes Sagensammler Karl Simrock.

Auf dem Rheinfels können wir die Befestigungskunst des Mittelalters studiren, die Bastionen und Wallgänge, die Thürme und Kellergewölbe; es hat das Pulver der Franzosen Anno 1797 nicht Alles vernichten können. 110 m hoch hebt sich des breiten Felsen Haupt über den Rheinstrom, auf dem vor sechs Jahrhunderten ein Kloster Mattenburg auf römischer Grundlage stand, das Anno 1245 Graf Diether III. von Katzenellenbogen in eine Burg verwandelte, von deren festgedrungenem Ringe aus er von den reichen Kaufherren den Rheinzoll erhob. Umsonst zogen sechs Jahre später 26 Städte mit ihren Reisigen vor die trotzige Festung, sie lagen ein Jahr lang ohne Erfolg davor. Wie manchmal ward von Fürsten und Bischöfen nun die starke Rheinfestung belagert und bestürmt. Ruhmvoll bleibt die Geschichte ihrer Belagerungen, und 1692 schlug ihr Kommandant von Görtz 34 Stürme des Marschalls von Frankreich, Tallard, mit seinen 28,000 Mann siegreich ab. 1758 kam vorübergehend die Sperre des Rheinthales, der Ehrenbreitstein des Mittelalters, in die Hände der Franzosen. Das Hasenpanier ergriff im Revolutionskriege 1794 ihr letzter hessischer Kommandant von Resius, und im Kanonenfieber zog er mit mehr als 3000 Mann Besatzung, ohne einen Schuß zu thun, so eilig ab, daß Kanonen und Pulvervorräthe, das Waffen- und das Proviantmagazin, Alles wohl versehen, der lachende Feind ohne Schwertstreich erhielt. Der gesprengte Raum ward als Domäne von den französischen Behörden für 2500 Frcs. veräußert, und 1845 brachte der jetzige deutsche Kaiser die Reste der stolzen Feste an sich. Die Trümmer umzieht im Norden das blühende Gründelbachthal und das verborgene Vergißmeinnichtthälchen; hier am Fuße des Rheinfels verbrachte der

Dichter Freiligrath Tage stiller Zurückgezogenheit, hier erlebte er im Freundeskreise mit Geibel und Schücking zusammen manche Stunde den Musen geweihter edler Thätigkeit. Der Blick von der Burgkapelle zeigt uns das stille Thälchen im grünen und tiefen Grunde — ein „Poetenwinkel am Rhein!"

Unterhalb St. Goarshausen führt das Hasenbachthal mit seinem murmelnden Bächlein am Fuße hochstrebender Felsenhäupter zur Ruine Reichenberg. Mitten in reizenden Anlagen, in einer Thalmulde, erhebt sich ein stolzer Bergfried, vor sechs Jahrhunderten von Graf Wilhelm I. von Katzenellenbogen erbaut. Im orientalischen Stile ward die Feste ohne Dächer mit zugewölbten Mauern aufgeführt, und des stolzen Schlosses Gewölbe trugen mächtige Granitsäulen.



Ruine Reichenberg bei St. Goarhausen.

Muthwille brach die Schönheit des Schlosses 1818. Noch zeugt von verschwundener Pracht die dreistöckige Doppelkapelle mit den eleganten, gegurteten Säulen und den reich gezierten Kapitälen. Leider sind die Zwischendecken durchbrochen, und wir wenden uns dem Portale zu, das zwei derbe Säulen aus Marmor tragen, die von Ingelheims Kaiserpalast hierher verschlagen sein sollen. Quien sabe? Ein einfacher Denkstein ist innerhalb der Pforte dem Wiederhersteller der Burg, dem 1867 verstorbenen Archivar Karl Habel, gesetzt. Der Kreisgerichtsrath Conrady ließ es dem auf der Miltenburg zu seinen lieben Todten gegangenen Onkel in dankbarer Erinnerung setzen. Von diesem kam die Burg an die Gräfin Mellin, die im unteren Gewölbebau eine kleine Alterthumssammlung von Truhen und Rüstungen, Fahnen und Gefäßen aufgestellt hat. Sie trägt seit Neuestem wieder den Namen Gräfin von Reichenberg.

Ueber die Höhe gelangen wir zum armen Dörfchen Patersberg. Ein reizender Blick auf den hochragenden Thurm der verlassenen Burg verleitet uns, den Blick öfters rückwärts zu wenden, und im Abendlichte schmeichelt sie des Gestirns scheidender Kuß. Von Patersberg, gelegen auf einem Vorsprunge des Westerwaldes, führt ein steiler, knieerschütternder Pfad hinab in das romantische Schweizerthal. Verfolgen wir seine Bächlein, so gelangen wir an einsamen Mühlen hinunter wieder nach St. Goarshausen; wir übersteigen aber die Thalschlucht und erklimmen im Schatten des Abends die jenseitige Höhe, die wir nach zehn Minuten im Zickzack erreichen. Vom nahen „Hühnenberg“ genießen wir ein einziges Panorama auf die Landschaft zu unseren Füßen. Gegenüber begrüßen wir den Hang des Hunsrücks mit seinen dunklen Forsten, den einzelnen Lichtpunkten der Ortschaften und dem „spitzen Stein“, der sich über die Plateauhöhe geradeüber von St. Goar erhebt. Tief unten flutet der Rhein, belebt von Dampfern und buntbewimpelten Seglern, und zur Rechten unter uns blicken die kühnen Trümmer der Burg „Katz“ herauf, während von links das massige Profil des Loreleifelsens finsteren Anblicks dräut. Von dem kleinen Tempelchen hier aus kann man so recht anschaulich den ehemaligen Zusammenhang der beiden Ufer sich vorstellen, bevor der Obersee des Rheines bei Bingen sich den Durchgang erzwang. Am Horizonte steht die Linie des Soonwaldes in engem Zusammenhange mit der Höhe des Taunus; eine sanfte Mulde verbindet hoch über dem jetzigen Niveau des Stromes die beiden Gebirgszüge. Das war ohne Zweifel das einstige Bett des Rheinstromes, der sich von dieser Höhe bis herab zu seinem jetzigen Stande wol 200 m tief eingefügt hat. Die Schatten des Abends lagern sich schwer herab auf die Uferlandschaft und das dunkle Strombett. Wir wandern abwärts vorbei an dem Beringe der Katz, hinab in das erleuchtete St. Goarshausen. Dort laßt uns im „Hohenzollern“ an der schäumenden Gabe des Gambrinus erlaben, hinabsehen auf den im Lichterglanz strahlenden, dumpfgurgelnden Strom, dessen Wassergeist sich wahrscheinlich ärgert, daß wir zufrieden sind, wie er mit dem eigenen Göttertranke. Noch einen Blick auf den geisterhaft im Mondenlicht jetzt erglänzenden Rheinfels, dann hinüber auf der Nußschale des Lokaldampfers nach St. Goar, um uns pflichtgemäß die Zähne an der Zähigkeit eines halbenglisirten Beefsteaks auszubeißen. Volenti non fit injuria sagen wir und trinken den sauren Tischwein dazu; warum mußt du, o Wanderer, immer in die Weite schweifen! —

Dem Rheinfels gerade gegenüber begrüßen wir sein früheres Vorwerk, die „Katz“, die Graf Johann III. 1303 erbaute. Kuno von Falkenstein, der gewaltige „Streiter vor dem Herrn“, Erzbischof von Trier, der Grenzfestung zum Trutze. Kunoberg und Peterseck war sie von ihm benannt, die ursprüngliche Deurenburg. Die „Maus“ hießen seine Nachbarn, die Grafen von Niederkatzenellenbogen, spottweise die kleinere Feste, aber vor Kuno mußten sich Katzen und Mäuse fürchten. Auf dieser Burg verstarb 1388 der streitbare Kirchenfürst, und in der Kirche von Wellmich deckt ihn der Grabstein. Die „Katz“ sprengten die Franzosen 1806, die besser erhaltene „Maus“ scheint dem gleichen Schicksal 1689 nach Horn's Vermuthung unterlegen zu sein. Hinter St. Goarshausen mündet in das Rheinthal das wildromantische Forstbachthal, auch Schweizerthal benannt wegen seiner Felspartien, und das enge Hasenbachthal führt nach der großartigen Ruine Reichenberg. Weiter unterhalb der steinernen Schönheit

der Gegend von St. Goar verflacht sich das linke Ufer, während das rechte noch seine Steilwände zum Strom sendet; die Flußbreite hat durchschnittlich 250 m. Zur Rechten liegt das Bergmannsdörfchen Ehrenthal, dessen Silberader durch das Bett des Rheines bis auf das linke Ufer führt, wo am Scheckenhofe die Silberschmelze betrieben wird. Ist hier ein Theil des Nibelungenhortes versenkt in den tiefen Rhein? — Eine Reihe kleiner Orte begleitet die ruhig fließende Flut an beiden Rheinseiten. Im Schmucke der reichtragenden Obstbäume ruhen am lachenden Gelände links Hirzenach und Salzig (Saliso), rechts Niederkestert und Kloster Bornhofen. Zu des letzteren gothischer Kirche wallfahren jährlich Tausende von Pilgern; das Kloster, gegründet vom Erzbischof Johann Hugo von Orsbeck an Stelle einer einfachen Klause, ward 1573 aufgehoben. Ueber dem weißen, im Schatten der Nußbäume gelagerten Klostergebäude ragen die Trümmer zweier geborstenen Burgen. Es sind die „Brüder“ Liebenstein und Sternberg, nur durch eine Bergsenke von einander getrennt. Sternberg war nach Simrock ursprünglich eine Reichsburg, die später an Trier kam. Das jüngere Liebenstein erbauten um 1260 die Ritter von Bolanden, und beide Burgen gingen eine Zeit lang später in die Hände der Grafen von Sponheim über. Sonst ist das Schicksal der Nachbarschlösser in ein verwirrtes Dunkel gehüllt; selbst ihre Zerstörung bleibt unbekannt. Die Sage haftete sich gleich Epheuranken um ihre Trümmerstätte. Von zwei Brüdern meldet sie, die bei der Erbschaftstheilung ihre blinde Schwester betrogen und nachher in Zwist geriethen und sich die tödlichen Geschosse in die Brust jagten.

Eine moderne Sage erzählt Horn von zwei Brüdern, die beide eine Jungfrau liebten. Der jüngere Glückliche ward Sieger, zog mit Konrad II. in den Kreuzzug und brachte eine reizende Griechin mit, anstatt der Braut daheim die Treue zu wahren. Den entstandenen Zweikampf endet die Erscheinung der betrogenen Jungfrau, die ins nahe Kloster Marienberg geht, während der ältere Bruder zu Bornhofen die Locken sich scheren ließ. Beiden um das Lebensglück Betrogenen aber läutete das Todtenglöckchen zur selbigen Stunde. Heine hat den Sagenstoff in seiner Art zu einem bekannten Gedichte verwandt. Es heißt darin:

„Oben auf der Bergesspitze
Liegt das Schloß in Nacht gehüllt;
Doch im Thale leuchten Blitze,
Helle Schwerter klingen wild.

Das sind Brüder, die dort fechten,
Grimmen Zweikampf wuthentbrannt!
Sprich, warum die Brüder rechten,
Mit dem Schwerte in der Hand? —

Gräfin Laura's Augenfunken
Zündeten den Brüderstreit.
Beide glühen liebestrunken
Für die adlig holde Maid.

Welchem aber von den Beiden
Wendet sich ihr Herze zu? —
Kein Ergrübeln kann's entscheiden:
Schwert heraus, entscheide du! —

Und sie fechten kühn verwegen,
Hieb auf Hieb herniederkracht's.
Hütet euch, ihr wilden Degen,
Grausig Blendwerk schleicht des Nachts!

Wehe! Wehe! Blut'ge Brüder!
Wehe! Wehe! Blut'ges Thal!
Beide Kämpfer stürzen nieder,
Einer in des Andern Stahl.“ —

Hinter den Klostermauern erscheint im Vordergrunde das Dörfchen Kamp mit seinen Obstkulturen. Tausende von Kollis mit Früchten aller Art gehen von dieser Stromgegend den Rhein hinunter nach Holland und England, wo man mit großem Appetit die süßen Kirschen und die saftigen Birnen verspeist.

Noch eine Bodenwelle ist zu umgehen, und im Sonnenschein liegt die Blume des Landes vor uns, hingelagert auf erweitertem Uferrande, das blühende Boppard. Eine Villenreihe stattlicher Sitze der Musen und des Bacchus empfängt uns am Eingang. Gebräuntes Mauerwerk erinnert an das römische Bondobriga; die Gußmauern ließ gegen 369 dem Kastell zum Schutze Kaiser Valentinian hier aufrichten — die letzte Wehr gegen den ripuarischen Franken! In der Mitte der Stadt auf einem Felsenblocke stand später die „Königsburg" der Frankenkönige; den Königshof bewohnte der Gaugraf im Trechirgau. Burgmannen waren lange Jahre die tapferen „Beyer von Boppard", deren Denksteine im Portal des Weinberges stehen, mit Eisenpanzer und Schnabelschuhen. Im 14. Jahrhundert wehrte sich die Reichsstadt hartnäckig gegen Balduin, Erzbischof von Trier, der die „Spießbürger" „jochbändig" machen wollte; doch diesmal und später im Kampfe mit Erzbischof Johannes zerrann der Traum von Selbstherrlichkeit. Den Markt der Stadt schmückt die schöne Pfarrkirche, die ihren Ursprung dem Anfang des 13. Jahrhunderts dankt. Den fünfeckigen Chor mit romanischer Galerie flankiren zwei hohe Thürme mit achtseitigen Spitzdächern, die früher durch einen Brückenbau verbunden waren. Unterhalb der Galerie wechseln von Pilastern getragene Rundbogen mit Spitzbogen ab, ein Uebergang vom romanischen zum gothischen Stil, den auch das spitzbogige, noch primitiv gehaltene Innengewölbe des Hauptschiffes aufweist. Ohne Zweifel gehört deshalb die Pfarrkirche St. Severus zu den interessantesten Kirchen des Rheinlandes. Durch einen mittelalterlichen Thorbogen mit einem Hauswappen „zur Krone" gelangt man an den schattigen Rheinkai, wo die Dampfer und Segelboote landen. Im „Rheinischen Hof" laßt uns den Bopparder „Hamm" probiren, der ringsum am Berggelände reift. Ein starker, duftender Rießling; süßer als sein Bruder zu Bacharach mundet er vortrefflich der durstigen Kehle, und magst du mit dem „Dichter von der Lahn" sprechen:

„Ihr edlen Winzer dort am schönen Rhein,
Sollt's euch an Fässern und an Flaschen fehlen,
So möcht' zur Füllung ich mich selbst empfehlen,
Mein Durst ist groß und viel geht in mich 'nein!"

Nun prosit dazu! Wir steigen während der „Füllung" nach Südwesten den stattlichen Marienberg hinan, wo die marmornen Bassins mit des Hunsrücks blauer Wasserflut sich füllen, und so manchen blasirten Kopf die Kaltwasserheilanstalt zur Raison gebracht hat, die Dr. Schmitz 1839 auf dem Baue eines hochadeligen Damenstiftes errichtet hat. Die Veranda bietet eine köstliche Aussicht auf die Landsitze, die giebeligen Häuser, den gewaltigen Strom, die Ortschaften Kamp und Filzen. Das ozonduftende Thälchen des Osterborns hinauf, in dem die zahlreichen Kurgäste vergnüglich promeniren, führt uns ein Schlangenweg hinauf zum Eisenbolzer Köpfchen, der unter dem Pavillon mit seinen 180 m Meereshöhe einen hübschen Blick auf die Plateaus zu beiden Seiten des Rheines und auf die waldbedeckten Kämme des Hunsrücks gestattet. Der Abstieg führt an geschmackvollen Villen vorbei, die bis zu dem nördlich der Stadt gelegenen „Mühlbad" sich am Rhein hin erstrecken. Ist doch Boppard mit seiner milden Luft und seinem Ensemble von Wald und Wiese, Strom und Thal zum Rendezvous der aus Fortuna's Füllhorn beschenkten Rheinländer geworden! Hoch oben herab winkt auf steil zum Strom abstürzender Wand ein Aussichtstempelchen.



Boppard.

Doch die Sonne brennt zu stark in den tiefen Thalkessel hinein, und so ziehen wir vor, von hinten her mit einer kurzweiligen Wanderung durch das buchengeschmückte Mühlenthälchen „langsam, aber sicher“ auf den Bergkamm zu gelangen. Manchen heißen Schweißtropfen kostet auch hier der in Serpentinen stark steigende, überall mit geschmackvollen Wegweisern versehene Pfad.

Nur wenige Schritte Breite mißt oben der steil nach Osten abstürzende Bergkamm. Hinter uns liegen die Schluchten des Hunsrücks, vor uns ein Panorama, das an den Rigi und den Vierwaldstädter See gemahnt. Die Doppelbiegung des Rheins ist hier so stark und der Berg so weit vorgebeugt, daß der Stromlauf in vier Seen zerschnitten erscheint. Nach Südosten liegt Kamp mit seinem Seestück, zu unseren Füßen links Boppard, rechts Filzen mit ihren Stromtheilen, und gen Nordosten taucht am vierten Rheinsee Oster-Spay mit Schloß Liebeneck auf. Ein prächtiges, eigenartiges Bild von diesem „Vierseenplatz". Der Weg bringt uns an den Sattelkamm zurück. Ein aus Erde und Rasen gewölbter Wall, über den der Pfad führt, sperrt vor uns das dahinterliegende Plateau hermetisch von dieser Seite ab, auf den übrigen Seiten umzieht es die scharfgeschnittene Bergwand. Noch reicht der 20 Schritte lange Absatzwall über Mannshöhe, und keinem Zweifel kann es unterliegen, daß die „alte Burg", die er abschneidet, in den Zeiten der Plünderung und der Kriegsdrangsal den Bergeort der ringsum liegenden Ortschaften bildete. Schon zur Römerzeit mögen die Bondobriger, wenn die Specula zu Oster-Spay drohende Annäherung von Feinden meldete, auf die Höhe der „alten Burg" ihr Vieh und ihre beste Habe geflüchtet haben. Noch zur Franzosenzeit, so meldet die Tradition im Mühlbad, hätte der Bergrücken ängstlichen Umwohnern und ihren Herden Schutz geboten. Das jetzt verfallene „Butterloch" auf der Ostseite des Berges soll damals noch zur Fabrikationsstätte von Butter gedient haben. Im Mittelalter mag hier oben der conventus latronum, der Straßenräuber Sammelplatz, gewesen sein, von dem schon die Chronisten zu Barbarossa's Zeit berichten und an dessen Fuß bis auf unsere Tage dem ehrlichen Menschenkinde eine Gänsehaut den Rücken hinablief. Der Bergrücken bringt uns an einem viereckigen Loche vorüber, das offenbar als Wachposten diente, zum Aussichtstempel. Der Wind bläst die Backen auf, eine wahre Windsbraut läßt auch uns ein Gänsehäutlein aufkommen, und halb kletternd, halb springend geht es den Weg hinab, der eher zum Himmelreich als zur Hölle führen könnte, so steil, so ausgewaschen, so gefährlich ist sein Begang. Alpenstöcke sind hier entschieden Damen und ungeübten Bergsteigern anzurathen. Sonst gilt aber das Wort Scheffel's von diesem Räuberwege:

„Wer keuchend in den Knieen zittert,
Thut besser es gemalt zu seh'n."

Nach einer kleinen Herzensstärkung vertrauen wir uns dem Fährmann an, der uns in Filzen, dem Gegenüber von Boppard, sicher und schnell nach rheinischer Schifferart landen läßt. Wir steigen dann, ermüdet von der „alten Burg", in die Nassauische Bahn über und fahren vorbei an den drei Spay, Oster-, Ober- und Nieder-Spay, über deren Namen die rheinischen Gelehrten noch nicht einig sind, ob er von specula = Warte, oder von spaw = Mineralbrunnen (vgl. Spa am Niederrhein) abzuleiten wäre. Für letztere Erklärung, die von Minola herrührt, spricht der nahe Dinkholder Brunnen, der gegenüber von Ober-Spay aus dem Felsen sprudelt. Die Ortschaften hier sind alle gehüllt in weißen Blütenflor, der, hier am breiteren Gelände in besonderer Ueppigkeit prangend, dem Wanderer süße Düfte zuführt. Wir grüßen das freundliche Schlößchen Liebeneck über Oster-Spay, wo man zweimal den ausbiegenden Strom erblickt, der den freundlichen Ort und das Schlößchen der Neuzeit liebend im Halbkreis umzieht. Unterhalb des dritten Spay wird der Strom wieder breiter; zur

Rechten auf spitzem Fels grüßt die freundliche Martinskapelle, und hoch über Straße und Strom, wie ein zum Himmel schwingender Aar, beherrscht die Landschaft ein hohes Schloß die **Marksburg**. Der Zugführer meldet schnarrend: **Braubach**, und froh verlassen wir den Zug, der pustend zum Lahnthal enteilt.

Es ist ein alterthümliches Städtchen, das Braubach, das schon von König Rudolf die Rechte einer freien Reichsstadt erhielt. Die frühere Bedeutung gab dem durch epheubedeckten Thurm mit der Marksburg zusammenhängenden Landstädtchen der Schutz der hochthronenden Feste. Unter ihren Fittichen landeten im sicheren Port die Fahrzeuge hier am Ufer, um Wein und Waaren den Strom hinab zu bringen, die über Mainz und Wiesbaden, den Rücken des Taunus führend, die alte Straße her transportirt waren. Die Trennung Hollands vom Reiche Mitte des 17. Jahrhunderts, die Sperrung des Rheinstromes, die Abgeschlossenheit der Binnenlande vom Meer ließ allgemach die reichfließende Quelle des früheren Wohlstandes versiegen, und aus blühenden Städten wurden unbedeutende Flecken. Dies auch das Schicksal der Häuserreihen, über deren Häuptern wir jetzt am Nordhange des Bergkegels der Marksburg sinnend stehen. Die Burg dort droben ist die einzige aus dem Mittelalter gerettete Feste. Doch leer und öde sind die Hallen und Säle; im Hofe drohend zum Rhein gewandt, stehen verrostete Kanonen, zum Theil aus der Schweden=, zum Theil aus der Franzosenzeit. Auf castrum Brubach, dem Braubacher Schloß, fand schon Kaiser Heinrich IV. 1105 auf seiner Flucht von Burg Klopp kurzdauernde Zufluchsstätte. Von hier, der Schutzwehr der Lahngaugrafen für Braubach, entkam der Salier den Häschern nach Hammerstein unterhalb Andernach. Später gelangte die Feste an das Haus der Grafen von Arnstein, von diesen auf die Grafen von Eppstein. Seit Ende des 13. Jahrhunderts war castrum Brubach ein sogenanntes „Gauerbenhaus“. Mehrere Geschlechter trugen einzelne Theile des Schlosses zu Lehen; manch solches Burglehen bestand in einem — Kämmerlein. Eine Zeit lang gehörte die Burg dem Kurfürsten von der Pfalz als städtisches Lehen. Wichtig war die Burgstelle wegen der Nähe des Königsstuhles zu Rhense. Mainz saß auf Lahneck, Trier auf Stolzenfels, Köln zu Rhense. Nach der von Philipp von Katzenellenbogen 1437 erbauten St. Markuskirche ward das Schloß Marksburg benannt. Im 17. und 18. Jahrhundert gehörte die von Johann dem Streitbaren besonders wehrhaft gemachte Feste zu Hessen=Darmstadt. Von 1803 bis 1866 war sie im Besitze des Herzogthums Nassau, und in ihren Räumen seufzten Staatsgefangene und krempelten Wolle. Die Räume der 210 m über dem Meere erbauten Burg stehen jetzt mit Ausnahme weniger an einige romantische Einsiedlerinnen vermietheter Gelasse leer, die Säle liegen halb verschüttet im Dunkeln; besser eigentlich noch ganzer Ruin als dieses Zwitterding zwischen Schloß und Trümmerhaufen, zwischen Leben und Sterben!

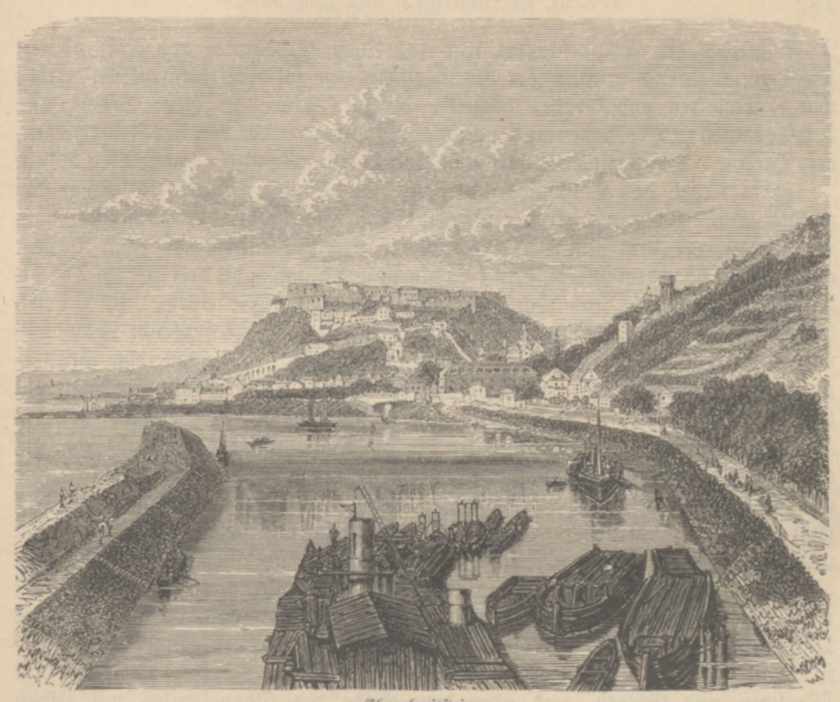
Vom höchsten Wartthurm bietet sich dem Besucher eine umfassende Rundsicht. Dem Gebirge zu scheidet ein Wiesenthal den Felsen der Burg von den nächsten Höhen. Da unten und an den Bergen gegenüber arbeitet eine Silberschmelze, und eigenthümlich betrachten sich die hohen Fabrikschlöte im Thale und die langweiligen Gebäude. Der Berghang nordöstlich der Marksburg ist ganz unterhöhlt von früheren Bergwerken, erklärt uns der freundliche Führer; die Wohlhabenheit und Betriebsamkeit, die früher Braubach auszeichnete, wird so erklärlich. Aber die Silberadern sind versiegt, und fremdes Gestein wird unten im Thale verpocht.

Nach Norden verschwimmt der Blick am Horizonte, da liegt am schimmernden Strom die weiße Johanniskirche, Schloß Stolzenfels erscheint als heller Punkt, und dahinter blauen die Kegelberge der gezackten Eifel. Am linken Ufer lugen Brey und Rhense aus dem Blütenwald hervor, auch dort drüben gewann man im Mittelalter das geschmeidige Silber aus den Thonschieferfelsen, jetzt formt man dort aus Traß und Kalk die weißen, sogenannten „Sandsteine“. Ueber das grüne Hochplateau drüben, über das der Blick schweift bis zu den bleichen Moselhöhen, zog die alte Straße, die, von Rhense nach dem Jakobsberger Hofe oberhalb Boppard ziehend, dem Schiffspassagier früher erlaubte, zwischen Koblenz nach Boppard aus einer Fahrt einen Gang zu machen. Noch immer kam er eher zum Genuß eines frischen Trunkes nach Boppard, als die von Pferden geschleppte „Eiljacht“ im Hafen einlief. Jetzt geht es freilich rascher, doch bieten auch die Restaurationen der Dampfer ein gutes Tröpfchen, und wenn wir jetzt auf der grünen Veranda den sauren Braubacher hinunterschlucken, so gedenken wir sehnsüchtig der Salons auf den Schnelldampfern, die gleich dem flüchtigen Reh den Strom hinab und hinauf ihre Kreise ziehen.

Am Koppenstein vorüber und der Wenzelskapelle, wo die deutschen Fürsten am 20. August 1400 den Zechkönig Wenzel des Thrones entsetzten und den frischen Pfalzgrafen Ruprecht zum König erwählten, führt die zwischen Strom und Berg eingeschlossene Straße in Bälde nach Oberlahnstein. Den Gruß spendet dir hier Lahneck am Stolzenfels, und des schmucken Kindes, das hier dem Vater Rhein in die Arme stürzt, freuen sich die beiden Burgen, welche der Kunstsinn unserer Tage nach der Väter Ueberlieferung und in des Mittelalters Formenzier aus Ruinen hat auferstehen lassen. Am Rhein und an der Lahn dehnen sich die Stapelplätze aus für Tausende von Ladungen an Braun- und Eisenstein. Pyramiden kernigen Holzes bringt mit dem Gestein das Oberland der anmuthigen Logana, und Handel und Wandel haben hier im Kreuzungspunkte der Wasserwege und der Bahnstraßen ihren festen Sitz aufgeschlagen. Man sieht hier nicht, wie weiter oben, in die besorgten Gesichter der Winzer, die dem Herbste unmuthig entgegenblicken.

Die Straßen belebt am dämmernden Abend noch frohes Feiertagsleben. Hier singt eine frohe Schar von Turnern Lieder von Liebe und Wein in die weiche Abendluft hinaus, am Eck plaudern gemüthlich von Zeit und Wetter grauköpfige Alte, und mitten über die Straße ziehen die Mädchen ihre Guirlanden und spielen mit Kindeslust, wie es die Vorfahren schon vor Jahrtausenden gethan. Im Kreise hier erzählt ein muskelstarker Füsilier vom Leben in der Kaserne, und dort treiben muntere Knaben ihren wirbelnden Reif und necken sich mit Hund und Katze. Wer gedenkt dabei nicht der Verse Gottfried Kinkel's, deren Wohllaut in „Otto der Schütz“ vom Rheine sich also kundgiebt:

„O fröhlich Leben an dem Rhein,
Gespeist von Kraft, getränkt von Wein,
Wie grüßest du in Sommerluft
Unsterblich jung des Dichters Brust!
So lang' noch steh'n die Felsenhallen,
Wird rheinischer Gesang erschallen!
So lang' der Strom mit stillem Gang
Die Wimpel führt das Thal entlang,
Wird Liebe jubelnd ihn befahren
Und ew'gen Jugendmuth bewahren!
So lang' noch rauschen diese Wälder,
Und grün noch steh'n die fetten Felder,
So lang' sich Trauben röthlich färben,
Wird nicht dein froh Geschlecht ersterben!“



Ehrenbreitstein.

Koblenz, Ehrenbreitstein und Umgebung.

Stolzenfels. — Ems. — Die Fahrt ins Lahnthal.

Die blauen Wellen der schon von Ausonius vor anderthalb Jahrtausenden gepriesenen Mosella herab haben wir mit hellen Augen den Reiz ihrer Weinorte und ihrer Burgen gemessen. Windung um Windung brachte uns der Dampfer von Trier herunter nach Hatzenport, wo ehemals die Chatten ihren portus an der Mosel fanden; zu Alken und auf Burg Thurant sind wir dem Rheine nach Osten zu nicht mehr fern; über den Horstkopf bringen uns wenige Stunden über das Gebirge nach Boppard. Auf der Höhe treffen wir die alte Hunsrückstraße an, die über Waldesch zum Kühkopf sicher führt. Hier ziehen wir auf altklassischem Boden hin; dieselbe Straße auf der dominirenden Höhe zwischen Mosel und Rhein zog vordem der Römer, wenn er direkt und rasch von Bingium nach Antumnacum (Andernach) und Colonia Agrippinae (Köln) marschiren wollte. Die Mosel überschritt dieser Straßenzug bei Güls und gelangte dann über Rübenach und Kettig nach Andernach durch den östlichen Theil des fruchtbaren Mayenfeldes. In Sprache und Kunst, in Literatur und Wissenschaft stehen wir nicht nur noch vielfach auf den Köpfen der Römer, sondern in den Straßenrouten, besonders am Rhein, stehen wir vielfach auch auf ihren Füßen. Hier oben bestand nach den Untersuchungen des Straßenentdeckers

J. Schneider der Straßenkörper nur aus einem Erddamme und einer oberen Kieslage, während drunten am Rheingestade eine solidere Konstruktion nöthig war. Schanzen und Gräben begleiten die alte Trace zu beiden Seiten, wie von Cohausen zu Wiesbaden und Scheppe zu Boppard in den Bonner Jahrbüchern, dem Organe des rheinischen Alterthumsvereins, überzeugend nachgewiesen haben.

Am Kegel des Kühkopfes oberhalb von Schloß Stolzenfels endigt der waldige Hunsrück, unser treuer Begleiter von Bingen her, eingeschlossen vom Geschwisterpaar, dem Rhein und der Mosel. An der Luisenlinde, nach Dechen, circa 380 m über dem Meere, blickst du hinein und hinab in die drei grünen Thäler, die ihre Fluten links und rechts der beherrschenden Höhe einen. Vom Osten kommt das fröhliche Kind des Hessenlandes hergezogen, die hüpfende Lahn, und von Südwesten her umschlingt den vorspringenden Kopf die geschmeidige Gliederpracht der reifen Mosella, während tief unten seine Wogen rollt der manneskräftige Vater Rhein. Noch höher hinauf zum Gipfel des Berges und zu Füßen ruht vom Wogenband umzogen die Stadt, der alle Straßen und Schienen, alle Gewässer und Hänge ringsum zustreben, „im grünen Kranz“ Koblenz, die alte Römerstadt, das neue Militärlager. Gegenüber auf steil ansteigendem Fels ruht der amphitheatralisch gebaute Ehrenbreitstein mit seinen weißen Wänden und seinen flachen Dächern. Und den Rheinstrom überspannen drei Brücken, die wie Fäden von oben aussehen, während die Mosel zwei dieser Bauwerke trägt, die neue Eisenbahnbrücke aus purem Eisen und das alte Denkmal des Mittelalters, die steinerne Moselbrücke. Darunter segeln Dampfer und Boote stromauf, stromab; an den Ufern winden sich gleich Raupen die Züge mit Menschen und Gütern, und über dem Bilde des Doppelthales mit seinen Bastionen und Thürmen, seinem Leben und Treiben wölbt sich der große Resonanzboden des blaustählernen Himmels! —

Die Allee führt uns zu der noch über 156 m meereshohen Karthause, die gerade über der Stadt ihre Kanonenluken öffnet. Hier hält die Garnison ihre militärischen Uebungen ab; und im Angesichte den Doppelstrom und die waldigen Höhen des Westerwaldes muß es ein wahres Vergnügen sein nach rechts zu schwenken oder in Sektionen links abzubrechen. Ueber die Hunnenhöhe, die letzte Erhebung des Hunsrücks, die ohne Zweifel von dem Heunen, dem Bergriesen, den Namen trägt, kommen wir an der Feste Alexander und dem Fort Konstantin vorbei, die zu dritt mit der Karthause die Ecke des linken Rheinufers als vorgeschobene Posten kampfbereit schützen. Das Löhrthor, links und rechts flankirt von Bastionen, deren Geschütze eben zur Uebung von rheinischen Rekruten bedient werden, danach eine breite Ronde, nimmt uns auf, und von hier ziehen die Straßen nach Osten zum Rhein und zum Schloß, nach Norden zur Burg und zur Moselbrücke. Wir schlagen den zweiten Weg ein, der uns durch eine enge, außerordentlich von Civil und Militär belebte Straße führt. Rechts bleibt der höchste Punkt der inneren Stadt liegen, den die Liebfrauenkirche einnimmt mit ihrem aus romanischen und gothischen Bestandtheilen gemischten Bau. Hier mag auf der Landspitze zwischen Mosel und Rhein vor zwei Jahrtausenden die erste Ansiedlung der halb gallischen, halb germanischen Trevirer gestanden haben, zu deren Gebiet noch das Mayenfeld und die Gegend bis Andernach gehört haben muß. Auf und neben dieser vorgeschichtlichen Ansiedlung gründete Drusus eines der 50 Kastelle. Der strategisch wichtige Punkt, gleich geeignet

zum Angriff gegen die kriegslustigen Sueven wie zur Vertheidigung gegen Gallier und Germanen, mußte von Anfang an dem Blicke der Südländer aufgefallen sein. Das Kastell, Confluentes genannt nach dem Zusammenflusse der beiden Ströme, fand noch Julianus Ende des 4. Jahrhunderts erhalten, wie uns sein Chronist Ammianus vermeldet. Karl der Große hielt 807 in dem frühzeitig dem Christenthum gewonnenen Platze einen Gerichtstag ab. Hier in der Nähe auf dem Mayenfelde, jenseit der Mosel, rangen dann die beiden Söhne des großen Franken, Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche, um das Primat im Rheinlande. Ein Jahrzehnt später zogen die Recken des Nordens, die Normannen, mit Feuer und Schwert den Rhein hinauf und verbrannten die Hütten der Stadt so gut wie die von Kreuznach und Worms. Heinrich II. schenkte das Städtchen mit der merovingischen Burg auf dem Ehrenbreitstein an den Erzbischof von Trier, der von diesem Kardinalpunkte aus vortrefflich seinen Landbesitz vertheidigen konnte. In der seit 836 bestehenden, vom Erzbischof Hatto gegründeten St. Castorkirche ward 1138 der Staufe Konrad III. zum deutschen König erwählt, der Erbe der Salier, der Vorkämpfer der Ghibellinen. Den festen Mauerring erhielt Koblenz an der Mosel, wie es sich in den Urkunden nennt, in den Kämpfen der Bürgerschaft gegen das Erzstift und die benachbarten Raubritter. Der mächtige Erzbischof Balduin gründete 1348 die Moselbrücke auf Grund römischer Fundamente und verwandte dazu die dunkle Basaltlava aus der Eifel. Spanier, Schweden und Kaiserliche brandschatzten im 17. Jahrhundert Stadt und Land, wie überall am Rhein. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts erhielt die schwer geprüfte Stadt einen neuen Schmuck in dem an der Rheinseite aufgebauten Residenzschloß, das Erzbischof Clemens Wenzeslaus errichten ließ. Ende des 18. Jahrhunderts ward Koblenz zum Sammelpunkt des vertriebenen französischen Adels; sprüchwörtlich ward damals die „voyage à Coblence“. Damals, als hier dieser sittenlose Adel dominirte, geschah es, daß der Graf Artois eines schönen Tages einen Schieferdecker vom Dach herabschoß, um seine Schießkunst zu erproben. Es war ein Nachkomme des großen Königs, dessen Generäle die schönsten rheinischen Burgen sprengten, blos um ihre Rekruten an den Pulverdampf zu gewöhnen. Saubere Gesellschaft, und gut, daß die blanken Kanonen auf der Karthause und dem Ehrenbreitsteine solche Probirkünste mit einer allen Völkern verständlichen Sprache verbieten. Seit 1799—1814 ward Koblenz Hauptstadt des französischen Rhein- und Moseldepartements. Ihr letzter Präfekt Jules Doacan ließ den quadratischen Castorsbrunnen errichten mit der Inschrift: „An MDCCCXII mémorable par la campagne contre les Russes.“ Als der russische General am 1. Januar 1814 in der Stadt einrückte, ließ er die Prahlerei kontrasigniren mit der Gegeninschrift:

„Vue et approuvé par nous, commandant russe
de la ville de Coblenz. Le 1. Janvier MDCCCXIV.“

Seit 1815, nach dem Wiener Frieden, ward hier die Regierung der preußischen Rheinprovinz installirt, und 1879 feierte man enthusiastisch die Vereinigung mit der deutschen Vormacht. Zwei Eisenbahnbrücken waren über Mosel und Rhein seit 1864 vollendet, die dritte, welche Berlin mit Metz in direkte Verbindung setzt, steht seit 1879 vollendet da, und die Rhein- und Moselstadt, die schon an 30,000 Einwohner zählt, hat sich als Knotenpunkt für militärische und

politische Interessen, als Centrum für die Reize des Rheinlandes nach allen Richtungen, besonders nach Süden, ausgedehnt.

Eine größere Ausnutzung der Gunst der Lage, die nächst Bingen und Mainz, Köln und Straßburg keiner Stelle am Rhein zukommt, verhindert wol ihre Bedeutung als militärische Lagerstadt. Kann die Festung doch an 100,000 Mann aufnehmen, lagert hier doch der vierte Theil des Belagerungsparkes des Deutschen Reiches, und bildet sie doch mit Köln, Mainz und der elsässischen Hauptstadt die Westfront des gewaltigen Gürtels, der mit eisernen Ketten das neue Reich umschließt! — Das Handelsemporium, wird allerdings die Colonia Agrippinae, das nahe Köln am Rhein, bleiben; Mars und Mercur sind hier Rivalen, und die Mosellinie als Hinterland ist zu zerrissen und gebirgig.

Den Florinsmarkt, der die Löhrstraße nach Norden zu aufnimmt, ziert die Pfeilerbasilika der Florinskirche, deren Schutzpatron zugleich als der aller Christen und Juden der Stadt verehrt wird. Noch steht im Schmucke der dicken Thürme die erzbischöfliche Burg, deren Bau seit 1280 Heinrich von Vinstingen begann. In ihren Mauern stiftete 1608 Kurfürst Lothar von Metternich — Metternich, ein naher Weinort — mit den Kurfürsten von Mainz und Köln die heilige Liga, die nachher mit Thätlichkeiten der evangelischen Union entgegentreten sollte. Jetzt haust in den Räumen des romanischen Burgbaues eine solide Blechfabrik. Sic transit gloria mundi! Durch das finstere Moselthor mit seinen geschwärzten Zinnen treten wir hinaus auf die bogengewaltige Moselbrücke. Den Bau stützen 14 Bogenpfeiler, und in einer Länge von fast 325 m verbindet sie die beiden Moselufer mit einander. Vormals lag drüben die Vorstadt Lützel-Koblenz, d. h. Klein-Koblenz, doch von ihrer Existenz ist nur der Name geblieben.

Von der Höhe des Dörfchens Metternich, das dem Bischof von Trier und dem Lenker der Geschicke des Donaustaates den Namen gab, führt eine Wasserleitung durch die Brücke zur Stadt, die auch sonst keinen Mangel an gutem Quellwasser hat; ca. 1200 m ist die Leitung lang. Die Moselbrücke leitet den Blick stromaufwärts zur Gitterbrücke, deren Thore soeben der Kölner Zug mit rasender Eile durchfährt. Zur Rechten ragt der Petersberg empor, dessen Spitze das Vorwerk nach Norden, die Feste Franz, deckt und krönt. Die Mosel abwärts ruht der Blick auf der Koblenzer Altstadt, der ganzen alterthümlichen Moselseite. Zunächst die alte Burg, vordem das Reduit der Römer, dann der Palast der fränkischen Könige; an sie reiht sich das Kaufhaus im Schmucke zierlicher gothischer Erker, das Rathhaus der Stadt durch vier Jahrhunderte, jetzt der Sitz der Gewerbeschule. „Am deutschen Eck", wo sich Mosel und Rhein in ruhiger Majestät vereinen, liegt als letztes Denkmal der Moselstadt das Deutsche Ordenshaus, aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, ein massiver Bau, in dessen Sälen jetzt Proviant für das 8. deutsche Armeecorps aufgespeichert liegt. — Fröhliche Koblenzer wandern nach Moselweiß, wo man vortrefflichen Moselaner Landeswein bekommt; schmucke Dirnen vom Strande des lieblichen Stromes ziehen herein auf den Markt, den Korb auf dem von dunklem Haar umgebenen Haupte, dessen Knoten malerisch ein silberner Pfeil ziert. Hübsche, schlanke Gestalten diese Mädchen und Burschen von Winningen und Mayfeld, die Butter und Eier, Blumenkohl und Frühobst den leckeren Städtern zum Kaufe bringen! Gut gerathen ist hier die Mischung zwischen Galliern und Germanen, zwischen Welsch und Deutsch, zwischen Chatten und Trevirern!

Die Castorstraße führt uns gerade vom Florinsmarkte zum vielthürmigen Kreuzbau der Castorskirche. Frei erhebt der über tausendjährige Bau, vor dessen Altar schon Ludwig der Fromme seine Kniee gebeugt hat, seine abgeschrägten romanischen Doppelthürme zum blauenden Himmel. Leider verdirbt der bisherige rosenrothe Anstrich den architektonischen Eindruck des ursprünglich auf einer Rheininsel erbauten Domes. Ein Marmorgrabmal der Zopfzeit bewahrt im Innern die Gebeine der heiligen Riza, der Tochter Ludwig's des Frommen, die einstmals, Gottes Wunder vertrauend, auf den Wellen wandelnd hierher ohne Gefährdung gelangte an den heiligen Strand. Im gothischen Sarkophage ruht weiter oben das Sterbliche des priesterlichen Helden, des Erzbischofs Kuno von Falkenstein, der 1388 verblich.



Königliches Residenzschloß zu Koblenz.

Das auf Goldgrund innerhalb der hochgehenden gothischen Blenden gemalte Bild: die Kreuzigung Christi, wird von den Kunstkennern dem mittelalterlichen Meister Wilhelm von Köln zugeschrieben. Zwar kündet kein Monogramm des Meisters Namen, doch Zeichnung und Farbe geben dem Maler auch ohnedies den Meisterrang. Gegenüber schläft in seinem Sarkophage Erzbischof Werner von Königstein, des Kuno Nachfolger. Wandfresken und Oelbilder, Schnitzereien und Reliquienkästen zieren dies Cimelium des Bisthums; ein wunderthätiges Gnadenbild schaut dort mit anziehender Lieblichkeit herab, hier hat ein Schüler Rubens' seine Kreuzabnahme meisterhaft abkonterfeit. — Wir verlassen den ehrwürdigen Bau und gelangen rasch über die Pulsader der Stadt, die

Rheinstraße, mit ihren geschmackvollen Läden und hohen Giebeln durch die enge Karmeliterstraße auf den Clemensplatz.

Den weiten Platz ziert eine hohe Brunnensäule, die 19 m hohe Clemenssäule, dem letzten Kurfürsten von Trier zu Ehren errichtet. Ein mit prächtigen Kastanienbäumen bepflanzter Platz, wo die Offiziere der eleganten Gardehusaren ihre Reiterkünste zeigen, wo die schöne Welt der lebenslustigen Stadt promenirt, führt uns im kühlen Schatten zum königlichen Residenzschloß.

Mit einem Aufwand von 1 Million Gulden ward es im Renaissancestil 1778—1786 vom letzten Kurfürsten erbaut. Die Franzosen benutzten den Prachtbau als Lazareth und Kaserne. König Friedrich Wilhelm IV. ließ das Schloß 1845 neu herrichten, und seitdem diente es längere Zeit dem jetzigen Könige und seiner hohen Gemahlin zum längeren Aufenthalte. Fast alle Jahre besucht die jetzige Deutsche Kaiserin ihr liebes Koblenz und bewohnt die oberen Geschosse. Zwei weit im Halbkreis vorspringende Flügel schließen den Schloßplatz ein, dessen Mitte die klassische Marmorgruppe „Rhein und Mosel“ reich dekorirt, ein Werk des Koblenzer Künstlers Christian Hartung. Die Parterreräumlichkeiten bilden die Dienstwohnung des jeweiligen Oberpräsidenten der Rheinprovinz. Zwei kolossale Bronzelöwen bewachen den Aufgang zum Obergeschoß. Das Hauptportal des Schlosses schmückt ein Peristyl von acht ionischen Säulen, sechs dergleichen stützen die Rheinfront. Den Empfangssalon der Kaiserin ziert ein Frescobild von Tick: „Nacht und Morgen“, ferner gute Porträts des letzten Kurfürsten Clemens, dessen Bronzestatue uns schon im Erdgeschoß begegnet ist, des großen Friedrich, des Kronprinzen und anderer Mitglieder der erlauchten Familie der Hohenzollern. Der Thronsaal erglänzt pomphaft in rothem Damast; im Gobelinsaal bewundern wir die prächtigen Wandtapeten, ein Geschenk Ludwig's XVI. an den „alten Fritz“. Eine imposante Aussicht auf Strom und Gebirge bieten die hohen Fensterbögen des hellschimmernden „weißen Saales“. Die Kleinodien der Rheinlande sind vereinigt im Kurfürstensaale. Die Wände bedecken die steifen Porträts der Trierer Kurfürsten, den Raum nehmen ehrwürdige Rococomöbel ein, dann rheinische Kunstwerke, Kupferstichsammlungen, das Prachtalbum der Düsseldorfer Künstler, der einfache Schreibtisch Friedrich's des Großen, alte und neue Pläne von der Stadt Koblenz, einzelne Kostbarkeiten. Unter letzteren fesselt unsere Aufmerksamkeit ein gewundener goldener Halsreif. Er ward beim Bau der großen, dritten Eisenbahnbrücke der Berlin-Metzer Bahn im Rheingerölle mannstief aufgebaggert. Daneben lagen an der Insel Oberwerth deutliche Reste primitiver Wohnungen mit zerbrochenen Riesentöpfen, mit Mahlsteinen aus Niedermendiger Lava, sogenannten Kornquetschern, und mit geschliffenen Steinwerkzeugen. Der Armreif ist von feinstem Golde und schmückte wol den Hals einer hochstehenden Jungfrau vom Stamme der halbgermanischen Trevirer. Der rheinische Torques ward wol aus dem Golde des Rheines kunstvoll für damals gedreht, und der Strom hat ihn der Königin und Kaiserin zum Minnegeschenk gegeben, die wieder nach Jahrhunderten der Abwesenheit der deutschen Könige vom „heiligen Strom“ des Vaters Rhein gesegnete Fluren mit ihrem Besuche beglückt. Warum hat noch kein Düsseldorfer oder Koblenzer Rubens die Scene dargestellt, wie der feuchte, von Wasserlilien umzogene Stromgott den goldenen Reif darreicht der deutschen Kaiserin als Spende, die er darbringt der Wiedervereinigung seiner altberühmten Ufer unter dem Banner der Hohenzollern?

Wir verlassen die Residenz, reich an Erinnerungen der Vergangenheit und der Gegenwart, kommen vorbei am alten Holzthor und beschreiten den breiten Rheinkai, der uns zum Kopfe der Pontonbrücke bringt, die auf 37 Schiffen ruht und eine Gesammtlänge von 325 m besitzt. Hier mitten von dem Verbindungsgliede aus, zwischen linkem und rechtem Rheinufer, genießt man die schönste Aussicht auf den stolzen Felsen Ehrenbreitstein, der das Gibraltar des Rheinlandes auf seinem breiten Scheitel trägt. Die breite Fahrstraße, die zur ersten nach Süden blickenden Bastion führt, ist deutlich sichtbar. 114 m über dem Rheinspiegel erheben sich die höchsten bomben- und granatengefeiten Kasematten steil über dem breiten Rheinstrom. Wol denkbar ist, daß schon der Scharfblick der Römer den Grauwackenfelsen benutzt, bei Confluentes ein zweites Sperrkastell zu errichten. Weit hinaus bis zu den Höhen von Montabaur konnten sie die beutelustigen Chatten beobachten, und ihren Einfällen in die Mosellandschaften stellte der Bergkoloß ein drohendes Hinderniß entgegen. Der „gute König“ Dagobert, ein Merovinger, soll die Burg schon um 630 dem Erzbischof von Trier verehrt haben. Bestätigt wurde dem Kirchenfürsten 1018 der Besitz des wichtigen Felsens. Ludovicus de Palatio, ein Burgmann des 12. Jahrhunderts, ließ die schwachen Werke der Feste auf der Südseite ausbauen und nannte die neue Burg nach dem Erzbischof, wie Horn annimmt: Hermannstein. In früheren Zeiten kommt sie in Urkunden als Irminstein, Irmstein. Herbilstein vor; vielleicht, daß die ripuarischen Franken auf seiner ragenden Höhe den Stammgott Irmin oder Hermin in grauen Zeiten schon verehrt hatten. Später erscheint das Kastell als Castrum St. Ehrenberti. Kurfürst Johann von Baden vergrößerte Ende des 15. Jahrhunderts den Bau der Feste und legte das Wunderwerk des 90 m tiefen Brunnens an. Ein jülichscher Kriegsbaumeister, Johannes von Pasqualin, wandelte die beiden Burgen auf des Berges Rücken, den Hermannstein oder Helfenstein, wie er jetzt heißt, und die Ehrenbertburg in eine moderne Festung. Die folgenden Kurfürsten führten dessen geniale Pläne vollständig durch. Im Dreißigjährigen Kriege 1632 gelangte die unüberwindliche Feste durch Verrath in die Hände der Spanier und der Franzmänner. 1650 erhielt den dominirenden Fels Kur-Trier zurück, das ihn nicht verdient hatte. Im französischen Revolutionskriege ward die Festung dreimal von den Sansculotten belagert und beschossen. Des Hungers Pein zwang den tapferen Kommandanten, Oberst Faber, nach zehnmonatlicher Umschließung am 27. Januar 1799 das Kleinod den Franzosen auszuliefern. Das letzte Pferd war vorher für der Feste Erhaltung geopfert worden. Nach dem Luneviller Vertrage demolirten die Sprengungen der Franzosen den Ehrenbreitstein vollständig à la Louis XIV. Im Pariser Frieden mußten sie 18 Millionen Francs zur Wiederherstellung der Festung an Preußen zahlen. Der Neuaufbau geschah unter General Aster, den Offizieren von Huene und Schnitzler und kostete bis 1826 nicht weniger als 24 Millionen Mark. Die steile Steintreppe, die nach Westen führt, gegen 600 Stufen, ward angelegt zum Transport der Baumaterialien; jetzt, nachdem mehrere Soldaten auf ihr hinabstürzten, liegt sie brach unter Schloß und Riegel.

In unseren Gedanken an die Höhe unserer Kultur und an die kriegerischen Mittel, um Millionen nur den Frieden zu erhalten, stört uns das laute Kommando: „Achtung, Augen rechts!“ Die vom Exerziren über die Brücke heimkehrenden

68er begrüßen stramm einen höheren Militärchef. Wir überschreiten gegen Brückengeld die schwebenden Balken und gelangen unterhalb eines Eisenbahndurchzuges in das Städtchen Ehrenbreitstein, auch blos „das Thal“ von den Koblenzern genannt. „Mühlenthal“, „Mühlheim im Thal“ ist der ursprüngliche Name des zur Zeit mit Militär an 5000 Einwohner zählenden hübschen Städtchens. Hier sind die Dichter C. Brentano und Babo sowie die Freundin unserer Klassiker, Sophie de la Roche, geboren. Wieland und Goethe, Lavater und Basedow verkehrten hier im Hause der Letzteren, Hofstraße links, Nr. 80.

Wir wenden uns zur Linken und treten durch ein hohes Portal in einen weiten Hof ein, den zur rechten Seite ein palastartiger Bau des vorigen Jahrhunderts einnimmt, das ehemals kurfürstliche Dikasterialgebäude, jetzt lagert hier Proviant für das Zeichen des Mars. Im Kommandanturgebäude erhält man gegen Erlegung von 50 Pfennigen zwei Karten für Ein- und Austritt. Wir steigen damit den steilen, in den Grauwackenfelsen eingesprengten Fahrweg hinauf, und lassen den Blick hier und da ruhen auf der uns zu Füßen gesunkenen Landschaft. Zur Rechten hebt sich das Vorwerk, der Asterstein, mit seinen schlanken Rundthürmen und seinen hohen Bastionen. Weiter nach Süden erscheinen die Werke des Glockenberges, ebenfalls stark mit Kanonen und Bastionen gespickt, mit Kasematten und Thürmen wohl versehen um einem vom Süden und Osten nahenden Feinde den Weg zu verlegen. Beruht doch die Kraft dieser Koblenzer Centralfestung nicht in einzelnen Befestigungen, sondern im Zusammenspiel aller, von denen jede, sowol jenseit der Mosel und des Rheines, Feste Franz und Karthause, wie diesseit des Rheinstromes, Ehrenbreitstein und Pfaffendorfer Höhe, einen dominirenden Punkt der Landschaft beherrscht und sichert. Während Vauban Alles auf eine Karte mit seinen Redoutenanlagen und einspringenden Bastionen setzte, welche nur einen strategisch wichtigen Punkt der Landschaft zum Hemmungsorgan für den Feind machten, wie z. B. bei Straßburg, Landau, Sedan u. a., so schlägt die Befestigungskunst der Neuzeit, für deren Schöpfungen gerade Koblenz epochemachend ward, einen universelleren Weg ein. Sie sucht oder nimmt einen wichtigen Platz, wo die Straßen und die Verkehrsadern, Flüsse und Kanäle, Bahnen und Chausseen zusammentreffen, und macht dessen ganze Umgebung kugelfest gegen feindliche Geschosse. Die Fortschritte des Geschützwesens veranlassen die Anlage weit vorgeschobener Forts oder Einzelfestungen, so daß die ganze Centralfestung aus einer Reihe einzelner fester Punkte besteht. Diese Decentralisirung des Vertheidigungssystems erfordert natürlich im Kriegsfalle eine starke Truppenmacht, die zugleich den Zweck hat zu decken und anzugreifen. Kann doch das Kriegslager von Koblenz, wie man solche Anlagen nennen kann, 100,000 Mann aufnehmen, und bilden doch 14,000 Soldaten allein die Kriegsbesatzung von Ehrenbreitstein.

In solche Kriegslager hat die Strategie unserer Tage, die sich wieder der der alten Römer mit ihren castra stativa nähert, die Hauptstädte Paris und Wien, die Verkehrscentren Straßburg, Mainz, Ulm, Metz, Köln, Magdeburg Posen u. a. verwandelt. Das System erlaubt den Festungsstädten, das enge Gewand des Vauban'schen Kriegsgürtels auszuziehen und zwischen die Vorwerke hinein die wachsenden Glieder auszudehnen. Ein großartiges Beispiel dieser neuen Kriegsart, der Umschließung solcher Kriegslager, haben uns die Kämpfe vor Metz und Paris gebracht. Noch großartiger müßte ein Kampf um Koblenz werden.



Koblenz.

Ein solcher hat jedoch nur einige Chancen bei einem Angriffe von Osten her, und dazu sind — Gott sei Dank! — wenig Aussichten vorhanden.

Unter solchen Erwägungen gelangten wir die Höhe hinan, auf der einst Burg Helfenstein stand. Der Wachposten an der Zugbrücke schaut uns prüfend ins Gesicht; ein strammer Füsilier von den 28ern wird uns zum militärischen Führer mitgegeben. Wir durchwandern die hohen Kasematten, in denen Magdeburger „Schießvolk" und rheinisches „Fußvolk" liegt, und kommen immer höher auf dem sich schlängelnden Wege. Die Spitze nimmt das Zeughaus und das Hauptproviantmagazin ein; überall exerzirt und putzt, flannirt und unterhält sich Militär, selten ein Civilist, der Bekannte hier oben besucht. Am Brunnen 114 m über dem Strom, öffnet sich eine der großartigsten Aussichten auf deutschem Boden. Vor uns das ganze Neuwieder Becken bis zu den spitzen Zacken der vulkanischen Eifelwelt und den dunklen Kuppen des Westerwaldes bis zu den Höhen von Montabaur. Nach Nordwesten zu zwischen den spitzen Kegeln des „Kruster Ofen" und des Forstberges liegt zwischen alten Feuerbergen gebettet der stille Laacher See; von Westen her winkt der steile Kühkopf und des Hunsrücks blauende Linie. Nach Süden ruht der Blick auf Asterstein und Glockenberg und dem Gelände des Rheinstromes. Kommen wir auf unserer Wanderung zur Südspitze des wirklich „breiten" Steines, so erschließt sich dem Auge der Blick auf die Tiefe des „Mühlenthälchens" und auf die Höhe von Arenberg. Nur von Nordosten aus erscheint die Feste als nicht sturmfrei, während sonst ringsum tiefe Abgründe das Bollwerk als Naturgräben schirmen. Dort aber nach Nordosten und Montabaur zu schützt der dickste Rasenwall und die höchste Crenelirmauer unser Gibraltar am Doppelstrom. Schwindelnd irrt hier das Auge auf den Dächern des Städtchens Ehrenbreitstein, auf den Pappelalleen und den wie schwarze Punkte erscheinenden Menschenkindern umher. Zurück zum Brunnen! Außer dem grandiosen Reiz der kartengleich ausgebreiteten Landschaft fesselt hier auf Adlerhöhe das innere Auge der Anblick der interessanten Plateaubildungen, welche zur Linken und Rechten den Vater Rhein gleich grünen Bändern umsäumen. Laßt uns von der herrlichen Staffage der Landschaft kehren einen Moment zur Vergangenheit dieses stolzen Bildes!

Unser Führer, Dr. J. Baumgarten, theilt uns in seinem Schriftchen „Koblenz und seine Umgebung" über des Rheinthales Geschichte, das uns zu Füßen liegt, nach den Studien der rheinischen Geologen Nöggerath, von Decken, Mohr und Sandberger Folgendes mit:

„Koblenz liegt fast im Mittelpunkte des großen, dem devonischen Systeme angehörenden Berglandes, welches sich von Saarbrücken bis Marburg in Hessen erstreckt und größtentheils aus Grauwacke oder Uebergangsthonschiefer besteht. Der Thaleinschnitt des Rheines, der von Bingen bis Lahnstein so beschränkt ist, daß die Ortschaften an die Abhänge gebaut und die beiden Eisenbahnen an keiner Stelle 250 Ruthen von einander entfernt sind, zeigt schmale Thalflächen zuerst bei Boppard, dann von Niederspäy bis Rhense und von Braubach über die Lahnmündung hinaus. Von letzterer bis Andernach dehnt sich dann die unter dem Namen des Koblenz-Neuwieder Beckens bekannte Thalerweiterung aus, welche 3 Meilen lang, Anfangs ziemlich schmal, unterhalb Koblenz beim ersten Chausseehaus und von hier über Sebastian-Engers bis Bendorf eine Breite von $^1/_2$ Meile und von Weißenthum bis Gladbach eine solche von $^7/_8$ Meile erreicht.

Im Falle man jedoch das geologisch und orographisch davon unzertrennbare Mayenfeld oder Maifeld dazu rechnet, hat das Becken auch in seiner größten Breite, von Mayen bis Sayn, eine Ausdehnung von 3 Meilen. Die jetzige Thalsohle ist entstanden, als die tiefe Auswaschung eines alten Flußbettes, welches sich nach den neuesten Untersuchungen von Basel bis Rolandseck in bedeutender Höhe (durchschnittlich 150 m ü. Meer) erstreckte und in der Umgebung von Koblenz auf höchst merkwürdige Weise durch eine zweifache Reihe von Bergplatten und kleinen Hochebenen mit fast ganz gleichem Niveau bezeichnet wird.

„Betrachtet man die jetzige Thalsohle von 20—40 Fuß Höhe als unterste Horizontale, so bildet das eben bezeichnete Niveau des alten Flußbeckens eine zweite, über die sich als dritte Horizontale noch 500—700 Fuß durchschnittlich höher bei Koblenz die Hochebene des Hunsrück erhebt, der auf der rechten Rheinseite Plateaus mit gleicher Höhe entsprechen. Zwischen der untersten und der mittleren Horizontale zeigen sich die Spuren früherer Flußläufe, Rinnsale oder Thalwege auf beiden Seiten des Rheines, am deutlichsten an den linksseitigen Rändern und Abhängen von Mühlheim über Kettig bis Weißenthurm und an den rechtsseitigen von Sayn über Weiß, Heimbach, Gladbach bis Niederbiber. Gegen Andernach treten die Bergabhänge wieder zusammen, so daß die Thalfläche zwischen Fahr und St. Thomas nur noch 400 Ruthen ($^1/_4$ Meile) breit ist und unterhalb Andernach fast ganz verschwindet, um $^1/_4$ Stunde weiter bei Namedy wieder 330 Ruthen breit zu werden.

„Die Zeit, in welcher das Meer das rheinische Schiefergebirge als Flößschlamm absetzte, das Land sich hierauf hob oder von dem Meere verlassen wurde und der Rhein sich sein Bett zu wühlen begann, entzieht sich aller Berechnung. Das Rheinthal wie die Thäler der Mosel und Lahn sind jedenfalls ursprünglich mit derselben Thonschiefermasse ausgefüllt gewesen, aus der die Hauptmasse des Gebirges besteht und deren Grus der Boden der ganzen niederen Rheingegend bis an das Meer bildet. Die Bildung des Rheinthales ist daher bedeutend jünger als die der Schiefergrauwacke, die nächst dem Silursystem zu den ältesten, versteinerungsführenden Schichtenabtheilungen gehört.

„Das Rheinthal ist auch jünger als die aus der Tertiärzeit stammenden Basaltkegel des Westerwaldes und der Hohen Eifel, aber älter als die erloschenen Vulkane der Eifel, die auf dem Mayenfelde und am Laacher See das Koblenz-Neuwieder Becken überragen. Die Thätigkeit dieser Vulkane fand statt, als das letztere größtentheils seine jetzige Gestalt schon hatte. Die Thier- und Pflanzenwelt dieser Zeit war die der Gegenwart, denn der Tuffstein enthält die deutlichsten Reste unserer Eichen und Espen, das Bimssteinkonglomerat von Engers Knochen noch lebender Säugethierarten. Der Thonschiefer, aus dem der Hunsrück vorzugsweise besteht, birgt viele Lagerstätten von Eisenstein (durch Eisenoxydhydrat imprägnirter Thonschiefer). Braun- und Spatheisensteingänge setzen besonders in den Kreisen Neuwied und Altenkirchen in der Grauwacke auf, z. B. bei Bendorf, am Wiedbach, bei Horhausen u. s. w. Mächtige Thonablagerungen sind bei Bendorf, Urbar, Höhr, Waldesch, Kruft, Dreckenach; Grünsteine und ältere Trappsteine bei Ehrenbreitstein und Boppard.

„Der ungeheuere Reichthum der Lahngegend an Eisen wird jetzt immer mehr erschlossen, seitdem die Lahnthalbahn mehrere Zweigbahnen erhalten hat. Auch auf Silber, Kupfer und Blei wird bei Braubach und Nassau gebaut; auf

der „Pfingstwiese“ bei Ems besonders ist die Ausbeute an Silber bedeutend. In neuester Zeit hat man sehr ergiebige Phosphoritlager entdeckt und auszubeuten begonnen.“ —

Unser Füsilier wird ungeduldig, denn drunten am Thor warten schon neue Gäste des Aufstiegs zum Ehrenbreitstein. Noch einen vielsagenden Blick auf das wunderbare Panorama vor uns, das ohne Gleichen dasteht, und wieder hinab durch hoch gemauerte Thore und lange Kasematten, hinab über die Festungsstraße und vorbei an den Remontepferden, die so sorgsam untersucht werden. Das Fort Asterstein winkt drüben, und hoch am Abhange des Westerwaldes die Perle der Umgegend, Arenberg mit seiner Wallfahrtskirche.

„Aber fort muß er wieder,
muß weiter zieh'n!“

singt der Dichter, und oben im goldenen Sonnenschein winken so verführerisch die eleganten Formen der Neuburg Stolzenfels. Noch laßt uns dem Gotte Gambrinus bei „Zerwes“ an der Rheinbrücke ein kleines Opfer bringen; dann hinüber nach links abgeschwenkt, dem Brückenwächter den Obolus in die Rechte gedrückt und den Wanderstab weiter gesetzt! —

Stolzenfels und Ems.

„Ich bau' am Rheine mir ein Schloß,
So hold wie er kein Strom mir floß.“

Koblenz, vom Zusammenfließen der beiden Ströme Rhein und Mosel benannt, bietet dem Besucher zuerst die Façade der Gegenwart, wenn er von der Rheinseite hierher gelangt. Das deutsche Eck, das erzbischöfliche Schloß, das Regierungspalais, die neuen Hotels liegen in schmucker Front an einander. Durch die belebte Rheinstraße gelangen wir an den quadratmeterreichen Paradeplatz, und von diesen militärischen Eindrücken abgesehen, erinnert in dieser Stadt wenig an die stärkste Festung des Königreichs Preußen. Vom Clemensplatze mit seiner neumodischen Trajanssäule biegen wir am Theater durch die Clemensstraße am Prachtbau des Civil-Kasinos vorüber in die Altstadt von Koblenz ein, deren Breitseite sich längs der Mosel erstreckt.

Ihr Entrée besteht in dem geschmackvoll restaurirten Gegenüber zweier mit mittelalterlichen Chorbauten geschmückten Eckhäuser, und jetzt nimmt uns das Gewinkel der Gassen und Gäßchen durch den Entenpfuhl über den Münzplatz bis zum Zeughaus auf, wie es verwirrender nicht die Altstadt von Leipzig oder Nürnberg aufzeigen kann. Es ist zwar Feiertag; aber du siehst mit Staunen nur wenig Koblenzer auf den Straßen. Aber siehe, die Kirchenpforten von „Liebfrauen“ und „St. Florin“ öffnen sich jetzt rechts und links: mit sittsam niedergeschlagenen Blicken treten aus geheiligter Stätte die Landmädchen mit dem Kopfputz des silberverzierten Käppchens und dem großen, an römische Muster erinnernden Haarpfeil, den nur „Jungfrauen“ tragen dürfen. Auch die Stadt selbst und ihre hübschen Kinder stellen ein ansehnliches Kontingent zum „Kirchgang“, und man erinnert sich unwillkürlich an den letzten Theil der durchaus nicht geschmeichelten Charakteristik der Koblenzer von Mathis Quaden anno 1609: „die Einwohner sind etwas Naßwitzig (Naß scheint hier als particula intensiva zu stehen), eines verstendigen und klugen gemüts, und der Andacht sehr ergeben.“



Koblenz, Blick auf den Rhein von der Trinkhalle aus.

Durch die Burgstraße gelangen wir an das Moselthor, wo man „links zu gehen hat“, wie die militärische Inschrift heißt, und blickt jetzt herab von den Lavablöcken der 500 Jahre alten Brücke nieder auf die stillen Gewässer der Mosella, im Hintergrunde der elegante Koloß des Ehrenbreitsteins mit seinen aus Felsen wachsenden Steilmauern, zur Rechten am Gestade die Normannenthürme der erzbischöflichen Burg, wo zum Unheil der Rheinlande 1608 die drei geistlichen Kurfürsten am Rhein die katholische Liga gründeten. In dem von den Franzosen säkularisirten Quaderbau des 13. Jahrhunderts werden jetzt en masse Blechwaaren lackirt: der Lack ist der einzige Ironieglanz des Schicksals, der ihm geblieben.

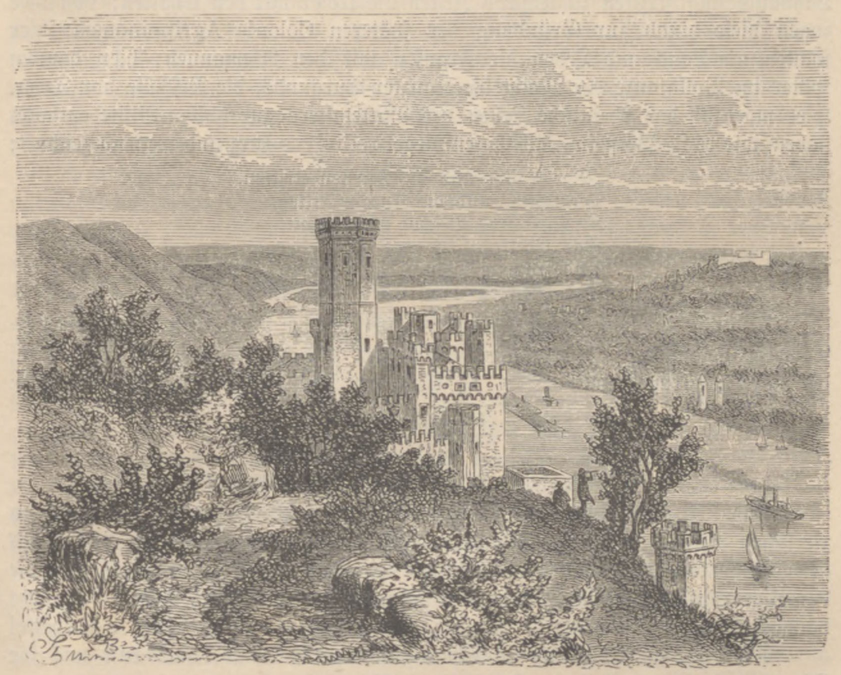
Wenden wir die Schritte zu den eleganten Ufern des Rheins, den neuen Rheinanlagen südlich der Eisenbahn-Gitterbrücke und lustwandeln wir in ihnen, vorüber am einfachen Denkmal des Dichters Max von Schenkendorf, vorüber an Denksäulen und Statuen, reizenden Pavillons und lauschigen Rosenbosquets, aufgestellten Wetterinstrumenten und reich ornamentirten Urnen aus fernen Ländern, vorüber an der Muschelgrotte mit ihren Baumstrunken und Korallenstücken aus glänzendem Porzellan, vorüber an der Pontonierstation an der Insel Oberwerth und der neuen Riesenbrücke, hinaus dem Edelsteine zu, der schimmernd uns zuwinkt, dem Stolzenfels. Es ist das im Gewande der Neuzeit verkörperte Mittelalter, das uns von den Zinnen der Burg grüßt, es ist die ganze Magik der „romantischen Zeit“, die aus den buntgemalten Fenstern des Schlosses hinabglänzt auf die Gewässer des Rheins, dort, wo er seine grüne Tochter, die Lahn, ans Herz schließt.

In Kapellen, dem Fußlager des Königsschlosses, herrscht munteres Sonntagsleben: die Schiffer betrachten halb neugierig, halb lächelnd das fremde Volk, das sich in den Gassen drängt, der eiserne Straßenzug schlängelt sich unmittelbar neben dem reinlichen Orte hin, alle Stunden einen Menschenstrom entsendend, und dort des Häuschens ansichtig, das Reben muthwillig umschlingen, mußt du des rheinischen Poeten gedenken:

„Es duften Reben und Rosen
Um das freundliche Haus,
Liebliche Mädchen kosen,
Von dem Balkon heraus.“

Wir biegen rechts von der Ortsstraße ab, und bald empfängt uns ein schattiger, gutgepflegter Haag. Ein festgefügter Viadukt führt uns über eine Schlucht; rechtsab liegen zwei gebrochene Säulen. Sie zeigten einst in fernen Jahrhunderten dem von Mainz an die Lahnmündung detachirten Centurio den Weg; die Gelehrten lasen aus den wenigen Buchstaben einen Maximinus heraus; vielleicht war es eher der Mitregent Diocletian's, Maximian, der hier die von den Franken gebrochenen Meilensteine neu errichtete. Jedenfalls wird schon damals dem umsichtigen Römer dieser zu einem Kastell prädestinirte Hügel nicht entgangen sein, auf dem das Schloß gelegen. Durch die Sperre der Klause gelangen wir auf den sanften Windungen der Straße — eben macht diese eine Kavalkade von Eselreitern unsicher, die, mit den Füßen an den Boden reichend, à la Sancho Pansa daherkleppern — an das Burgthor. Der Mauerumriß, den jetzt die Pläne Schinkel's mit Fleisch und Blut erfüllt haben, steht noch so, wie ihn 1250 Arnold von Isenburg errichtete. Die gothische Kapelle blickt

mit zwei zierlichen Thürmchen nach Osten, am Fuße des mächtigen Bergfrieds zieht sich an dem Bergrand ein geschütztes Gärtchen mit Springbrunnen und Erzstatuen. Eine hochgewölbte gothische Eintrittspforte führt uns zu den königlichen Gemächern hinauf. In Gesellschaft des wohlunterrichteten Kastellans magst du, über den Parketboden in Filzschuhen Schlittschuh laufend, die alterthümliche Einrichtung der Gemächer bewundern. Hier im Rittersaal gewichtige Humpen, venetianische Gläser, historische Waffen, dort im Versammlungszimmer die poesievollen Gestalten Stilke's in seinen Freskogemälden, welche die Kreuzfahrer und die Plantagenets, die Hohenstaufen und die Luxemburger typisch verherrlichen.



Stolzenfels.

Da hat er den Stolzenfels selbst gebildet, wie Friedrich II. am Rheinufer seine Braut Isabella von England empfängt. Bekannt ist ja das Menu bei der Festfeier dabei aus dem 13. Jahrhundert: „Rheinsalm, Rehbock und Oberweseler“; einfach und geschmackvoll! In den oberen Zimmern, wo der verstorbene König von Preußen und seine Gemahlin weilten, und jetzt noch zeitweise die hohe Frau sich aufhält, deren Stirn die deutsche Kaiserkrone ziert, befindet sich eine auserlesene Sammlung von plastischen und bildlichen Kunstwerken; wir vergessen darunter nicht das Modell des Kölner Domes und die Kopie der Porta nigra, sowie des Denkmals von Igel. Eine fast bürgerlich zu nennende Einfachheit herrscht in den Gemächern, welche einst das hohe Königspaar beherbergte. Doch immer zieht es den Blick wieder zu den hohen Bogenfenstern, das breitgelagerte Rheinthal, vom Ehrenbreitstein bis zur Marxburg, in einem Wonnemomente zu umspannen, die Augen ruhen zu lassen auf den Thürmen

von Oberlahnstein gegenüber auf Lahnecks Zinnenkranz, dort drüben, auf den blauen Linien, hinter denen die Lahn sich birgt. Und tief unter uns der Strom, der eben den „Friede“ an uns vorüber trägt; weiter oben erscheint eine auf Bäumen schwimmende Ortschaft, deren Hütten bläulicher Rauch entsteigt: er sendet die hölzernen Recken des Oberrheins den Brüdern im Norden, die Schiffe zu bauen.

Es ist ein gewaltiger, ein tief erregender Anblick in dieser Landschaft, dem wir kaum die Scenerie bei Godesberg oder am Niederwald an die Seite setzen wollen. Und die Fülle der historischen Erinnerungen, die an uns drängt, sie kommt gleich den Eindrücken des lebenswarmen Bildes vor uns. Hier an der Lahnmündung stritten zu Cäsar's Zeiten die Ubier mit den Chatten; von hier zogen diese hinab zur Gründung der späteren Colonia Agrippinensis; hier fochten um Land und Leben die Franken mit den Alemannen; hier hausten später im Vollglanze der Macht die Kanzler Burgunds, die Bischöfe von Trier. Hier mag sich das rheinische Leben des Mittelalters zur vollen Blüte entfaltet haben, wie es J. Wolff im Till Eulenspiegel redivivus kurz und treffend zeichnet:

„Der Kaiser und die Fürsten stritten,
Die Ritter und die Knechte ritten,
Kurfürst und Bischof lebten flott,
Das Edelfräulein trug der Zelter,
Und fromme Mönche lobten Gott,
Und brachten ihren Wein zur Kelter.“

Und wie wir jetzt, in den Kranz der altersgrauen Mauern von Oberlahnstein zu gelangen, mit der Fähre übersetzten und die stattlichen Häuserreihen, die dicken Thürme bewunderten, da fährt der Dichter weiter zu schildern fort:

„Da blühten Städte altersgrau,
Der Bürger schwang des Ritters Wehre
Und Zunft und Gilde trug zur Schau
Des Handels Glück, des Handwerks Ehre!“

Und sieh, dort spielen die Mädchen unter dem Pfingstsymbol, unter den zu zierlichen Reihen an langer Schnur gefügten Eierschalen, ist es der Rest eines alten Maientanzes? An den Sinnbildern des neuen Lebens, den Eiern, mag die damalige Sitte kompakte Kuchen oder glänzenden Tand angehängt haben, jetzt baumeln an den Eierreihen — nützlich, aber prosaisch — korrigirte Schulhefte!

Aber auf zur Libation im Oberlahnsteiner Gewächs, bald ruft uns die Signalglocke in das lockende Thal vor uns!

Es ist ein voller, lärmender Zug, der uns in die grünbekleidete Felsenwelt des Lahnthals hineinführt. Links die idyllisch-einsame Wolfsmühle, rechts oben auf der Höhe das Bergdorf Frücht; reichbeladene Frachtzüge bergen den Schatz der mineralischen Ausbeute der Erzgänge, die an der Lahn Eisen und Silber liefern. Links im Fluß lassen wir die Hütte Nievern liegen, mag sie an das keltische Idiom erinnern, mag sie am Ende gar an die erzreichen Nibelungen gemahnen — was kümmert's uns, dazu ist keine Zeit, wir halten in Ems. Es ist ein enges Thal, ein kleiner Ort, ein kleiner Name, und doch, wie inhaltsschwer wiegt hier Alles. Hier ward das Signal zum letzten heiligen Kriege gegeben, hier sammeln sich die Diplomatenscharen der ganzen Welt, hier ruhen die gekrönten Häupter ganz Europa's von den Winterstrapazen scheinbar aus! Wir werden an Bajä erinnert, gedenken wir der Wichtigkeit dieser Erdscholle, die Gegend gemahnt an die abgelegenen, erzreichen Thäler Thüringens, wo man Luftkuren

und Fichtennadelbäder gebraucht. Während du die Villen am Bahnhof, die „Johannisberg“, die „Villa Nova“, die „Schneider“, die „Tusculum“, und wie die poetischen und unpoetischen Villegiaturen sich alle benennen, betrachtest, laß dich damit bekannt machen, daß wir auf klassischem Boden der Geschichte stehen.

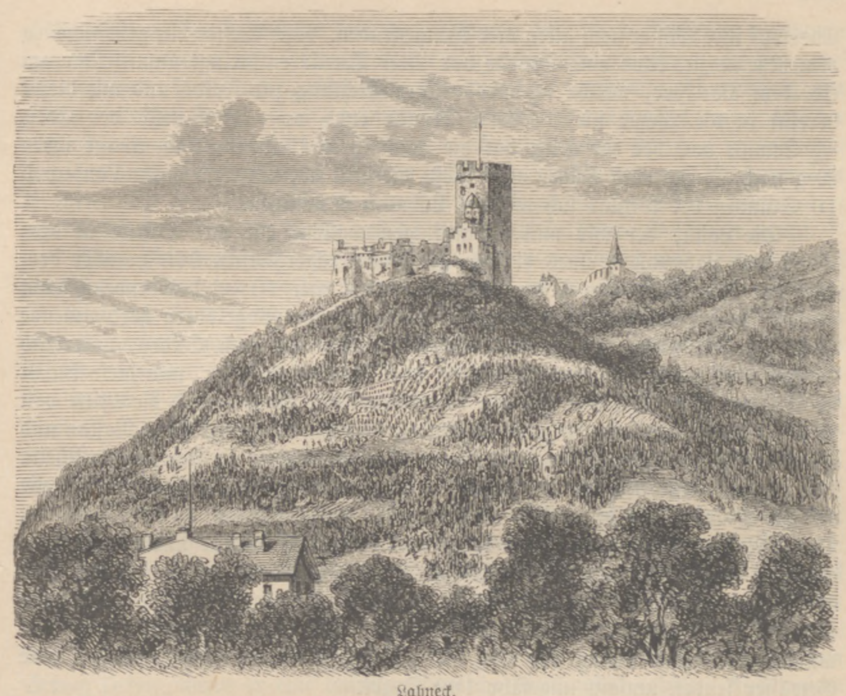
Taufpathen waren dem Orte die verrufenen Kelten, die Amensa die Hütten hier nach dem Flusse — Amana — nannten. In dem Anno 880 urkundlich zu belesenden Namen Aumenzu hat sich das jetzige Ems im Urwort noch erhalten. Die Römer, die Alles fanden, was gut und nützlich, werden sich die Thermen hier nicht haben entgehen lassen. Wie mancher Centurio im 22. Linienregiment (Andenken an die 22. Legion fanden sich hier) mag mit dem heißen Sprudel sich das chiragra oder podagra aus den Gelenken getrieben haben, wohin das Gliederreißen die böse Grenzwache gegen die Cherusker und Chatten oder gar zu starke Libation vom Falerner und Caecuber gebracht hatte! Hier war ein bedeutender Grenzposten am Grenzwall, der vom Wintersberg dort hoch zur Rechten durch die heutige Stadt zog und im Kurhaus seine Grenzkaserne hatte. „Später“ — „Peut-être“, unterbricht mich mein Begleiter, und er hat Recht! Wir sind mitten in der Bahnhofstraße, die zur Gitterbrücke führt. Hüben liegt „Spieß Ems“, drüben „Bad Ems“, das Wasser scheidet die beiden Hauptheile der Stadt. Hier an der eleganten Brücke läßt sich auch die beste Uebersicht des zu beiden Seiten sich lagernden Sitzes der Diplomatie gewinnen!

Das enge Thal der Lahn, umgeben von einer Reihe mit Felsen geschmückter isolirter Bergkegel, die rechts die Namen Wintersberg und Malberg führen, links von dem Kriegerdenkmal und dem Concordiathurm gekrönt werden, birgt Raum für zwei Straßen, die ihre prächtigen Hotels einander längs dem Flusse zukehren. Vier Brücken verbinden die Breitseiten der Stadt. Am rechtsseitigen Ufer unter hervorragender Felswand liegt der stattliche Zinnenbau des alten Kurhauses, worin Kränchen und Kesselbrunnen ihr Heilwasser aufquillen lassen. Weiter unten direkt am Ufer der weißleuchtende kompakte Bau des neuen Kursaales mit seinen ehemals dem Gott Hasard geweihten Räumen. Hinter Anlagen versteckt tauchen flankirende Thurmpaare auf; es sind die „vier Thürme“, zwischen denen Kaiser Alexander sein Sommerlager in Ems aufzuschlagen pflegt. Hinter dem Kursaal bis zu den „vier Thürmen“ reichen die zierlichen Säulen der neuen Kolonnaden, die Kaiser Wilhelm der Stadt des Heiles zum Schmucke errichten ließ. Am linken Ufer erhebt sich isolirt am Ende der Villenreihe die reizende neue griechische Kapelle mit ihren birnförmigen Thürmchen, deren Urbild wir in den oberbayerischen Kirchen von Pfaffenhofen, Schwabing und Pasing entdecken möchten. Das Kirchlein ähnelt denen von Wiesbaden und Triest bis zur Verwechselung. Denkt man sich nun die ganze Scenerie von einem bunten Menschenschwarm belebt, Toiletten von dem dunklen kurzen Rock der nassauer Bäuerin bis zur spitzenbesetzten Panzerrobe der russischen Fürstin, von dem Sonntagsfrack des lustwandelnden Handwerkers bis zum pariser Gehrock des französischen Diplomaten, dazu die lockenden Töne der Kurkapelle, das bunte Treiben von Grönländern und Lustgondeln auf dem Flusse, das Anfahren eleganter Equipagen, den ganzen vollblütigen Pulsschlag einer Weltstadt im romantischen Raume eines grünen Felsthales, so hat man einen schwach skizzirten Begriff eines Bildes von Ems. Wie Wiesbaden und Norderney, Baden-Baden und Homburg, bietet der Menschenstrom dem satirischen Auge hinlänglich Stoff zu

„Badestudien“; doch wollen wir diese lieber dem kundigen Griffel unseres Landsmannes Rudolf Wimmer überlassen, der die Ehre hat, hier hohe und höchste Personen lebenswarm ins rechte Licht zu setzen. Lauschen wir den Sirenenklängen der Musik, die von der Donau und von der Nordsee erzählen, bewundern wir die glänzenden Marmorsäulen, die altklassischen blühenden Fresko-Gemälde des Kursaales mit den riesigen Spiegelsäulen! Hier genießen wir den schönsten Blick auf den Villenkranz, den Kegel des Malbergs, den ein Häuschen krönt, das einer umgekehrten Kaffeetasse ähnelt und auf dem wirklich mit Riesenlettern „Café“ steht, den hin- und herflutenden Menschenstrom. — Doch die Dämmerung beginnt bereits ihren Fittich Stadt und Thal zu nähern, die Töne verklingen, die noble Welt zieht sich zur Abendtoilette zurück; es ist Zwischenakt im Schauspiel von Bad Ems. Verlassen wir den Rayon der distinguirten Hotels und wandern im schattigen Laubwege an den kleinen Zellen der Hanselmannshöhlen vorüber, deren Auswaschungen das Volk den Berggeistern zuschreibt, zum Säulendenkmal, das die Bürger von Ems ihren 1871 gefallenen Söhnen errichteten. Stolz schaut der eherne Adler auf der Spitze des Monuments nach Westen! Höher trägt uns der Tritt durch die schon von der Dämmerung gedeckten Laubgänge. An der Mooshütte blickt ein Liebespaar in die im Abendduft zerfließende Landschaft hinaus, überlassen wir sie ihren seligen Gedanken. Bald ist der höchste Grat des Grauwackenfelsens erreicht und wir stehen auf den Zinnen des Concordiathurmes. Verschollen ist der Lärm des Weltbades! Zu beiden Seiten dehnt sich der Rücken des Gebirges, den nur die Schlucht des Lahnthales vor uns unterbricht; rechts zieht der Pfahlgraben seine noch deutlich sichtbare Furche bis zum „Fint“, drüben winkt der römische Wachtthurm auf dem Winterberge. Wir haben jetzt Zeit, die Geschichte der Thalschlucht dem Auge vorübergleiten zu lassen, zu denken an den Streit der Alemannen und Franken, an die Konradinischen Gaugrafen; sich jener Kämpfe zu erinnern, da Friedrich I. den Erzbischof von Trier mit den Silbergruben zu Embeze (auch Hembessa) belehnte, welche die Urkunde als argenti fodinae ad thermas Embesianas*) bezeichnete, bis das Gebiet endlich in den Besitz von Hessen-Darmstadt und Nassau-Oranien gelangte, nachdem hier eine Zeit lang die Gebiete acht verschiedener Herren aneinander gestoßen hatten. Doch aus der Reihe der Landstädtchen in die der weltgeschichtlichen Punkte trat es erst 1786 durch die Emser Punktationen, als unten die Kommissarien der vier Erzstifte in Deutschland gegen päpstliche Uebergriffe energisch protestirten. Damals protestirte hier die Vertretung der deutschen Kirche gegen welsche Anmaßung, und 84 Jahre später wies an demselben Orte der Vertreter des ersten deutschen Staates den welschen Uebermuth in seine Schranken zurück! Die deutschen Siege bannten oder dämpften seine Gelüste nach dem deutschen Rhein und brachten friedlichere Zeiten.

Nicht umsonst steht hier auf ragender Höhe der Concordia die feste Mauer gebaut; hoffen wir, daß da unten der aufleuchtende Stern im Westen ein Licht des dauernden Friedens bedeute; hoffen wir, daß die Diplomaten in Bad Ems am Heilquell künftig sich treffen in Eintracht! — salutamus salutem!

*) Silbergruben bei den Emser warmen Quellen.



Lahneck.

Das Lahnthal.

Lauf der Lahn. — Das Hinterland. — Die wichtigsten Naturerzeugnisse des mittleren und unteren Lahnthales. — Die Städte an der oberen und mittleren Lahn.

Der Lauf der Lahn. Die Lahn entspringt an der äußersten Grenze des Kreises Siegen, da, wo dieser in der nördlichsten Spitze des ehemaligen Herzogthums Nassau die Standesherrschaft Wittgenstein berührt und der nördliche Ausläufer des Westerwaldes, die Kalteiche, mit dem Ederkopfe zusammenstößt, dem südlichen Anfange des Rothlagergebirges. Es ist dies eine einsame waldige Berggegend, von deren Höhen man fast nach allen Seiten hin eine weite Ausschau in die Ferne hat. Nach Westen hin trägt uns der Blick über die erzreichen Waldberge des Siegener Landes bis zu den ragenden Gipfeln des Siebengebirges; nördlich schließen sich an die Siegener Berge die Höhen des Sauerlandes und das Rothlagergebirge; nach Südwest und Süden erblicken wir die Hochflächen des Westerwaldes und die schöngeschwungenen Linien des Taunus, weiter nach Osten den Vogelsberg und das Gewirr der hessischen Berge. Und zwischen diesen zahlreichen Bergen sieht unser Auge nicht, doch unser Geist, die tiefen Thäler und die fruchtbaren Ebenen mit ihren volkreichen Städten und den Land-, Wasser- und Eisenstraßen, wo wetteifernd sich ein rascher Verkehr bewegt. Und zu diesen Regionen des rauschenden Weltverkehrs senden die stillen Höhen am

Ederkopf ihre Wasser nach allen vier Weltgegenden. Nach Westen hin geht die Sieg dem Rheine zu, etwa eine Stunde vor ihrer Quelle entspringt unmittelbar am Ederkopf die Eder, welche in nordöstlicher Richtung zur Fulda und mit dieser vereint in die Weser fließt. Eine Stunde etwa von der Quelle der Eder, $^1/_4$ Stunde von der der Sieg hat die Lahn ihren Ursprung und nimmt ihren Weg nach Osten; nach Süden aber fließt die Dill ab, um nach einem Laufe von 10 Stunden bei Wetzlar sich mit der Lahn zu vereinigen.

Die Lahn, der wir nun allein folgen wollen, hat ihre Quelle in dem Keller des Lahnhofes, eines einsam gelegenen Jägerhauses, 605 m über dem Meere. Ihr Lauf nach Osten hat eine Länge von 10—12 Stunden, dann wendet sie sich oberhalb Marburg, da, wo sie die vom Vogelsberg herkommende Ohm, ein Flüßchen von gleicher Stärke, aufnimmt, nach Süden, unterhalb Gießen aber nimmt sie eine entschieden westliche Richtung an, und diese behält sie mit geringen Abweichungen bei durch den Kreis Wetzlar und die Mitte von Nassau, an den Städten Wetzlar, Weilburg, Runkel, Limburg, Diez, Nassau und Ems vorbei. Zwischen Ober- und Niederlahnstein ergießt sie sich in den Rhein. Ihr ganzer Lauf beträgt 54 Stunden, die gerade Linie aber von der Quelle bis zur Mündung mißt nur 17 Stunden; ihr Fall wird auf 546 m berechnet. Durch Nassau fließt sie zwischen den Ausläufern des Taunus und des Westerwaldes, welche ihr nicht unbeträchtliche Bäche zuschicken. Von den Zuflüssen der linken Seite des Taunus mündet die Weil unterhalb Weilburg, die Ems oberhalb Limburg, und die Aar bei Diez; die Elb, vom Westerwald kommend, mündet zwischen Limburg und Diez. Das ganze Gebiet, welches der Lahn seine Gewässer sendet, umfaßt ungefähr 100 Q.-M.

Oberhalb Marburg bei dem Einfluß der Ohm tritt die Lahn, nachdem sie bis dahin durch ein wenig belebtes Bergland geflossen, in eine bewegtere Gegend ein; denn hier, wo die erste Thalebene der Lahn sich öffnet, zieht von alter Zeit her eine Landstraße hindurch, die, von Frankfurt her über Gießen und Marburg nach Kassel führend, Süddeutschland mit Norddeutschland verbindet, und in erhöhtem Maße dient seit einigen Jahrzehnten demselben Zwecke die in derselben Richtung laufende Main-Weserbahn. Unterhalb Marburg verengt sich das Thal wieder bis in die Gegend von Gießen, wo ein zweites Becken bis Wetzlar sich ausdehnt. Von Wetzlar an ziehen die Berge sich allmählich wieder näher zu dem Flusse heran und bilden bis unterhalb Runkel eine größtentheils mit steilen Gehängen eingeschlossene Enge. In der Mitte von Nassau, zwischen Runkel und Diez, breitet sich das dritte Lahnbecken aus, in dessen Mitte die alte gewerbreiche Stadt Limburg liegt und in welches das Ems-, Aar- und Elbthal in weiten Mündungen auslaufen. Unterhalb Diez geht der Fluß wieder durch ein vielgewundenes, oft schluchtenartiges Thal, dessen Schwierigkeiten die Lahneisenbahn durch zahlreiche Brücken und Tunnel und mächtige Kurven energisch durchbricht. Diese Bahn hat von Wetzlar bis Lahnstein gegen 20 Tunnel.

Wenn auch das Gebirgsland an der oberen Lahn nicht ohne Interesse und eigenthümliche Schönheit ist, so beginnt doch die berühmte Anmuth des Lahnthales erst in der Gegend von Marburg. Was Goethe im ersten Briefe seines „Werther“ von der Umgegend von Wetzlar sagt: daß die Stadt rings umher von einer unaussprechlichen Schönheit der Natur umgeben sei, das kann man fast von der ganzen Lahngegend sagen, zumal wenn man in der Jahreszeit, wo

Goethe-Werther nach Wetzlar kam, das Lahnthal besucht, in der Zeit, wo Wiese und Wald, Garten und Flur in ihrem blühenden Frühlingsschmucke prangen. Da wechseln sanft ansteigende Hügel und weite fruchtbare Thalflächen mit steilen waldigen Bergen und schroffen Felsgehängen; malerisch gelegene Klöster und altersgraue hochbethürmte Burgen winken hernieder zwischen freundlichen Dörfern und altehrwürdigen Städten mit ihren Schlössern und hochragenden Kirchen, und an viele dieser Punkte knüpft sich manch glänzender Name alter und neuer Zeit, den mit Stolz das deutsche Volk in seiner Geschichte nennt.

Das Hinterland. Bevor wir uns in dem mittleren und unteren Lahnthal genauer umsehen, wollen wir noch einmal in die Landschaft hinaufsteigen, wo die Lahn ihren Ursprung hat, in das sogenannte Hinterland. Unter diesem Namen versteht man vorzugsweise den früher zu Hessen-Darmstadt gehörigen Streifen Landes, der sich nördlich von Gießen etwa 12 Stunden weit in einer Breite von 2—3 Stunden zwischen den früheren nassauischen und kurhessischen Landen und Preußen hinaufzieht und von dem aus dem Wittgensteinischen kommenden Lahnbach mehrere Stunden weit durchflossen wird; doch dürfen wir auch die benachbarten Gegenden gleichen Charakters hinzurechnen. Es ist dies ein von der Welt zurückgezogenes Gebirgsland, dessen mächtige, kühn aufsteigende Kuppen zum Theil eine Höhe von 630 m erreichen, mit tiefen engen Thälern. Die Berge sind größtentheils mit herrlichen Wäldern bewachsen vom Kopf bis zum Fuß, während in der Tiefe sich schöne Wiesengründe hinziehen und spärliches Ackerland; und dieses ist wenig ergiebig, theils wegen des rauhen Klimas, theils wegen des mageren Schieferbodens, der nur dann einen befriedigenden Ertrag liefert, wenn er eine außergewöhnliche Feuchtigkeit erhält. Aus diesem Grunde hat man hier in der Regel ein gutes Jahr, wenn es anderwärts Mißernten giebt. Was das Ackerland versagt, das ersetzt der Bevölkerung zum Theil der Wald; denn sie hat von alter Zeit her mancherlei Berechtigungen an den Wald und verdient einen Theil ihres Unterhaltes durch Holzfällung und die stark betriebene Kohlenbrennerei. Ueberhaupt sind die Einwohner wegen der Armuth des Bodens vorzugsweise auf die Verwerthung ihrer Arbeitskraft, auf die Industrie angewiesen. In der Landschaft selbst ist besonders die Eisenindustrie, das Hüttenwesen schon seit Jahrhunderten zu Hause. Die Eisenhütte zu Biedenkopf, dem an der Lahn gelegenen Hauptorte des Hinterlandes, wurde von dem Landgrafen Ludwig zu Marburg (1567—1604) angelegt. Auch existirte schon seit dem Mittelalter in Biedenkopf eine blühende Wollenmanufaktur, und noch im Anfang dieses Jahrhunderts waren hier mehrere hundert Webstühle beschäftigt. Aber dieser Erwerbszweig ist im Laufe dieses Jahrhunderts sichtlich zurückgegangen, und auch die übrigen Zweige der Industrie konnten zu keinem rechten Leben gelangen, weil es in dem abgelegenen Gebirgslande an den in unserer Zeit üblichen und nöthigen Verkehrsmitteln fehlt; die Landstraßen, obgleich in den letzten Jahrzehnten von den Regierungen Manches dafür gethan worden ist, verbinden die Gegend nicht in genügender Weise mit den Nachbarlanden, und eine Eisenbahn gehört noch heute zu den frommen Wünschen. Das kommt hauptsächlich daher, daß dieses Gebirgsland unter so viele Staaten getheilt war (Hessen-Darmstadt, Kurhessen, Nassau und Preußen), die sich alle durch Zoll- und Paßschranken abschlossen, die jeder, in kleinlicher Eifersucht gegen den andern, ihre Rechte und ihre Selbständigkeit zu wahren bemüht waren.

So ist es denn gekommen, daß das Hinterland zusehends zurückging, daß die Bevölkerung, ein kräftiger, treuherziger Menschenschlag, bei welchem Verbrechen und Vergehen weniger vorkommen als in irgend einem Theile Deutschlands, massenweise nach Amerika auswanderte. Die, welche das Vaterland nicht aufgeben wollten, zogen und ziehen heute noch in großer Zahl als Arbeiter in die Wetterau und an den Rhein, die Männer als Drescher, die Mädchen als Schnitterinnen, und zu der Eisenindustrie im Siegenschen; Andere wandern als Strumpfhändler in der Welt umher, während die im Lande zurückgebliebenen Männer zum großen Theil mit ihren mageren Kühen die Eisensteine und Kohlenfuhren besorgen. Der Ackerbau ist darum, und zwar nicht zu seinem Vortheile, meist in die Hände der Frauen und Kinder gegeben.

Ein wahrer Segen ist es für das Hinterland, daß es im Jahre 1866 in seiner Gesammtheit mit dem Preußischen Staate vereinigt ist und nun alle die Nachtheile der Kleinstaaterei weggefallen sind. Und die preußische Regierung, die versprochen hat, es zu einem preußischen Vorderlande zu machen, thut das Mögliche zur Hebung des Landes, so daß uns schon jetzt nach Verlauf einiger Jahre eine bedeutende Besserung der Zustände ins Auge fällt. Namentlich ist auf Anregung und unter Mithülfe der Regierung die Bevölkerung eifrig mit der Verbesserung der Wiesen beschäftigt, nach dem Muster der berühmten Wiesenkultur im benachbarten Siegener Lande. Auch auf die Obstzucht wird in neuester Zeit viel verwendet, obgleich in diesen oft mit Nebel erfüllten Hochthälern ein Gedeihen feineren Obstes nicht zu erwarten ist. Die Fabrikation von Kunstwolle und Strickwaaren, deren Mittelpunkt das Städtchen Biedenkopf ist, hat sich wieder gehoben und nährt viele hundert Menschen. Auffällig für den Fremden ist es, die Frauen und Mädchen in ihrer eigenthümlichen malerischen Landestracht überall, im Hause, auf der Straße und im Felde, mit unermüdlicher Emsigkeit die Stricknadeln handhaben zu sehen. Die sechs Eisenhütten der oberen Lahngegend, die ihre Erze meistentheils aus dem Dillthale beziehen, sowie auch die dortigen Eisenhämmer entwickeln jetzt, obgleich seit einiger Zeit die Eisenindustrie allgemein daniederliegt, eine erheblich größere Thätigkeit als früher; sie finden einen um so leichteren Absatz, da dem Eisen, das mit Holzkohle verhüttet ist, der Vorzug vor dem mit Kohks verhütteten gegeben wird. Ohne Zweifel wird eine Eisenbahn, die das Land von West nach Ost durchziehen soll, diesem Industriezweig sowie allen Kreisen des Erwerbs ein erhöhtes Leben bringen und vielleicht das Hinterland in ein Vorderland umwandeln.

Die wichtigsten Naturerzeugnisse des mittleren und unteren Lahnthales. Einen ganz andern Charakter als das Hinterland hat das übrige Lahnthal. Hier findet man fast überall die Mittel eines unbeengten Verkehrs, wie die Neuzeit sie geschaffen, und einen außerordentlichen Reichthum der Natur. Schon in der Gegend von Marburg sieht man in dem weiten Lahnthal und an seinen Abhängen sowie in den Nebenthälern ergiebige Felder mit allen edleren Getreidesorten. Der sogenannte Ebsdorfer Grund ist die reichste Fruchtgegend der früheren kurhessischen Provinz Oberhessen. Ein noch reicheres Fruchtland ist die zweite Thalebene der Lahn, in welcher Gießen liegt, die Hauptstadt der darmstädtischen Provinz Oberhessen. Am gesegnetsten jedoch ist die Lahngegend in Nassau, und vor Allem die Gefilde in dem Lahnbecken von Limburg und in dessen weiten Seitenthälern der Elb, Ems und Aar.





Deutsches Land und Volk IV. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Der Dom zu Limburg an der Lahn.

Der Roggen und namentlich der Weizen dieser Kornkammer Nassau's wird von weither gesucht; der Aarweizen gilt für den besten in Europa und geht vorzugsweise nach Holland. Ihm aber giebt der Weizen, der von Diez und Limburg aufwärts auf den über dem Thal gelegenen Flächen bis über Weilburg hinauf gezogen wird, wenig nach, er wird dem Weizen der Wetterau vorgezogen, die doch wegen der Güte und der Menge ihres Getreides weithin berühmt ist.

Die Obstzucht gedeiht in erfreulicher Weise von Marburg abwärts an der ganzen Lahn, ganz besonders aber in dem untersten, dem Rhein benachbarten Theile des Thales. Hier reifen in der Glut des engen Thals die Aprikose und der Pfirsich und andere edle Obstsorten, und auch das gewöhnliche Obst, der Apfel, die Birne und die Zwetsche, zeichnet sich durch besondere Güte aus. Die Zwetsche namentlich von Dausenau, einem Flecken oberhalb Ems, und mehreren anderen Orten weiter aufwärts ist berühmt und wird in großer Menge selbst ins Ausland, nach Holland und England, versendet. In derselben Gegend, von Lahnstein aufwärts bis über die Stadt Nassau hinaus, wächst an den schroffen sonnigen Thalabhängen ein nicht zu verachtender Rothwein. Oberhalb dieser etwa 5 Stunden langen Weinregion sieht man nur noch vereinzelt auf mäßigem Distrikt bei Runkel einen Weinberg, der den sehr gepriesenen Runkeler Rothen liefert; was von Wein weiter hinauf an der Lahn gezogen wird, ist ohne Bedeutung.



Marktplatz zu Diez.

Ebenso groß, wie die Fülle der Früchte, welche der Boden des Lahnthals und seiner Seitenthäler trägt, sind auch die Schätze an Erzen und sonstigen nutzbaren Steinen, die er in seinem Schoße birgt. Die Gegend von Marburg allerdings kann sich der Erzschätze nicht rühmen. Dort herrscht der Sandstein vor, der in der Regel keine Erze führt; aber dieser Stein hat doch seinen nicht geringen Nutzen, er liefert ein treffliches Baumaterial, das schon früh zu den Kunstbauten dieser Gegend benutzt wurde und heute ein weites Absatzgebiet hat. Außerdem finden sich in der Umgegend von Marburg große Lager von Thon, besonders in dem Ebsdorfer Grund, aus dem die Töpferei von Marburg ihren Bedarf bezieht. Das Gebiet der Erze beginnt erst in der Gegend von Gießen und Wetzlar und zieht sich an der Lahn hinab bis zum Rhein. Abseits und getrennt davon bildet das obere Dillthal, die Aemter Dillenburg und Herborn,

ein eigenes Bergwerksrevier. Hier blüht der Bergbau auf Kupfer und Eisen und das damit verbundene Hüttenwesen schon Jahrhunderte lang. Der Kupferbergbau hat in den letzten Jahrzehnten bedeutend abgenommen, während der Bau auf Eisen sich erweitert hat; aber das Kupfer dieser Gegend ist von besonderer Güte und weithin gesucht. Im Jahre 1854 lieferten 20 Gruben 11,677 Centner Kupfer im Werthe von 72,657 fl.

Die eigentliche Lahngegend von Gießen und Wetzlar abwärts bis Balduinstein unterhalb Diez hat einen Reichthum von Eisenstein, wie wol keine Landschaft unseres Welttheils, und ist dadurch von hervorragender Bedeutung in der deutschen Eisenindustrie. Unerschöpfliche Massen von Brauneisenstein und Braunstein oder Manganerz lagern auf dem devonischen Kalk und ebensolche Massen von Rotheisenstein zwischen Schalstein und devonischem Schiefer, und dieser Eisenstein ist zum großen Theil von solcher Güte, daß er nur dem besten Eisenstein Schwedens nachsteht. Der Bau auf diese mineralischen Schätze hat erst in den letzten Jahrzehnten einen besonderen Aufschwung genommen. Von 1828—1860 stieg in dem Herzogthum Nassau — und dabei ist besonders an dieses Lahnrevier zu denken — die Zahl der Eisensteinbergwerke von 189 auf 2000, also um mehr als das Zehnfache, die Zahl der Arbeiter von 1000 auf 2470 (im Jahre 1857 gab es 4756 Arbeiter). Die Förderung betrug 1828: 759,000 Ctr. im Werthe von 90,400 fl.; 1857 dagegen 6,013,600 Ctr. im Werthe von 1,368,500 fl. Und seitdem nahm der Betrieb noch beständig zu, bis in den letzten Jahren die Eisenindustrie einen beklagenswerthen Stoß erlitt. Im Jahre 1865 betrug das Quantum der Eisensteinförderung in dem kleinen Nassau ein Drittel der gesammten Förderung des Preußischen Staates. Hätten wir im Lande, so sagt der Sachverständige, die Steinkohle, so würde nirgends in Europa die Eisenindustrie großartiger sein als bei uns. Denn die Braunkohle, die der nahe Westerwald in Masse bietet, ist zum Verhütten unbrauchbar, und die Holzkohle ist zu theuer. Darum haben wir hier verhältnißmäßig wenig Eisenhütten, und bei weitem der größte Theil der Eisensteine geht zur Verhüttung auswärts, an den Niederrhein und Westfalen, in das Gebiet der Ruhr- und Saarkohlen. Seit 1862, wo die Lahneisenbahn in Betrieb gesetzt ward, nahm daher die Förderung und die Ausführung in außerordentlichem Maße zu. In dem Bergrevier Weilburg z. B. betrug die Förderung an Bergwerksprodukten im Jahre 1862: 2,305,277 Ctr., dagegen 1872: 7,930,280 Ctr.; sie stieg also um mehr als das Dreifache, und dasselbe Verhältniß findet sich auch in den Revieren Wetzlar und Diez. Im Jahre 1872 wurden in diesen drei Revieren zusammen an Eisenerzen gefördert: 17,893,340 Ctr., und die Sachverständigen versichern, daß später, wenn die Krisis der Industrie vorüber sein, dieses Quantum nicht blos erreicht, sondern noch überstiegen werden wird. Sie verlangen daher eine ausreichendere Schiffbarmachung der Lahn, da die Eisenbahn bei der jetzt sehr ungenügenden Lahnschiffahrt den Transport nicht werde bewältigen können.

In demselben Bezirke nahm ungefähr zu gleicher Zeit mit dem Eisensteinbergbau auch der Manganbergbau einen ungewöhnlichen Aufschwung. Bis ins dritte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts wurden nur ganz geringe Quantitäten in einigen Gruben im Amte Weilburg gegraben und meistens im Hausirhandel verkauft. Man gebrauchte den Stein in Töpfereien zur Glasurbereitung und bei der Glasfabrikation zur Zerstörung der grünen Farbe des Glases. Seit er

aber in den zwanziger Jahren zur Darstellung des Chlorkalkes verwendet zu werden begann, stieg die Förderung von Jahr zu Jahr. Im Jahre 1828 wurden gegraben 496 Ctr. zu 322 fl., 1841—1850 jährlich 181,000 Ctr. zu 123,200 fl., 1857: 670,200 Ctr. zu 1,164,000 fl., 1872 jedoch nur 248,614 Ctr., denn es fehlt die Nachfrage.

Dieselbe metallreiche Gegend, von der wir eben gesprochen, liefert auch sonstige nutzbare Gesteine in Menge. Der hiesige Dachschiefer steht zwar an Schönheit der Färbung dem berühmten Kauber Schiefer nach, übertrifft ihn aber an Festigkeit und Haltbarkeit. Sein Absatzgebiet ist Nassau und Hessen.



Marburg an der Lahn.

Der phosphorsaure Kalk oder Phosphorit, der zur Düngung des Ackers gebraucht wird, geht in Masse nach England. Bedeutend sind die Kalksteinlager, die hier zu Tage treten. Zum Theil wird er nach dem unteren Rhein ausgeführt, wo man ihn in den Eisenhütten zum Flüssigmachen des Eisensteins verwendet; der, welcher an den Brüchen selbst gebrannt wird, geht hauptsächlich nach dem Neuwieder Rheinbecken, um bei der Fabrikation der sogenannten Tuffsteine, die man aus dem dortigen Bimssteinsande herstellt, verbraucht zu werden. Derjenige Kalkstein, welcher sich vermöge seiner Festigkeit zum Poliren eignet, wird als Marmor verarbeitet. Der beste Marmor, von mannichfaltigen Farben, wird seit Jahrhunderten in der Umgegend von Villmar, in der Mitte zwischen Weilburg und Limburg, gebrochen; er wird zum größten Theil bearbeitet von den Sträflingen im Zuchthause zu Diez und in der Marmorfabrik zu Villmar. Diese von einer französischen Gesellschaft gegründete Anlage ist nach dem letzten

Kriege in den Besitz der zu Köln seßhaften Gesellschaft „Deutsche Baustein-Industrie" übergegangen und hat sich seitdem nicht unbeträchtlich erweitert. Das durch die Kraft des Wassers in Bewegung gesetzte Werk besteht aus 9 größeren und kleineren Sägegattern, welche, jedes einzelne mit einer beliebigen Zahl von Sägen versehen, die Marmorblöcke in Platten von beliebiger Dicke zerschneiden; 4 Tranchirsägen, mit denen die großen Blöcke in kleinere zerlegt werden; 5 Schleif- und Polirmaschinen und 9 Drehbänken. Die zahnlosen Sägen arbeiten sich täglich mit Hülfe gefeuchteten Kieselsandes 25 cm durch den Stein. Die feinere Bearbeitung des kostbaren Materials und der größte Theil der Polirung geschieht durch Menschenhand.

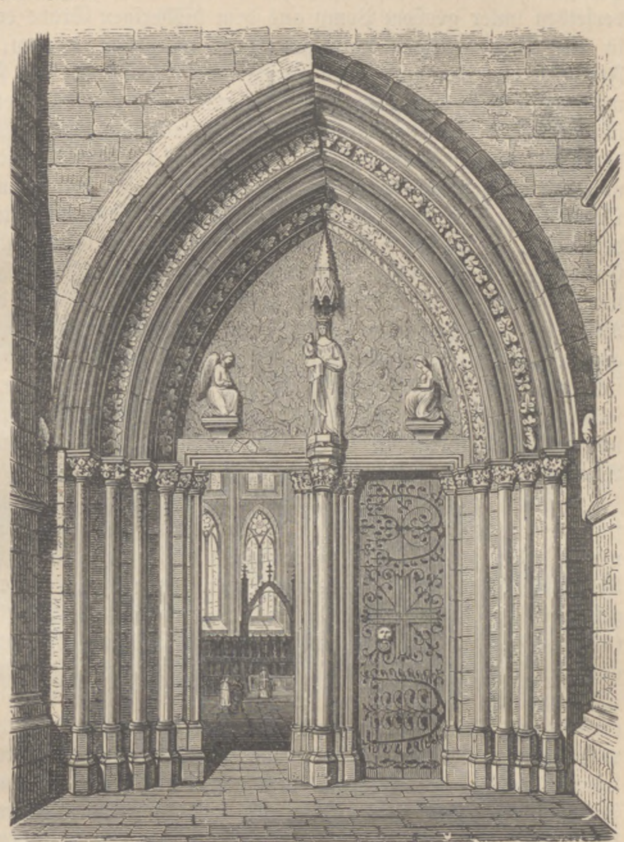
Die Gesellschaft besitzt bei Villmar und in der Umgegend vier eigene und zehn gepachtete Brüche, welche Steine von den verschiedensten Farben und Zeichnungen liefern; aber es werden auch noch Marmorarten aus anderen Gegenden Deutschlands sowie aus Belgien, Frankreich, Italien hier bearbeitet, während aus den hiesigen Brüchen rohe Blöcke in nicht geringer Zahl nach auswärts, nach Amerika, versendet werden. In der Fabrik werden durchgehends 120 Arbeiter beschäftigt, eine größere Zahl arbeitet in den benachbarten Marmorbrüchen und Sandgruben. Das Magazin der Fabrik weist die Mannichfaltigkeit der ausgeführten Gegenstände für architektonischen, industriellen und häuslichen Bedarf auf, wie Säulen, Kamine, Wand- und Thürbekleidungen, Fußböden, Treppen, Altäre, Denkmäler, Fontänen, Tisch-, Billard- und Kegelbahnplatten, Einrichtungen für Bäder, Pferdeställe u. s. w. Außer dieser großen Fabrik sind in Villmar noch vier kleinere von einzelnen Privatleuten, welche je 6—18 Arbeiter beschäftigen und namentlich auch kleinere Sachen, wie Briefbeschwerer, Vasen, Teller und Dosen und dergl., verfertigen.

Zuletzt müssen wir noch der Blei- und Silbergruben erwähnen, welche unterhalb des Eisensteinreviers in der Nähe von Nassau und Ems und dem im Rheinthal gelegenen Braubach in Betrieb sind. Im Jahre 1864 wurden auf 25 zum Theil uralten Gruben an Bleiglanz, der übrigens von geringem Silbergehalte ist, gefördert: 133,272 Ctr. im Werthe von 316,120 fl., und daraus wurden auf den drei in der Nähe befindlichen Bleihütten 8355 Ctr. Silber im Werthe von 431,868 fl. und 49,450 Ctr. Blei im Werthe von 517,569 fl., sowie 18,356 Ctr. Glätte im Werthe von 176,015 fl. gewonnen. Die Bleigruben liefern zugleich auch Zinkerze, in dem genannten Jahre 73,773 Ctr. zu 64,330 fl. Der Ertrag dieser Gruben hat bis heute nicht besonders zugenommen.

Die Städte an der Lahn. Die erste Stadt, welche die Lahn, nachdem sie das Hinterland verlassen, berührt, ist M a r b u r g mit nicht ganz 9000 Einwohnern. Die alterthümliche Stadt, auf der rechten Seite der Lahn, zieht sich unmittelbar an dem Ufer des Flusses, der hier einen weiten Bogen beschreibt, mit ihren dichten, an verschiedenen Stellen von Terrassengärten unterbrochenen Häusergruppen malerisch an dem Abhange eines Berges hinan, dessen Haupt mit dem stattlichen Schlosse gekrönt ist. So freundlich die Stadt sich von außen darstellt, so unbequem ist sie in ihrem Innern. Viele Straßen und Gäßchen, durch lange Treppen verbunden, sind so steil, daß ein Fuhrwerk nur mit Mühe oder gar nicht durchkommen kann; in manchen Häusern geht eine Thür aus dem untersten Stock in die vordere und aus dem dritten eine Thür nach hinten in eine höhere Straße. Ums Jahr 1200 war Marburg noch ein unansehnliches

Dorf, das den Schutz der Burg genoß. Bis dahin war das einige Stunden entfernte, auf einem Basaltkegel hoch über der Ohm gelegene Amöneburg (Ohmburg), wo Bonifacius sein erstes Kloster im Hessenlande gegründet hatte, jetzt ein herabgekommenes Städtchen, der Hauptort im oberen Lahngebiet. Nachdem im Jahre 1227 Marburg von dem Landgrafen Ludwig von Thüringen und Hessen zur Stadt erhoben und zum Wittwensitz seiner Gemahlin, der heil. Elisabeth, bestimmt worden war, gelangte es in kurzer Zeit durch diese Frau zu einer unerwarteten Blüte.

Noch in demselben Jahre 1227 starb Ludwig, im Begriffe, mit dem Kaiser Friedrich II. einen Kreuzzug zu machen, in Otranto, und seine 20jährige Wittwe nahm im folgenden Jahre ihren Wohnsitz zu Marburg. Elisabeth, die ungarische Königstochter, die vom vierten Jahre auf der Wartburg an dem glänzenden Hofe ihres zukünftigen Schwiegervaters, des Landgrafen Hermann, aufgewachsen war, hatte von ihrer frühen Jugend an durch das Uebermaß ihrer frommen Uebungen, durch ihre außerordentliche Strenge gegen sich selbst und ihre grenzenlose Wohlthätigkeit die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erregt, und als sie mit ihren Kindern nach Marburg übergezogen war, setzte sie diese Art zu leben in noch erhöhtem Grade fort. Statt die fürstliche Burg zu beziehen baute sie nächst der Lahn am nordöstlichen Fuße des Schloßberges ein Hospital für Kranke nebst einer Kapelle und wohnte hier, unermüdlich in der Pflege, selbst der ekelhaftesten Kranken, in Bußübungen und Kasteiungen, bis ihr zarter Leib schon im vierten Jahre der übermäßigen Anstrengungen und der Glut ihrer düstern Schwärmerei erlag (1231). Ihr Beichtvater und Führer war der durch seinen blutigen



Westportal von St. Elisabeth in Marburg.

Fanatismus berüchtigte Ketzerrichter Konrad von Marburg gewesen. Sie wurde in der von ihr erbauten Kapelle beigesetzt, und das Volk, unter dem sie Segen verbreitet, verehrte sie wie eine Heilige, wallfahrtete zu ihrem Grabe und erzählte bald von mancherlei Wundern, die sie gethan und die an ihrem Grabe geschehen. Schon 1235 wurde sie vom Papste heilig gesprochen. In demselben Jahre legte der Deutsche Orden, in dessen Besitz die Stiftung der Elisabeth übergegangen war, den Grundstein zu der Kirche, welche er über der Grabstätte der Heiligen zu erbauen beschlossen hatte, und als im folgenden Jahre die Gebeine derselben unter großem Pomp aus dem bisherigen Grabe erhoben wurden, um in ein einer Heiligen würdiges Grab gelegt zu werden, setzte der Kaiser Friedrich II., der mit vielen Großen des Reichs bei der Feierlichkeit zugegen war, der Leiche eine kostbare Krone auf. Die von Elisabeth gebaute Kapelle, über welcher der Neubau errichtet wurde, brach man erst 1249 ab; 1283 erfolgte die Einweihung, aber erst im Laufe des 14. Jahrhunderts ward die Kirche vollends ausgebaut. Dies ist die berühmte, im gothischen Stile ausgeführte Ordenskirche der heil. Elisabeth zu Marburg, das schönste Kunstdenkmal an der Lahn. „In ihr sehen wir Einfachheit und Erhabenheit, Kühnheit des Entwurfs und Anmuth der Formen, Sicherheit des Massenhaften und Leichtigkeit des Aufstrebens in schönstem Einklang, und dabei tritt durchweg eine solche Reinheit des Stils hervor, daß die Harmonie, welche über den ganzen Bau gegossen ist, durch nichts gestört wird." Die Grabkapelle der Heiligen befindet sich in dem nördlichen Querschiff, doch ruhen ihre Gebeine nicht mehr in derselben. Zur Zeit der Reformation ließ der Landgraf Philipp der Großmüthige, um den Wallfahrten zu ihrem Grabe ein Ende zu machen, die Leiche seiner Ahnfrau an irgend einer andern, nicht bekannt gewordenen Stelle bestatten.

Schon im Jahre 1247, als beim Aussterben des thüringischen Mannsstammes Hessen von Thüringen getrennt ward und an das Haus Brabant kam, war Marburg nach Kassel die erste Stadt in Hessen und seine Burg die mit Kassel wechselnde Residenz der hessischen Landgrafen. Zu noch größerer Blüte gelangte Marburg zur Zeit der Reformation durch Philipp den Großmüthigen (1518—1567). Dieser kenntnißreiche und thätige Fürst, tapfer und hochherzig, aber in seinem Handeln oft nur zu rasch und feurig, verschaffte Hessen eine Stellung unter den deutschen Staaten, die es früher nie gehabt und nie mehr erreicht hat. Sein Hof war ein Mittelpunkt der größten deutschen und europäischen Angelegenheiten, und in dem Lande erblühte, angeregt durch den Fürsten, ein frisches thätiges Geistesleben. Ein besonderes Verdienst um sein Land erwarb sich Philipp durch seinen Eifer für die Sache der Reformation. Nach dem Kurfürsten von Sachsen nahm er zuerst unter den deutschen Fürsten die Lehre Luther's an, welche er 1526 auf der Synode zu Homburg in dem ganzen Lande einführte. Er erklärte dabei seinen Landständen, daß er von den eingezogenen Kirchengütern keinen Pfennig zu seinem eigenen Vortheil, sondern Alles zu Gottes Verherrlichung und zur Wohlfahrt seiner Unterthanen verwenden wollte. Was von den Reichthümern der Geistlichkeit nicht für die Bedürfnisse des Gottesdienstes nöthig war, wurde für Hospitäler, für die Schulen und neu zu errichtenden Bildungsanstalten bestimmt. Unter diese gehörten besonders die 1527 zu Marburg gegründete Universität, die erste protestantische Hochschule Deutschlands, „das edelste Kleinod seines Landes." Wackere Lehrer wurden aus allen

Theilen Europa's herbeigerufen, und die Zöglinge strömten zu nicht blos aus Deutschland, sondern auch aus Schweden, Schottland, Griechenland u. s. w. In der Voraussicht eines Kampfes, den der Kaiser Karl V. und die katholischen Stände zur Unterdrückung der neuen Kirche beabsichtigten, bot Philipp Alles auf, um die Anhänger der Reformation zu vereinigen und zu kräftigem Widerstande fähig zu machen. Darum veranstaltete er auch im Jahre 1529 eine Zusammenkunft der beiden Hauptführer der Reformation, Luther's und Zwingli's, zu Marburg, um ein einheitliches Wirken derselben zu Stande zu bringen.



Universitätsgebäude zu Gießen.

Es kamen zu dem beabsichtigten Colloquium (Unterredung), von der einen Seite Luther, Melanchthon und Justus Jonas aus Wittenberg nebst mehreren anderen Theologen und Nichttheologen aus Gotha, Nürnberg, Augsburg u. a. O., von der andern Seite Zwingli, Oekolampadius, Bucer nebst noch mehreren Begleitern. Der Landgraf bewirthete seine Gäste stattlich und leitete dann selbst am 1., 2. und 3. Oktober 1529 das Colloquium, welches in dem großen Rittersaale des Schlosses abgehalten wurde. Absichtlich ließ man am ersten Tage mehr privatim den heftigen Zwingli mit dem sanften Melanchthon und den heftigen Luther mit dem milden Oekolampadius sich unterreden; am zweiten Tage war das Gespräch mehr öffentlich. Man einigte sich über 14 Artikel, aber am 15., über das heilige Abendmahl, über welchen noch am dritten Tage disputirt und verhandelt ward, scheiterten alle Versuche einer Verständigung. Luther erwiederte zuletzt dem zu freundlichem Vergleiche bereiten Zwingli: „Ihr habt einen andern Geist,

denn wir", und brach die Verhandlung ab. Philipp's Absicht war nicht erreicht; doch trennte man sich mit dem Versprechen, Frieden und Freundschaft halten zu wollen, was indeß in der Folge nicht geschah. Philipp hatte in der nächsten Zeit durch Abschluß des Schmalkaldischen Bundes (1531) wenigstens das erreicht, daß der Protestantismus den Unterdrückungsgelüsten des Kaisers gegenüber Zeit gewann, sich auszubreiten und zu befestigen; aber der zuletzt ausbrechende Schmalkaldische Krieg (1546—47) brachte ihm schwere Tage der Prüfung. Er mußte sich dem Kaiser gefangen geben und blieb in strenger Haft bis zum Jahre 1552, wo sein Schwiegersohn Moritz von Sachsen den Kaiser aus Deutschland hinausjagte. Noch 15 Jahre lang, bis an seinen Tod, widmete Philipp alle Kräfte dem Wohle seines Landes. Doch zerstückte er leider wieder in seinem Testamente sein schönes großes Erbe, das gesammte Hessenland, in vier Theile.

Marburg hat eine interessante Geschichte; aber in gewerblicher Hinsicht steht es gegen andere Städte von gleicher Größe zurück. Seine Nahrungsquellen bestehen hauptsächlich in dem innern Erwerb, dessen vorzüglichster Bestandtheil aus dem durch die Universität und durch die Behörden veranlaßten Verkehr hervorgeht.

Sechs Stunden unterhalb Marburg liegt auf der linken Seite der Lahn die hessen-darmstädtische Stadt Gießen, die größte Stadt des Lahngebiets; sie hat über 13,000 Einwohner. In Lage und Aussehen ist sie von dem bergigen alterthümlichen Marburg ganz verschieden; denn sie dehnt sich breit in einer fast zur Ebene erweiterten Thalfläche aus und hat in ihrem Aeußeren den Charakter einer modernen Stadt. Auch knüpfen sich an ihren Namen nicht, wie an den von Marburg, besondere geschichtliche Thatsachen, die von allgemeinerem Interesse wären. Uebrigens macht die freundliche, fruchtbare Ebene, in der die Stadt liegt, mit den in der Nähe sie umgebenden Wäldern und sanften Anhöhen, mit den ferneren, von den Burgruinen Gleiberg und Fetzberg gekrönten Basaltkuppen und den duftigen Gebirgszügen im Hintergrunde einen wohlthuenden, herzerfreuenden Eindruck, und im Innern der Stadt herrscht ein frisches, thätiges Leben. Die wackeren Bürger treiben einen ausgedehnten Feld- und Gartenbau, einen lebhaften Handel und reges Gewerbe, und unter ihnen haben die Musen einen freundlichen Sitz gefunden. Die Universität besteht seit 1607. Damals wanderte von Marburg, wo der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel die reformirte Kirche mit Gewalt einführte, eine Anzahl lutherischer Professoren nach Gießen aus und wurde hier von dem Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt mit offenen Armen aufgenommen. Er reiste selbst nach Wien und verschaffte sich für die beabsichtigte Universität von dem Kaiser Rudolf II. die Bestätigung und mancherlei Privilegien. In der Reihe ihrer Professoren stoßen wir bis in die neueste Zeit in allen Fächern der Wissenschaft auf manchen berühmten Namen; der Mann aber, der in unserem Jahrhundert am meisten für den Ruhm der Universität gewirkt hat, ist der große Chemiker und Naturforscher Justus von Liebig. Geboren zu Darmstadt im Jahre 1803, begann er seine chemischen Studien in der Apotheke zu Heppenheim, die er jedoch schon nach zehn Monaten verließ, um in Bonn und Erlangen Naturwissenschaften zu studiren. Während er sich von 1822—24 der Studien halber in Paris aufhielt, legte er der französischen Akademie die Resultate seiner chemischen Studien in einer Abhandlung vor, welche die Aufmerksamkeit Alexander von Humboldt's auf sich zog. Vornehmlich auf dessen Verwendung erhielt er

im Jahre 1824 die Professur der Chemie zu Gießen. Hier entwickelte er nun in länger als einem Vierteljahrhundert eine außerordentliche Thätigkeit und erhob die kleine Universität zum Mittelpunkt des chemischen Studiums, zu welchem nicht blos aus allen Theilen Deutschlands, sondern auch aus den fernsten Ländern zahlreiche Jünger der Wissenschaft zusammenströmten. In dem von ihm gegründeten ersten Musterlaboratorium Deutschlands arbeiteten neben dem Deutschen der Franzose, der Engländer neben dem Amerikaner. Im Jahre 1852 siedelte Liebig nach München über, wo sich ihm ein erweiterter Wirkungskreis darbot, in dem er bis zu seinem Tode (1873) thätig war. Seine Bedeutung für die Wissenschaft beruht hauptsächlich auf seinen Arbeiten in der organischen Chemie.



Wetzlar.

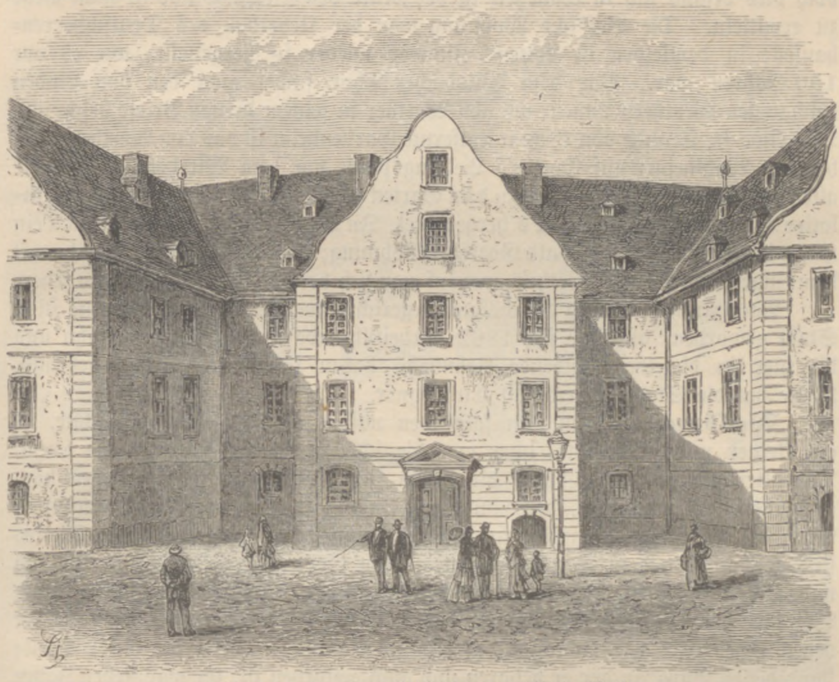
Die Ergebnisse seiner Forschungen, die er in zahlreichen Schriften bekannt gegeben, brachten ein neues Leben in die Wissenschaft der Chemie und erweckten für diese sowie für die gesammten Naturwissenschaften ein erhöhtes allgemeines Interesse; seine Ansichten und Lehren fanden fast allgemein Eingang und wurden theils von ihm selbst, theils von Anderen vielfach für die Praxis des Lebens verwerthet. Namentlich sind sie in epochemachender Weise für die Entwicklung der Landwirthschaft verwendet worden. Ferner verdanken wir seinem Streben, die Errungenschaften der Chemie praktisch nutzbar zu machen, das Liebig'sche Fleischextrakt, das Liebig'sche Brot, die Liebig'sche Suppe. Dadurch ist sein Name auch in nicht wissenschaftlichen Kreisen allgemeiner bekannt und im besten Sinne populär geworden, in der Wissenschaft der Chemie aber wird er immer als ein Stern erster Größe leuchten.

Wetzlar, jetzt noch zur preußischen Rheinprovinz gehörig, etwa 3 St. unterhalb Gießen auf der linken Seite der Lahn, hat eine ähnliche Lage wie Marburg. Die Altstadt zieht sich von dem Ufer der Lahn mit engen und oft steilen Straßen und Gäßchen einen ziemlich jähen Berg hinauf und hat im Innern wenig Anziehendes. Der am meisten in die Augen fallende Bau ist der auf der Höhe stehende Dom oder die Stiftskirche, die in ihren einzelnen Theilen die Stilgattungen verschiedener Zeitalter aufweist und einen fast ruinenartigen Anblick gewährt. Von den die Stadt umgebenden Höhen, namentlich von dem nahen Karlsmunt aus, den Trümmern einer alten Reichsfeste, hat man eine herrliche Uebersicht über die schöne Landschaft; zu unseren Füßen liegt das freundliche, durch den Fluß belebte und von schöngeschwungenen bewaldeten Bergen umschlossene Lahnthal, in welches der Stadt gegenüber das Thal der Dill mündet; abwärts an der Lahn sieht man auf der Höhe das altberühmte Kloster Altenberg und aufwärts in weiter Ferne die Kuppen von Gleiberg und Fetzberg.

Wetzlar ist eine der ältesten Städte an der Lahn. Es war eine freie Reichsstadt bis 1806; doch erst durch das Reichskammergericht gelangte es zu einer besonderen Bedeutung. Dieses von Kaiser Maximilian I. 1495 gestiftete höchste Gericht des Reiches, die erste Instanz für alle unmittelbaren, das Appellationsgericht für alle mittelbaren Reichsstände bildend, hatte Anfangs seinen Sitz in Frankfurt, dann in Speyer; als aber Speyer 1689 von den Franzosen eingeäschert ward, wurde es auf Bewerbung der Stadt nach Wetzlar verlegt (1693). Der Ort hatte damals keineswegs ein städtisches Aussehen. Die Assessoren klagten über die ungepflasterten Straßen mit den Misthaufen vor den unansehnlichen Häusern, die zum Theil mit Stroh gedeckt waren. Das wurde jetzt anders; die Stadt belebte sich durch den Zuzug der vielen Gerichtsbeamten, der Advokaten, Gesandtschaften deutscher Fürsten und Städte, junger Rechtsbeflissenen, die sich hier mit der gerichtlichen Praxis bekannt zu machen suchten, und hob sich bald zu schöner Blüte. Die Einwohnerzahl betrug in den besten Zeiten 7000. Das Kammergericht entwickelte Anfangs eine große Thätigkeit; aber da stets die Zahl der Assessoren zu gering war und diesen der nöthige Unterhalt nicht gewährt ward, so daß mit der Zeit mancherlei Nachlässigkeiten und Versäumnisse, Ungerechtigkeiten und Bestechungen Eingang fanden, so wuchsen die unerledigten Prozesse allmählich ins Unendliche. Zu der Zeit, wo Goethe sich in Wetzlar aufhielt, hatten sich 20,000 Prozesse aufgehäuft; jährlich konnten 60 abgethan werden, und das Doppelte kam hinzu. So war das Reichskammergericht lange Zeit bis an sein Ende (1806) ein kranker Körper, dem die wiederholten Visitationen nicht aufzuhelfen vermochten.

Durch das Reichskammergericht kam auch der junge Goethe nach Wetzlar. Er verlebte dort, um sich nach seines Vaters Wunsch zum Rechtsanwalt auszubilden, das Frühjahr und den Sommer 1772. Der 22jährige Jüngling kam aber nicht zu einem ernsten Studium seines Faches, sondern überließ sich ganz den ihm angeborenen Neigungen. „Ich hatte den Vorsatz“, sagt er, „meine innere Natur nach ihren Eigenheiten gewähren und die äußere nach ihren Eigenschaften auf mich einfließen zu lassen.“ Sein dichterisches Gemüth versenkte sich Anfangs mit voller Hingebung in den Genuß der „stummlebendigen“ Natur, die ihm in ihrem schönsten Frühlingsschmuck entgegenlachte; nachdem er aber durch seinen neugewonnenen Freund Kestner, den Bremer Gesandtschaftssekretär, mit seiner

Braut Charlotte, der Tochter des in Wetzlar wohnenden Amtmanns Buff, bekannt gemacht worden war und herzliche Aufnahme in dieser Familie gefunden hatte, zog ihn die Liebenswürdigkeit des heiteren, unbefangenen, pflichttreuen Mädchens mit solcher Gewalt in ihre Kreise, daß er fast stets in ihrer Nähe war und mit dem verlobten Paare den Sommer hindurch eine „echt deutsche Idylle“ erlebte. Doch die freundschaftliche Zuneigung zu der Verlobten seines Freundes verwandelte sich allmählich in eine leidenschaftliche Liebe, so daß er es für gut fand, den Ort seines Glückes und seiner Leiden plötzlich zu verlassen.



Gebäude des ehemaligen Reichskammergerichts in Wetzlar.

Während er in der nächsten Zeit wieder in Frankfurt lebte, suchte er sich von den schmerzhaften Seelenstimmungen, die ihn lange gedrückt, dadurch zu befreien, daß er sie in einem dichterischen Werke niederlegte. „Aber es wollte sich nichts gestalten, es fehlte mir eine Begebenheit, eine Fabel, in welcher sie sich verkörpern konnten.“ Da erhielt er im Oktober 1772 durch Kestner von Wetzlar die Nachricht, daß der braunschweigische Legationssekretär Jerusalem, veranlaßt durch die unglückliche Liebe zu der Gattin eines Freundes, sich erschossen habe, und sogleich war der Plan zu den „Leiden des jungen Werther“ gefunden; doch dauerte es noch länger als ein Jahr, bis Goethe das Werk niederschrieb, und zwar innerhalb vier Wochen (Febr. 1774). Diese Dichtung, die mehr noch als das im vorhergehenden Jahre erschienene Sturmdrama „Götz von Berlichingen“ eine ungeheure Wirkung in Deutschland, ja in der ganzen gebildeten Welt ausübte und den Ruhm des jungen Dichters überallhin verbreitete, hat ihren Grund und Boden in dessen

Aufenthalt zu Wetzlar. Nicht blos die Stimmungen und Gedanken, die er in Wetzlar mit sich herumtrug, sind in die Seele des jungen Werther eingegossen, sondern der Dichter hat seinem Werke auch den landschaftlichen und geselligen Hintergrund Wetzlars geliehen. Man findet noch heute in Wetzlar und Umgebung manche Oertlichkeiten, die auf den Dichter und seine Dichtung Bezug haben. In der Unterstadt an dem Schillerplatz, dem ehemaligen Franziskanerkloster gegenüber, zeigt man das Haus und das Zimmer, in dem Jerusalem sich erschossen hat. Man zeigte auch früher sein Grab in einer Ecke des Kirchhofs, doch dies befand sich in Wahrheit in der Mitte des Kirchhofs und ist nicht mehr zu ermitteln. Die Buff'sche Wohnung war der Ueberbau des Deutschherrenhauses; in demselben ist Lottens Zimmer wieder so hergestellt, wie es vor 100 Jahren war. Vor dem Wildbacher Thor findet man den von Linden beschatteten Wertherbrunnen, wie ihn Werther in seinem dritten Briefe beschreibt. Das etwa $1/2$ Stunde von Wetzlar entfernte Garbenheim ist das von Werther so oft besuchte Wahlheim; auf Goethe's Lieblingsplatze vor dem Wirthshause sind die alten Linden durch neue ersetzt. In dem Garten hinter dem Hause hat sich der spekulative Wirth ein Grab Werther's hergerichtet. In Wetzlar selbst bezeichnet man ein Haus in der Gewandsgasse als Goethe's Wohnung; doch ist die Fensterscheibe mit dem eingeritzten Namen Goethe's, worauf man sich berufen hat, nicht mehr zu sehen.

Nach Aufhebung des Reichskammergerichts war Wetzlar wieder eine stille Stadt geworden; aber die seit 1862 vorbeiführende Deutz-Gießener Bahn und die hier in dieselbe mündende Lahnbahn haben ihm neues Leben gebracht. Heute hat die Stadt etwa 6000 Einwohner.

Weilburg, von den nun folgenden nassauischen Städten die nächste, ist ein kleiner und stiller Ort, aber wol die schönstgelegene Stadt an der Lahn. Das alterthümliche Schloß und die daran sich anlehnende Altstadt liegen hoch auf einem Porphyrfelsen, der von dem Flusse fast ganz im Ringe umflossen wird; die der Stadt gegenüber sich erhebenden steilen Gehänge des engen Thales sind geschmückt mit in Terrassen aufsteigenden Gärten, mit Wald und Gebüsch und schroffen Felsen, darüber stattlicher Buchenwald und schöne Lindenalleen. Wer hier der Geschichte kundig ist, der erinnert sich jedesmal bei dem Anblick der östlichen Ecke des Schlosses des Königs Konrad I.; denn an dieser Stelle stand dessen Burg, in der er geboren und auch gestorben ist. Er war sieben Jahre deutscher König (911—918) in einer für Deutschland höchst traurigen Zeit. Unter den letzten Karolingern, die in Deutschland mit Ludwig dem Kinde ausstarben, war das Königthum völlig machtlos geworden. Die einzelnen Stämme, mit ihren Herzögen an der Spitze, strebten nach Selbständigkeit, im Innern herrschten blutige Fehden, und die Grenzen des Reiches waren schutzlos; von Norden her machten die Normannen, von Osten die Slaven, von Südost die Ungarn ihre verheerenden Einfälle in das Land. Konrad versuchte die königliche Gewalt wieder zu Ansehen zu bringen und die Macht des Reiches neu zu begründen; aber umsonst, er rieb seine Kräfte vor der Zeit auf. Als er in seinem Schlosse zu Weilburg auf dem Sterbebette lag, voll Schmerz über das Mißlingen seiner Bestrebungen, forderte er seinen Bruder Eberhard, der sich Hoffnung auf die Krone machte, in Gegenwart seiner Verwandten, auf, die Reichskleinodien seinem bisherigen Feinde, dem Herzog Heinrich von Sachsen, zu überbringen und für dessen Königswahl zu wirken, da dieser die Kraft habe, Deutschland zu einigen.

Eberhard erfüllte den Willen des Bruders, und Heinrich von Sachsen ward zum König gewählt. Dieser schuf durch sein kluges und thatkräftiges Auftreten in sechs Jahren Deutschlands Einheit und begründete für Jahrhunderte seine Macht und Größe. Man darf daher wol sagen, daß an jener Stelle des Weilburger Schlosses, wo der hochherzige Konrad starb und in edler Sorge für des Vaterlandes Wohl, die eigene Person und die Interessen seiner Familie vergessend, seinen Feind zu seinem Nachfolger bestimmte, der erste Grund zu der Macht gelegt worden ist, durch welche das Deutsche Reich während des Mittelalters alle christlichen Staaten überragt hat.



Schloß Stein bei Nassau. (Zu S. 169.)

Konrad wurde zu Weilburg in der Gruft seines Geschlechtes, der Konradiner, bestattet; Andere behaupten, seine Leiche sei nach Fulda gebracht worden. Das Schloß zu Weilburg kam später an die Bischöfe von Worms, und die Grafen von Nassau waren die Vögte darin. Der König Adolf von Nassau, der in dem Schlosse geboren ist, kaufte es 1294, und seitdem ist es bei Nassau geblieben. Es ist das Stammschloß der Nassau-Weilburger Linie, der jetzigen herzoglichen Familie. Der Hauptheil des heutigen Baues stammt aus den Jahren 1543—49, ein ansehnlicher Neubau desselben aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Limburg ist von alter Zeit her der Mittelpunkt für den Verkehr des untersten Lahnbeckens, in dessen Mitte es liegt; doch wetteifert jetzt in dieser Hinsicht mit ihm das benachbarte Diez. Es ist in Nassau die größte Lahnstadt

und zählt ungefähr 5000 Einwohner. Im Mittelalter war Limburg beträchtlich größer. Nach dem Zeugniß der Limburger Chronik konnte es im Jahre 1336 mehr als 2000 geharnischte Männer ins Feld stellen; im Jahre 1346 starben daselbst in einem Vierteljahr an der Pest, dem „schwarzen Tod“, mehr als 2400 Menschen, ungerechnet die Kinder. Das merkwürdigste Gebäude der Stadt ist der stattliche Dom des h. Georg auf einem niederen Felsen dicht an dem Flusse, nach der Elisabethkirche zu Marburg das bedeutendste Baudenkmal an der Lahn. Die Kirche, ausgezeichnet durch die in seltener Harmonie gelungene Verbindung des romanischen und gothischen Stils, wurde im Anfang des 13. Jahrhunderts von dem Grafen Heinrich I. von Isenburg, Herrn von Limburg, erbaut und 1235 geweiht: doch erhielt sie erst ihre wirkliche Vollendung, wie sie dem Geiste des ersten Erbauers vorgeschwebt, im Jahre 1865. Die erste Georgenkirche wurde auf derselben Stelle in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts gegründet, wahrscheinlich von dem Gaugrafen Gebhard, der damals die auf den Trümmern eines Römerkastells errichtete Limburg innehatte. Um das Jahr 910 wurde diese Kirche durch eine andere ersetzt, welche der in Limburg seßhafte Konrad Kurzbold, ein Vetter des vorhin genannten Königs Konrad, Graf im Niederlahngau, an derselben Stelle, wo heute der Dom steht, neu erbaute. Die Burg Kurzbold's stand auf demselben Felsen, und noch heute sind Reste davon zu sehen. Dieser merkwürdige Mann, ein Lieblingsheld des deutschen Volkes, das ihn in Liedern feierte, ist berühmt durch die unerschütterliche Treue, die er seinem König Otto I. bewahrte. Als eine Sonderbarkeit von ihm wird berichtet, daß er einen Widerwillen gegen Aepfel und Weiber hatte, und daß er ein Haus nicht betrat, in dem er eine Frau wußte. Er war klein von Gestalt (daher sein Beiname), aber von außerordentlicher Körperstärke. In einem Kriege gegen die Slaven forderte ein riesiger Slave die deutschen Kämpfer prahlend zum Zweikampf auf; der kleine Kurzbold trat ihm entgegen und erlegte ihn, wie David den Riesen Goliath. Einst, als er mit König Otto in dessen Zelte saß, stürzet ein Löwe, der seinem Käfig entsprungen war, blutdürstig auf den König los; aber Kurzbold warf sich dazwischen und hieb den Löwen mit einem Streiche nieder. Als König Otto I. durch einen Aufstand seines Bruders Heinrich, des alten Herzogs Eberhard von Franken, den wir als Bruder des Königs Konrad I. kennen, des Herzogs Giselbert von Lothringen und des Erzbischofs Friedrich von Mainz in große Bedrängniß kam, wurde der Krieg durch eine kühne That des Konrad Kurzbold rasch beendigt.

Er überfiel 939 zugleich mit dem fränkischen Grafen Udo bei Andernach die beiden Herzöge Eberhard und Giselbert, während sie einen Theil ihrer Truppen schon über den Rhein gesetzt hatten und nichts ahnend beim Bretspiele saßen. Eberhard wurde nach tapferster Gegenwehr zuletzt von seinem Vetter Kurzbold mit dem Schwerte durchbohrt; Giselbert sprang flüchtend in einen Kahn, versank aber in den Fluten des Rheins. Damit war der gefährliche Krieg zu Ende. Auch in den Regierungsgeschäften leistete Kurzbold seinem König durch seinen Verstand und seine reiche Erfahrung — man nannte ihn den Weisen — die besten Dienste. Er starb 948 und wurde in der von ihm gegründeten Kirche zu Limburg begraben. Das in dem Dom befindliche Grabmal ist nicht über seiner Grabstätte errichtet, sondern stammt erst aus dem dreizehnten Jahrhundert.



Heinrich Friedrich Karl, Frhr. vom und zum Stein (geb. 26. Okt. 1757, gest. 29. Juni 1831).
Nach dem Marmorstandbild von Pfuhl zu Nassau. (Zu S. 169.)

Nassau. Wenn man von Limburg und Diez an der Lahn abwärts in die Nähe der Stadt Nassau kommt, sieht man links von der Lahn auf einer hohen Bergkuppe einen alten mächtigen Thurm, den Rest von der Burg Nassau, der Stammburg des nassauischen Fürstenhauses, das in seinen zwei Hauptlinien, der Walramischen und der Ottonischen oder Oranischen, manchen in der Geschichte hervorragenden Mann aufzuweisen hat. Wer kennt nicht den großen Oranier Wilhelm den Verschwiegenen, der, staatsklug wie keiner und zugleich tapfer im Felde, die spanische Weltmacht erschütterte und dem finsteren Despotismus des spanischen Königs Philipp II. die protestantische Freiheit und die politische Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande abrang? Sein Sohn Moritz von Nassau-Oranien, der bewunderte Kriegsheld, setzte in den Niederlanden sein Werk ruhmreich fort, und des Verschwiegenen Urenkel, Wilhelm von Oranien, Wilhelm III. auf dem englischen Thron, hat der eroberungssüchtigen Macht eines Ludwig XIV. von Frankreich, welche nach der Beherrschung von ganz Europa trachtete, Schranken gesetzt und zugleich die politische Freiheit und den Protestantismus des englischen Volkes sicher gestellt. Und auch die Walramische, die jetzige herzogliche Linie kann sich manches bedeutenden Mannes rühmen, namentlich hat sie auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz vier Männer, Nachkommen des Königs Adolf von Nassau, geliefert, die mehr als ein Jahrhundert hindurch (von 1346—1475) mit geringer Unterbrechung durch ihre Befähigung, ohne Kaiser zu sein, an der Spitze der Angelegenheiten des Deutschen Reiches gestanden haben. Einer von ihnen, Johann (1397—1419), entsetzte zu Lahnstein den faulen Kaiser Wenzel und erhob an seine Stelle Ruprecht (Rupert) von der Pfalz; später verhalf er Sigismund, dem Bruder Wenzel's, zur deutschen Krone.

An dem Abhang des Berges, auf dessen Gipfel die Burg Nassau stand, nach der Lahn zu, liegen die Trümmer der Burg Stein, des Stammsitzes der Freiherren von Stein. Das neue Schloß der Familie von Stein befindet sich in der Stadt Nassau selbst, welche auf der rechten Seite der Lahn dem Berge gegenüber liegt, eine kleine Stadt von etwa 1500 Einwohnern. In diesem Schlosse ward am 27. Oktober 1757 der berühmte, um Preußen und Deutschland so hochverdiente Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein geboren. Als in den Jahren 1806 und 1807 nach der Schlacht bei Jena und dem Frieden zu Tilsit Preußen so tief daniederlag und der König Friedrich Wilhelm III. zu der Einsicht kam, daß der Staat einer Neubildung bedürfe, da war es Stein, der, im Oktober 1807 an die Spitze des Ministeriums berufen, dem Staate ein neues frisches Leben einhauchte, Preußen wieder mit Kraft und Muth erfüllte, daß es daran denken konnte, sich von dem französischen Drucke zu befreien und seine Ehre wieder herzustellen. Stein war bekannt als ein Mann von großer Einsicht und Thatkraft, begeistert von der Liebe zu seinem Vaterlande und erfüllt von einem tiefen Haß gegen den despotischen Uebermuth Napoleon's. Unterstützt von gleichgesinnten Männern, wie Hardenberg, Stägemann, Niebuhr, Altenstein, Schön, Scharnhorst, Gneisenau, ging er frisch und voll Vertrauen auf die Vorsehung an das schwere Werk, und als er im November 1808 wegen des Verdachtes, den Napoleon auf ihn geworfen, sein Amt nothgedrungen niederlegen mußte und, von Napoleon als „ein Mann Namens Stein“ geächtet, nach Oesterreich flüchtete, wirkten Hardenberg und seine Freunde, in steter Verbindung mit dem Geächteten, in seinem Sinn und Geiste fort.

Durch eine Menge neuer Gesetze wurden der Bürger- und Bauernstand gehoben, die Schranken zwischen den Ständen wurden zerbrochen, der öffentliche Geist belebt, Thätigkeit und Selbstgefühl, Hingabe für das Vaterland geweckt; eine neue Wehrverfassung, gegründet auf die allgemeine Wehrpflicht, ward geschaffen und ein neues Heer, das mit dem ganzen Volke, voll Erbitterung gegen die schmachvolle Fremdherrschaft, mit Ungeduld des Rufes zur Erhebung harrte. Und als nun nach Napoleon's unglücklichem Zuge nach Rußland für Preußen die Tage der Befreiung kamen, da wirkte Stein, welchen der Kaiser Alexander von Rußland an seine Seite berufen, mit heiligem Feuereifer an allen Enden, und er hatte die Freude, den französischen Kaiser, den stolzen Bedränger Deutschlands, gestürzt und sein Vaterland befreit zu sehen. Leider gelang es ihm nicht, bei der Neugestaltung Deutschlands auf dem Wiener Kongreß seine Einheitsgedanken durchzusetzen. Mißvergnügt mit den neuen Ordnungen, zog er sich in die Stille des Landlebens zurück und verstarb hier am 29. Juni 1831.

Oben auf der Höhe der Burg Stein erhebt sich unter gothischem Baldachin des deutschen Patrioten Marmorstatue. In der Hand trägt er die Rolle, welche seine Denkschrift vom 11. Juni 1807 andeutet, die er verfaßte über die Reorganisation Preußens. Das Monument, welches das deutsche Volk dem Gründer der monumenta Germaniae errichtet hat, trägt als Inschriften:

Heinrich Fr. Karl
Freiherr vom und zum Stein
geb. 25. Oktober 1757
gest. 29. Juni 1831.

Des Guten Grundstein,
Des Bösen Eckstein,
Der Deutschen Edelstein.

Vollendet im Jahre
der Wiederherstellung des Deutschen Reiches
1871.

Und im Gedanken an den großen Vaterlandsfreund, der im Sturm und Drang niemals den Hoffnungsstern, der dem deutschen Volke winkte, aus dem Auge verlor, verlassen wir Stadt Nassau und Burg Stein. — Der Eilzug, der auf kürzestem Wege auf der Reichslinie Berlin mit Metz verbindet, bringt uns mit Windeseile über Bad Ems und Oberlahnstein ins Angesicht dem Wunderbau des Stolzenfels, dem Hochsitze des ersten Kaisers deutscher Nation. Dem Lahnthale aber und seinen Burgen und Städten sei zugerufen zum Abschied ein frohes: Χαῖρε!

Achte Abtheilung.



Der Dom zu Aachen.

Der Rhein und seine Ufer von Koblenz bis Bonn.



Altenahr.

Die Ahr von ihrer Mündung bis zur Quelle.

> Gruß dir, Romantik, im felsigen Thal,
> Rebenumgürtet im sonnigen Strahl,
> Sagenumwoben und rankenumlaubt
> Hebst du basalten dein königlich Haupt.

Auf der linken Rheinseite, dem Städtchen Linz gegenüber, in der sogenannten „goldenen Meile", fließt die Ahr in den Rhein, und die beiden Schwesterstädte Remagen und Sinzig halten ihr gleichsam bei ihrer Vermählung mit dem ewig jugendlichen Strome die Ehrenwache.

Beide Städte tragen gleichberechtigt den Schlüssel zu dem schönen Ahrthale am Gürtel, jedoch hat Remagen wegen seiner örtlichen Lage, wo sich Strom und Schiene verbinden, eigentlich den Vorrang.

Remagen ist von der Römerzeit her unter dem Namen Rigomagus bekannt. Seine katholische Pfarrkirche steht auf römischem Gußmauerwerk, welches man als Fundament des ehemaligen Römerkastells bezeichnet. Die Stadt, welche etwas über 2000 Einwohner zählt, die sich vom Wein- und Ackerbau sowie Schiffahrt nähren, war früher bedeutender. Unter den Kriegen der beiden Gegenkaiser Philipp und Otto theilte sie das Los vieler Schwesterstädte am Rhein und ward im Jahre 1198 ganz in einen Schutthaufen verwandelt.

Wieder aufgebaut, wurde ihr im Jahre 1205 dasselbe Geschick bereitet, als sich Erzbischof Adolf von Otto abwandte und Philipp die Hand reichte. Im Jahre 1424 wurde sie vom Herzog von Berg an den Erzbischof Otto von Trier für die Summe von 1300 fl. verkauft; dieser verpfändete die Stadt jedoch in den Jahren 1454—60 wieder an das Kölner Erzstift. Im burgundischen Kriege hielten sie ein Eberhardt von Aarburg und ein Graf von Manderscheidt mit burgundischen Truppen besetzt; diese mußten sich jedoch dem Belagerungsheere Friedrich's unter dem Markgrafen Albert von Brandenburg ergeben, und die Stadt fiel in die Hände des Siegers. Ganz besonders litt Remagen im Dreißigjährigen Kriege unter dem schwedischen General Baudissin. Der größte Theil der Stadt ging in Flammen auf, und im Jahre 1644 zählte sie nur noch einige Häuser. Im Jahre 1674 wurde Remagen wieder durch den spanischen Erbfolgekrieg heimgesucht, und im Jahre 1696 zerstörten die Truppen Ludwig's XIV. vollends, was die Vorgänger übrig gelassen hatten. Nun folgte die hundertjährige Friedensperiode, und Remagen erhob sich durch den Erwerbfleiß seiner Bewohner wieder zu einem schönen Wohlstande. Die französische Okkupation brachte ihm wenig Schaden, und als es unter die Krone Preußens kam, machte das bessere Geschick die Stadt bald die Drangsale der Vergangenheit vergessen, an die man heute nur noch durch einige hier und da eingemauerte Steinkugeln erinnert wird.

Zu dem Aufschwunge Remagens trug die Erbauung der Apollinariskirche sowie das Emporblühen des Bades Neuenahr nicht wenig bei. Heute ist die Stadt eines der Hauptabsteigequartiere der vornehmen Reisewelt, die das Rheinthal besucht. Unter ihre Merkwürdigkeiten ist in erster Reihe das sogenannte Römerthor zu zählen, das den Eingang in den Pfarrhof bildet. Ueber die Auslegungen seiner sonderbaren Ornamente sind die Gelehrten keineswegs einig. Gottfried Kinkel deutet sie mit Bezug auf die Herrschermacht und erblickt in dem Thorbogen einen Eingang zu einem fränkischen Königspalaste; Professor Braun aus Bonn deutet die Bildnisse auf die Offenbarung Johannis und hält den Thorbogen für das Portal einer christlichen Kirche. Jedenfalls haben wir es hier mit den Anfängen der deutschen Bildhauerkunst zu thun, denen der überkommene römische Geschmack zu Grunde gelegt wurde.

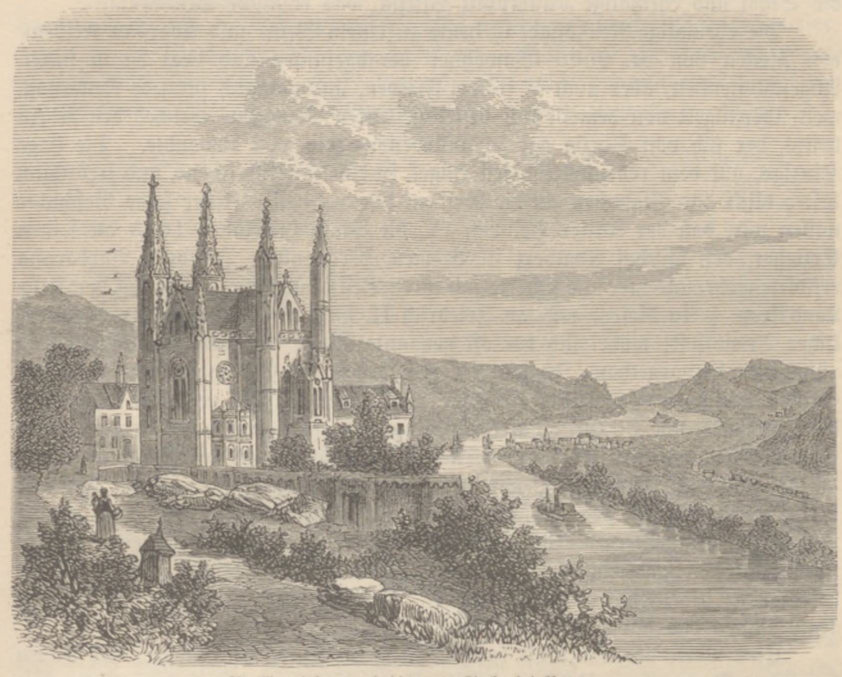
Das Hauptschiff der Pfarrkirche ist sehr alt und dürfte Anfangs des elften Jahrhunderts erbaut sein. Der herrliche Chor ward jedoch von einem Pfarrer Richard erbaut und erst 1246 eingeweiht.

Eine Schatzkammer der deutschen Kunst besitzt Remagen an seiner Apollinariskirche. Der Reichsgraf und Kammerherr Franz Egon von Fürstenberg-Stammheim, der sie auf eigene Kosten erbauen ließ, legte zu dem Bauwerk im Jahre 1839 den Grundstein. Der Dombaumeister Zwirner aus Köln leitete den Bau, und im Jahre 1857 wurde die Kirche eingeweiht. Sie ist in rein gothischem Stile erbaut, und herrliche Fresken, hervorgegangen aus den Händen der ersten Meister der Düsseldorfer Malerschule, Karl und Andreas Müller, und der Professoren Deeger und Ittenbach, schmücken das Innere.

Wundervoll erhaben ist der Eindruck, den der Eintretende empfängt. Rechts erblickt man den Bildercyklus aus dem Leben der Jungfrau Maria und links den aus dem Leben des Heilandes. In den beiden Kreuzflügeln sind die Darstellungen aus der Legende des heiligen Apollinaris. Der gestirnte Himmel

mit dem Bilde des auf den Wolken kommenden Welterlösers, das Buch des Lebens aufgeschlagen in der Hand haltend, überkrönt das Ganze. Und wahrlich:

Wol rauschet ernst und hehr der Ahnung Flügelschritt,
Jedoch verkörpert zeigte sie sich nie. —
Die Wahrheit erst auf ihre höchste Stufe tritt
Hier an der Hand der holden Poesie. —



Apollinarisberg und die neue Kirche bei Remagen.

In der schönen Krypta, deren Gewölbe auf zwölf byzantinischen Säulen ruhen, befindet sich der uralte Sarkophag, der das Haupt des heiligen Apollinaris birgt. Auch befindet sich hier ein bedeutendes Werk altdeutscher Holzschneidekunst von Veit Stoß, ein Bild des Gekreuzigten in den letzten Zügen. Erzbischof Reinold von Dassale hatte die Gebeine Apollinar's nebst den Häuptern der drei Könige mit aus Mailand gebracht und die Sage berichtet darüber:

Es zog ein Schifflein durch die Flut
Rheinabwärts hin zum Thale,
Darinnen barg ein hohes Gut
Herr Reinold von Dassale.

Er barg in gold'nem Kasten gar,
Umspannt von Erz und Eisen,
Das Haupt von Sankt Apollinar
Und auch die der drei Weisen.

Doch siehe! an dem Felsen dort
Stand fest wie Blei die Welle,
Kein Segel bracht' das Schifflein fort —
Kein Ruder von der Stelle. —

Als nun Apollinar's Gebein'
Er legt im Kirchlein nieder,
Das Schifflein zog hinab den Rhein
Mit Sang und Klang auch wieder.

Seit dieser Zeit Apollinar
Im Kirchlein ruht am Strome,
Und die drei Weisen allegar
Zu Köln im hohen Dome.

Alljährlich wird die Apollinariskirche von vielen Wallfahrern besucht, und Hunderte von Reisenden erfrischen an den schönen Gemälden Herz und Gemüth.

Drei Viertelstunden von Remagen entfernt, auf der rechten Ahrseite, liegt die Stadt und ehemalige Kaiserpfalz **Sinzig**, das römische Sentiacum.

Die ehemalige Reichsstadt ist heute zu einem Wein- und Ackerbau treibenden Flecken von ca. 2000 Einwohner herabgesunken und liegt da in stiller Abgeschlossenheit, aber auch in stillem Frieden, unzugänglich für jede Neuerung, weit überflügelt von dem örtlich besser gestellten Remagen, welches den Rhein besitzt, der sich von Sinzig gar zu unliebenswürdig weit abwandte. Die Lage Sinzigs, auf dem rebenumkränzten Hügel, ist eine wirklich schöne, und freundlich heiter blickt das Städtchen auf die Goldene Meile hinab. Ueber seine Geschichte wissen wir, daß der Kaiser Heinrich IV. die Stadt im Jahre 1065 an seinen Erzieher, den Bischof Adalbert in Bremen, verschenkte. Friedrich Barbarossa residirte mehrmals hier und sicherte sich ihren Besitz durch die Erbauung der Feste Landskron. An diesem wie an Friedrich II. hielt die Stadt mit unerschütterlicher Treue fest, wobei sich der oft genannte Ritter Gerhard von Sinzig stets rühmlichst hervorgethan. In späterer Zeit begab sich Sinzig in den Schutz des Grafen Wilhelm von Jülich. Kaiser Adolf von Nassau verkaufte die Stadt dem Erzstifte um 36,000 Mark Sterling. Diesem wurde sie jedoch später wieder abgenommen. Karl IV. verkaufte im Jahre 1348 die Stadt abermals an die Jülicher Markgrafen, und im Jahre 1368 ging sie nach der Schlacht bei Cleverhamm an den tapferen Adolf von Kleve über. Als nun endlich Jülich, Kleve und Berg vereinigt wurden, ward Sinzig der Hauptort eines Jülich-schen Amtes. Im spanischen Erbfolge- sowie im schwedischen Kriege litt die Stadt ganz bedeutend. und Ludwig XIV. zerstörte im Jahre 1689 durch angelegte Minen das starke Königsschloß.

Eine Perle der Baukunst besitzt Sinzig an seiner Pfarrkirche. Sie ist ein herrliches Bauwerk im Uebergangsstil. Ueber die genaue Zeit ihrer Erbauung fehlen jegliche Dokumente, und fällt diese wahrscheinlich in den Anfang des 13. Jahrhunderts, wo durch die Kriege Philipp's und Otto's viele Kirchen und Städte am Rhein zerstört waren. An ihrer Seite stand früher noch eine kleine uralte Kapelle, ein Baptisterium, das man als von der Kaiserin Helena, der Mutter Konstantin's, herrührend bezeichnete. Auf die Kaiserin Helena deuten noch viele Benennungen in und um Sinzig hin: ein Helenenthor, Helenenfeld ꝛc., auch ist sie die Schutzheilige der Stadt. Ferner soll der Sage nach in der Ebene vor Sinzig dem Kaiser Konstantin das Kreuz in den Lüften erschienen sein:

Als Christenthum und Heidenschar
Zum letzten Kampfe schreiten,
Steht Konstantin am Feldaltar
Und schaut in Himmelsweiten.

Er fleht zum Höchsten um den Sieg,
Da: aus den Wolkenreichen,
In gold'nem Glanze niederstieg
Des heil'gen Kreuzes Zeichen.

In Strahlenschrift geschrieben stand:
„In diesem Zeichen siege."
Als jeden Krieger schmückt das Band,
Schritt Konstantin zum Kriege.

Es fiel die Heidengötterwelt
Nun unter seinen Streichen,
Und von den Alpen bis zum Belt
Strahlt Christi Siegeszeichen.

In der Kirche ruht auch das Wahrzeichen Sinzig's, der sogenannten „heilige Vogt", eine immerhin merkwürdige Mumie, über deren Herkunft ebenfalls jegliche verbürgte Nachrichten fehlen. Der Volksmund bezeichnet den Todten als einen Schloßvogt der Kaiserin Helena. Man fand die Mumie in der alten Kapelle; die Franzosen nahmen sie bei der Okkupation mit nach Paris, von wo sie jedoch 1815 an ihren früheren Ruheort zurückkam, und wo man sie in einem Glassarge unterbrachte.

Das alte Königsschloß stand auf der nördlichen Seite der Stadt und war durch eine Brücke mit ihr verbunden. Hier nahmen die Kaiser Absteigequartier, wenn sie von der Kaiserwahl von Frankfurt nach Aachen zur Krönung zogen. Nach dem Abzuge Ludwigs XIV. lagen die Trümmer öde und wüst, und über die geborstenen Brücken und schilfbewachsenen Gräben schwebte die Sage:

Es steigen aus dem Schilf empor
Viel Seufzer, lang gezogen,
Ein Frauenbild in weißem Flor
Schwebt über Brück und Bogen.

Am Gürtel hell ein Schlüsselbund
Mit gold'nem Ringe blinket,
Mit Augen sanft und süßem Mund
Das Bild dem Wandrer winket.

Und wer gefolgt der Geisterbraut,
Ward grau in jungen Jahren —
Und was sie ihm hat anvertraut,
Nie hat man es erfahren.

Im Mondlicht wandelt sie bei Nacht
Doch auch bei Tag nicht minder,
Am Wassergraben hält sie Wacht
Beim frohen Spiel der Kinder.

Und stehen bald der Stadt bevor
Viel Leid und Kriegsgefahren,
Die Jungfrau geht im schwarzen Flor,
Ein Lichtkreuz in den Haaren.

Auf den früheren Resten der Burg erhebt sich heute wieder ein stattliches Schloß, und das Standbild Barbarossa's schaut majestätisch in die Gartenanlagen hinein. Die Klänge der alten Volkssage, welche die Trümmer umschwebten, verhallen jedoch immer mehr, und ihre Lyra liegt begraben in den zugeworfenen Gewölben, aus denen frisch ein neuer Epheu sich emporrankt.

Das erste Dorf des Ahrthales ist **Bodendorf**. Es hat herrliche Fluren und reiche Weinberge, in besonders geschützten Lagen. Seine Söhne sind ein besonders schöner Menschenschlag, denen der treffliche Ahrbleichart in den Adern rollt, und die den Garderegimentern alljährlich ein gutes Kontingent liefern. Der rheinische Dichter Wolfgang Müller hat längere Zeit hier gewohnt, und viele seiner sinnigen Volkslieder sind hier entstanden. Der Bodendorfer Ahrbleichart ist wohl dazu angethan, den Dichter in eine poetische Stimmung zu versetzen. Bodendorf's Vergangenheit ist ebenfalls eine traurige, da es von allen Dörfern der Ahr im Dreißigjährigen Kriege am meisten gelitten hat. Haarsträubendes weiß die Geschichte davon zu erzählen, und nur seiner reichen Lage und der Festigkeit seiner Einwohner verdankt es noch sein heutiges Bestehen. Bodendorf ist eigentlich der Thorwart des Ahrthales. Darum:

Dir Weinwart hier am Thor der Ahr
Soll's anempfohlen sein:
Laß nur zum Thor hinaus was klar,
Nur reinus guten Wein,
Und kommt dir so ein Wasserwein
Gieß ihm es selbst zur Kehle ein!

Eine kleine Stunde oberhalb Bodendorf liegt Heimersheim. Der Ort war früher bedeutender und mit einer Mauer und einem Walle umgeben. Heute stehen von der Befestigung nur noch die alten Thorgewölbe. Das Dorf enthält ungefähr 1000 Einwohner und besitzt ebenfalls eine prachtvolle Kirche, eine gleich alte, wenn auch kleinere Schwester der Sinziger. Man hielt die beiden Kirchen von ein und demselben Baumeister erbaut. In einem Gewölbeschlußstein findet sich eine Franziska eingemeißelt, ein ausgesprochenes Steinmetzzeichen einer Baustätte aus dem zwölften Jahrhundert.

Gleich oberhalb Heimersheim, am Fuße der Landskron, liegt der Heppingerbrunnen, der früher berühmt war, heute aber durch den eine Viertelstunde weiter liegenden Apollinarisbrunnen ganz in den Schatten gestellt ist. Ueber dem Dörfchen Heppingen erhebt die **Landskron** ihr basaltenes, ruinengekröntes Haupt.

Einen wunderschönen Rundblick genießt man von dieser Bergkuppe. Nicht herrscherisch groß, wie der Blick von Schweizerbergen, aber ein unvergleichlich heiterer Idyllenkranz bietet sich hier dem Auge, und mit Recht rief der Hohenstaufe entzückt aus, als er den Gipfel betrat, um eine Feste dort anzulegen: „Hier ist des Landes Krone!“ Von hier aus mag oft die Königin Irene, die schöne Blume des Ostens, die Walther von der Vogelweide „die Taube sonder Gallen“ nennt, in das von Parteikämpfen zerrissene Deutschland geschaut haben, bis nach kurzem Liebesglück das feindliche Geschick diese Rose entblätterte und sie, nach der Ermordung ihres Gemahls durch seine eigenen Vasallen zu Hohenstaufen, bei zu früher Niederkunft starb.

Philipp von Hohenstaufen erbaute das Schloß in den Jahren 1204—1206. Friedrich II. übertrug es 1214 dem Ritter Gerhard von Sinzig, für die seinem Oheim geleisteten Dienste. Im Jahre 1216 machte er diesen Gerhard zum kaiserlichen Stellvertreter des ganzen Moselgebietes und 1231 zum Stadt- und Gerichtshalter von Sinzig. Sein Sohn Gerhard II. vermählte sich mit einer Gräfin von Neuenare. Der dritte Sprosse, Gerhard III., starb in einem fast hundertjährigen Alter und ward im Kloster Marienthal an der Ahr begraben. Da er ohne männliche Nachkommen war, zerfiel die Erbschaft des Schlosses in mehrere Theile. Eine Linie dieser Erbberechtigten nannte sich von Quadt und bewohnte die Burg fast 200 Jahre. Der letzte von Quadt hinterließ sechs Töchter, von denen die älteste einen Ritter Johann von Brempt heirathete. Dieser setzte sich 1633 mit Gewalt in den Besitz des Schlosses und vertrieb seine Schwiegermutter nebst ihren anderen Töchtern aus ihrem Besitzthum. Die Schwiegermutter stieß bei dieser Gelegenheit einen schrecklichen Fluch gegen ihn aus, der fast buchstäblich in Erfüllung ging:

„Und heißest du mich wandern
Ins weite Land hinaus,
Kein Stein bleibt auf dem andern
Von deinem Felsenhaus!

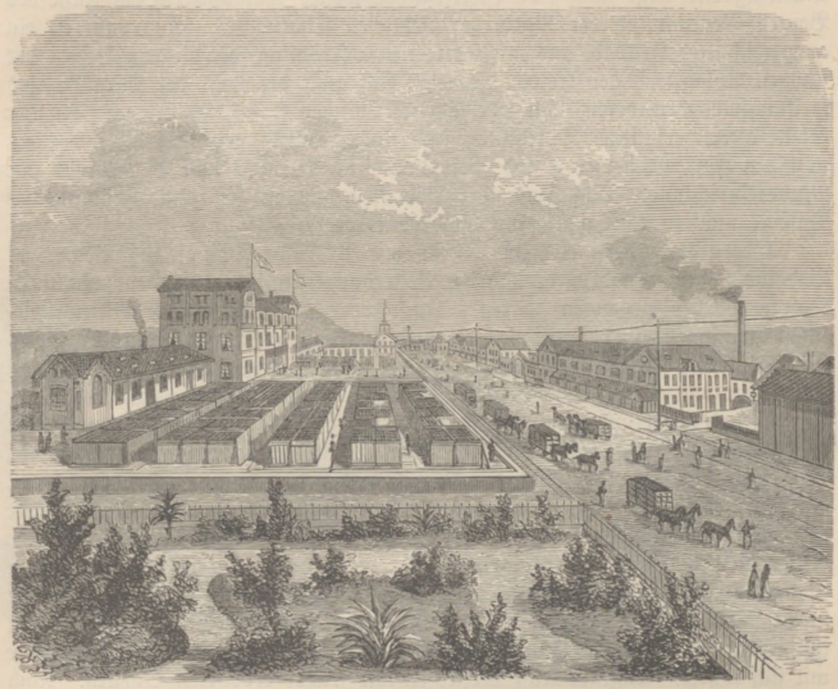
„Es sei verflucht dein Erbe,
Wo du erwürgt das Recht!
Durch Schwert und Wellen sterbe
Der Letzte vom Geschlecht!“

So sprach den Fluch, den großen,
Die Mutter mit Bedacht,
Als Ritter Brempt verstoßen
Hinaus sie in die Nacht.

Es fraßen Schwert und Welle
Den letzten Stammesspross —
Und Brempt sah noch die Stelle,
Wo eh'mals stand sein Schloß. —

Die beiden Nachbarburgen Neuenare und Tomberg, waren schon längst in Trümmer gesunken, die Landskron stand noch immer unversehrt und stark

bewehrt, bis sie der Schwede Baudisin mit raschem Griff eroberte. Die Spanier und Kurkölner belagerten nun die Burg, doch die Schweden boten ihnen kühn die Stirn. Aber leichter als Mars in Harnisch und Wehr, versteht Amor die kühnsten Burgen zu brechen. Ein Spanier knüpfte mit einer Wäscherin in der Burg ein Liebesverhältniß an und überredet sie, das Brunnenseil des tiefen Schloßbrunnens zu durchschneiden. Dieses geschah, das Seil versank in die Tiefe, und die Besatzung mußte die Burg wegen Wassermangels übergeben.



Apollinarisbrunnen.

Im Franzosenkriege brannten 1677 die werthvollsten Gebäude der Niederburg ab, und somit entschloß sich im Jahre 1682 der Kurfürst Wilhelm, das Schloß zu schleifen, nachdem er dem Ritter Brempt eine Abfindungssumme für seinen Theil gezahlt hatte, damit sich in der Folgezeit keine Streifzügler mehr dort festsetzen sollten, welche die Umgegend durch Mord und Brand heimsuchten.

Heute liegen die stolzen Trümmer von Ranken umgrünt um die Kuppe, nur noch die alte Schloßkapelle schaut mit ihrem weißen Gewande jungfräulich hinab in das Thal. Sie hat als Sanktuarium eine wunderschöne Basaltgrotte, in der sich der Sage nach drei Jungfrauen bei einem nächtlichen Ueberfalle des Schlosses durch einen Sprung von der Höhe gerettet haben sollen. Eine der südlichen Felskuppen ist polarisirt und zieht die Magnetnadel an.

Eine Viertelstunde weiter thalaufwärts liegt der **Apollinarisbrunnen**, eine bedeutende Schöpfung der Neuzeit. Millionen Krüge dieses kostbaren

Mineralwassers gehen alljährlich in alle Welttheile. Eine englische Gesellschaft hat für eine lange Reihe von Jahren von den Besitzern den Alleinverkauf des Wassers übernommen, und seitdem liegen in Remagen immer kleine Seeschiffe einheimischer und fremder Flagge, die den erfrischenden Trunk beiden Hemisphären zutragen.

Der Gründer des Apollinarisbrunnens, Herr Georg Kreuzberg, gest. 1873, war auch der eigentliche Gründer des Bades Neuenahr. Dieser paradiesische Quellengarten liegt noch eine Viertelstunde weiter thalaufwärts am Fuße des Berges Neuenar, in der Mitte der lieblichen Thalidylle. **Neuenahr** ist ein ausgezeichnetes Heilbad, und mit jedem neuen Frühling, der die Laubkronen der schönen Anlagen höher treibt, vermehrt sich auch die Zahl der Kurgäste und Heilungsuchenden, deren Zahl jetzt jährlich zwischen 3—4000 beträgt. An der Stelle alter, zerfallener Dorfhütten sind schöne Hotels getreten, die mit allem nöthigen Komfort versehen sind, besonders sind Kurhotel und Badehäuser eine Mustereinrichtung. Doch auch über Bad Neuenahr ist der junge Frühling des Daseins nicht so ganz wolkenlos emporgestiegen.

Georg Kreuzberg rief im Verein mit Professor Bischof aus Bonn das Bad ins Leben, nachdem dreijährige Bestrebungen mit den größten pekuniären Opfern vorher gegangen waren. Im Jahre 1857 trat eine Aktiengesellschaft zusammen, an deren Spitze die hochklingendsten Namen der Rheinprovinz standen. Am 28. Juli 1858 ward das Bad eingeweiht, wobei die Frau Prinzessin von Preußen, unsere jetzige erlauchte Kaiserin Augusta in eigener Person, und die Kronprinzessin Victoria in Vertretung zu Pathen standen. Nach der feierlichen Eröffnung des Bades zog jedoch die unheilschwangere Wolke, in Gestalt einer verderblichen Konkurrenz, über die junge Schöpfung herauf. Ein Dr. Prüsser aus Ahrweiler erbohrte für seine alleinige Rechnung eine Quelle und schnitt somit den Quellen der Aktiengesellschaft die Speisung ab. Die Aktiengesellschaft bohrte nun an einer früheren Bohrstelle, in welcher damals der Bohrer zerbrochen war, tiefer und stieß in einer Tiefe von 289 Fuß auf eine mächtige Quelle, die sich mit großem Getöse am Bohrloche hinauf Luft machte, ihren Strahl fast vierzig Fuß hoch hinaufsandte und faustdicke Grauwackensteine mit sich führte. Augenblicklich versiegten alle früher erbohrten Quellen. Nach zwei Stunden Emporschnellens trat eine zweistündige Pause ein, während welcher die anderen Quellen wieder zu fließen begannen. Dieses Phänomen, welches sich einzig nur am großen Geiser in Island zeigt, wiederholte sich pünktlich, bis der Strudel unter großer Mühe gefaßt worden war und geschlossen werden konnte. Da machte Dr. Prüsser einen neuen Bohrversuch, der ebenfalls wieder ungünstig auf die anderen Quellen wirkte. Endlich kam zwischen ihm und der Aktiengesellschaft ein Abkommen zu Stande, welches dieser aufreibenden Konkurrenz ein Ende machte:

So ging es manche Weile fort,
Bald sprudelt's hier, bald sprudelt's dort,
Tief unten rauften sich die Geister
Und oben zankten sich die Meister.
Und baut' der Eine sich Kanäle,
Nahm schnell der Andre Stein und Pfähle
Und stopft' den Abfluß wieder zu
Und dachte „Freund, nun sprudle du“.

So brännt' der Streit vielleicht noch heute,
Wenn nicht wie alle klugen Leute
Die Beiden endlich sich geeinigt,
Nachdem sie lange sich gepeinigt.
Seitdem nun Friede eint die Meister,
Vertragen sich auch hübsch die Geister,
Kredenzen gern den goldnen Trank
Dem, der den Becher füllt, mit Dank;
Doch Mancher hat noch oft gedacht
An diese Wassergeisterschlacht.



Kurhotel in Neuenahr.

Der Thurm der katholischen Pfarrkirche in Neuenahr ist sehr alt; nach einer alten Steinschrift ward er schon im Jahre 990 eingeweiht, auch trägt er eine der ältesten Glocken, aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. In Neuenahr sind nunmehr die beiden früheren Dörfer Wadenheim (Wodansheim) und Beul vereinigt, und der Ort steht auf dem Punkte, zur Stadt erhoben zu werden. Der Bau der Eisenbahn durchs Ahrthal wird ihm bald die nöthige Einwohnerzahl zuführen.

Oberhalb des Badeortes erhebt sich der Berg Neuenar. Auf seinem Gipfel ist kaum noch eine Spur der einst starken Feste Neuenare zu finden, nur einige Fundamente und verschüttete Gewölbe zeugen von ihrem ehemaligen Dasein. Das Schloß wurde von Otto, dem ältesten Sohne des Grafen Gerhard von Are, im Anfange des 13. Jahrhunderts erbaut und von ihm „Neuenare", zum Gegensatz von „Altenare", benannt. Er wurde somit der Stifter eines

Grafengeschlechtes, das sich bis zum 16. Jahrhundert erhalten hat. Ihm folgten in gerader Linie die Grafen von Neuenare, bis zum Jahre 1353, wo Kraffto, Domherr in Köln, seine Großnichte Katharina mit Johann von Seffenburg verlobte und sie zur Erbin von Feste und Herrschaft Neuenare einsetzte. Die Herrschaft Neuenare erstreckte sich über 14 Dörfer der linken Ahrseite und des Hochplateaus, welcher Theil heute noch die Grafschaft genannt wird. Als Kraffto starb, vermochte sich Johann nicht im Besitze der Grafschaft zu halten und ward von seinem Großneffen Wilhelm I. und dem Ritter Johannes von Rodenburg, aus der Burg vertrieben. Nun ging von dort aus ein wahres Räuberleben los, bis die Unsicherheit im Thale durch die ritterlichen Räuber allzusehr überhand nahm, und der Erzbischof Siegfried von Sarwerden, mit Beihülfe der Ahrweiler Bürger, das Raubnest von Grund aus zerstörte.

Die Ahrweiler Bürger all' zogen mit,
Bewaffnet bis über die Zähne,
Sie machten die alte Rechnung quitt
Und hieben gewaltige Späne.

Es blieb kein Stein auf dem andern fest,
Es krachten die Balken und Bohlen;
Es schien der Mond auf ein Trümmernest
Und einige glimmende Kohlen.

Gumprecht I., ein Nachkomme des oben benannten Johannes von Rodenburg, ward später der Stifter der Titulargrafenlinie von Neuenare. Sein Sohn Gumprecht II. hinterließ zwei Söhne, die nun die Gumprecht'sche und Wilhelm'sche Linie der Titulargrafen von Neuenare bildeten. Die Wilhelm'sche Linie gelangte mit Wilhelm II., durch dessen Gemahlin Margarethe von Mörs, in den Besitz der Grafschaft Mörs. Sein Sohn Hermann schloß sich der Lehre Luther's an, starb kinderlos und vererbte seine Besitzungen seiner Schwester Walpurgis, der Wittwe des in Brüssel enthaupteten Grafen Hoorn. Adolph von Neuenar, ein Sprößling der Gumprecht'schen Linie, heirathete nun die Gräfin Hoorn und vereinigte so die sämmtlichen Besitzungen der Titulargrafen von Neuenare. Ebenfalls der Lehre Luther's anhangend, trat er in die Dienste des Prinzen von Oranien und eroberte im Mai 1586 die Stadt Neuß. Der Prinz von Parma entsetzte die Stadt und zog vor Rheinberg in der Grafschaft Mörs. Adolph sammelte Mannschaften in Holland, um die Stadt zu befreien, besichtigte bei dieser Gelegenheit in Arnheim eine neu erfundene Petarde, diese explodirte und verletzte ihn derart, daß er am 7. Oktober 1589 starb. Da er kinderlos war, so erlosch mit ihm das Titulargrafengeschlecht von Neuenare.

Zertrümmert ist die Burg und erloschen das Geschlecht; doch die Sage belebt mit ihrem poetischen Hauche die lautlose, fast gespenstige Stille des Bergscheitels, der ehemals die Ahnenwiege trug. Im alten Schloßbrunnen, der aber heute nicht mehr aufzufinden ist, soll ein goldener Pflug liegen. Ein Bauersmann ward einst von einem Zwerge dorthin geführt, um den Schatz zu heben, was aber nur unter der größten Lautlosigkeit auszuführen war. Als der Bauer den Pflug beinahe am Rande des Brunnens hat, erscheint ein feuriger Riese; der Bauer stößt einen Schrei aus, und der Pflug versinkt in die Tiefe; seit dieser Zeit ist jede Spur von dem Schloßbrunnen verschwunden. Doch:

Der goldne Pflug, der hier versank,
Ward tief im Thal gehoben,
Dort aufgelöst als Segenstrank
Springt hoch sein Gold nach oben.



Panorama vor Neuenahr.

Eine halbe Stunde weiter das Thal hinauf liegt die alte Stadt **Ahrweiler**; neben ihr am Hügel das frühere, berühmte Mönchskloster Calvarienberg, welches den Sturm der französischen Okkupation glücklich überstanden hat, ohne profanen Zwecken dienen zu müssen, indem es ein Vikar Giesen für die Summe von 5925 Franken ankaufte. Heute ist hier eine ebenso berühmte Töchtererziehungsanstalt eingerichtet.

Ahrweiler bestand früher aus sieben Rittergütern, wodurch es auch „auf Siebenweiler“ genannt wurde. Hier waren bedeutende Patriziergeschlechter ansäßig, von deren Besitzungen sich noch einige Höfe und Thürme erhalten haben. Seine Thorthürme sowie ein Theil seiner Umfassungsmauern, die Konrad von Hochstaden aufführen ließ, sind noch wohl erhalten, obgleich Rupert von der Pfalz, als er mit dem Domkapitel im Streit lag, die Stadt drei Wochen lang belagerte und beschoß. Viele der gegen die Stadt geschleuderten Steinkugeln sind in der Umfassungsmauer eingemauert.

Ahrweiler wurde ganz besonders von den spanischen und burgundischen Kriegen heimgesucht, und Ludwig XIV. äscherte die Stadt ganz und gar ein. Heute hat sie sich durch den Erwerbfleiß ihrer Bewohner und den bedeutenden Weinhandel wieder zu einem schönen Wohlstande emporgeschwungen, so daß das Gedicht des Mönchs vom Calvarienberge über die fünf W der Stadt, wovon er jedoch nur Wiesen, Wasser, Wein und Weizen besang und das fünfte W, die Weiber, wohlweislich nicht berührte, wieder seine volle Geltung hat.

Eins der schönsten Volksfeste des Ahrthales ist das Ahrweiler Schützenfest. Nach dem geschehenen Königsschusse wird der König mit den einige hundert Jahre alten Silberschildern geschmückt und, mit dem Königsscepter in der Hand, durch die reichbekränzte Stadt geführt. An jeder Hausthür steht der Erste des Hauses, welches hohen Standes er auch immer sei, und kredenzt eigenhändig den Ehrentrunk. Der neue König hat aber auch die Pflicht, den kredenzten Trunk ebenso huldvollst hinunter zu schlürfen, entstehe daraus was nur immer will. Ein Nichttraubenland-Geborener würde bei diesen Pflichtleistungen bald mit aller Majestät in der Gosse liegen, doch die weingrünen Söhne der Ahr können schon etwas Tüchtiges vertragen.

Die Hauptfestlichkeit findet jedoch am Frohnleichnamstage statt, wo die Schützen das Allerheiligste in blanker Wehr begleiten und bei jedem Segen ihre Salven abgeben. Nach der Feierlichkeit wird auf dem Marktplatze ein großes Mittagessen veranstaltet, an dem jeder von einem Schützen eingeführte Besucher unentgeltlich theilnehmen kann, selbstverständlich wird hierbei der selbstgezogene Schützenwein in ergiebigstem Maße kredenzt. In dem alten Schützenbuche figuriren Erzbischöfe und Kurfürsten, auch Friedrich Wilhelm IV. hat sich als Kronprinz im Jahre 1833 eigenhändig eingezeichnet.

Doch fröhlich und rein wie sein Wein feiert Ahrweiler sein liebliches Fest, und manchen Dichter hat es schon zu feurigen Versen begeistert. Noch eine eigenthümliche Volkssitte herrscht im Ahrthale. Am Abende vor dem ersten Maitage versammeln sich die Burschen des Ortes und versteigern die Schönen an den Meistbietenden. Man nennt dies das „Mailehen“. Je schöner und angesehener eine Jungfrau ist, desto höher wird durch die Nachgebote der Preis. Derjenige, der glaubt in den Augen einer Jungfrau besonders in Gunst zu stehen, bietet so lange, bis es seinen Mitbewerbern gar zu sauer wird, zu folgen.

Der Erlös kommt in die Gesammtkasse, woraus an den folgenden Sonntagen die Schönen bei Spiel und Tanz mit Kaffee und Blatz (Kuchen) bewirthet werden. Dieses Mailehenrecht dauert bis zum Erscheinen der Bohnenblüte. Haben die Paare sich inzwischen nicht eines besseren besonnen, so steht der Trennung nichts im Wege, und der frühere Liebhaber, der bis dahin seine Schöne nicht mehr besuchen durfte, wenn er sie nicht angesteigert hatte, tritt wieder in seine Rechte.

Eine Art Sittengericht, ein rheinisches „Haberfeldtreiben", war bis noch vor kurzer Zeit im Ahrthale das sogenannte „Thierjagen". Hatte ein Mann seine theure Ehehälfte geprügelt, oder diese sich vergangen, oder ein Mädchen seine Sittenreinheit nicht bewahrt, so ward ihnen „das Thier gejagt". Die jungen Leute des Ortes bewaffneten sich mit allen Requisiten einer guten Katzenmusik, arrangirten einen Zug unter herkömmlichen Ceremonien und Sprüchen und stellten sich vor dem Hause des betreffenden Deliquenten auf, wo alsdann der Höllenlärm begann, wo jedoch dann auch oft aus dem Hause des Angegriffenen die seltsamsten Geschosse den eben so seltsamen Musikanten um die Köpfe flogen.

Die alljährlich wiederkehrende Kirchweihe oder Kirmes ist ein besonderes Freudenfest für die Ahrbewohner. In der vorhergehenden Woche wird das ganze Haus von oberst zu unterst gekehrt, damit am Kirmestage jedes Eckchen spiegelblank gescheuert ist. Das Schwarzbrot ist für die Kirmestage verpönt, und jeder Tagelöhner bäckt Kirmesbläße in genügender Anzahl. Alle Bekannten und Freunde werden eingeladen und dürfen den Heimweg nicht eher antreten, bis sie sich den Magen gründlich überladen und auch noch einen tüchtigen Kirmesblatz für die Ihrigen unter dem Arme haben.

Die höchste Heiterkeit der Ahrbewohner erregt ein guter Herbst, zumal ein solcher recht selten ist; gewöhnlich fehlt es an der Qualität oder Quantität. Dann ist aber auch Jubel hüben und drüben. Das Lachen und Singen nimmt alsdann gar kein Ende, obgleich der immerwährende Gesang auch wieder eine eigenthümliche Auslegung erfährt:

Es war ein Dulci jubilo,
Ein Klingen und ein Singen,
Die Winzerinnen sah man froh
Mit vollen Körben springen.

Der Winzer durch den Weinberg ging
Und mahnte froh und heiter:
„Du Michel da, du Hans dort, sing;
Singt froh nur immer weiter."

„Ei Freund" sprach ich: „du machst's zu bunt,
Gönn' ihnen eine Pause,
Sie schrei'n sich ja die Kehlen wund,
Laß ihnen Zeit zum Schmause."

„Herr!" sprach mein Traubenlandgenie,
„Ihr mögt mir's ehrlich glauben:
Wenn die nicht singen, essen sie
Mir weg die schönsten Trauben."

Dieses Argument mag seine Richtigkeit haben, da von solchen gesunden Menschen im Traubenessen schon etwas geleistet werden kann.

Der Weinbau des Ahrthales hat sich zum Nutzen der Winzer und der Weintrinker durch die Winzervereine bedeutend gehoben. Als früher jeder kleinere Winzer seinen Wein selber kelterte und lagerte, konnte er denselben unmöglich mit der nöthigen Sorgfalt behandeln, wie dies jetzt von den Winzervereinen geschieht, wo Einer für Alle und Alle für Einen stehen. Es ist eine wahre Freude, die großen Keller der Winzervereine zu durchwandern, wo die bemoosten Häupter in friedlicher Ruhe neben einander lagern, als wären sie sich ihres Heiterkeit spendenden Inhaltes wohl bewußt. Nur thut den Winzervereinen bald ein tüchtiger Herbst noth, damit die Kraft nicht erlahmt.

Eine Viertelstunde oberhalb Ahrweiler liegt das kleine Dörfchen **Walporzheim**, an dessen Felsen die edelste Creszenz des Ahrthales wächst. Darum auch all der Sang und Klang von Lautenspiel und Dichtermund beim Sankt Peter im Thale. Das heutige Gasthaus „Zum Sankt Peter" gehörte nebst den besten Weinbergen dem Domkapitel in Köln. Bei solchen guten Tropfen konnten die Domherren wol kapitelfest bleiben. In der Laube von Sankt Peter ist schon mancher unsterbliche Reim entstanden; aber auch jeder Sänger greift hier unbedenklich in die mehr oder minder rein gestimmten, aber immer von Wein und Sang begeisterten Saiten.

Gleich oberhalb Walporzheim liegt mit seiner weit vorgestreckten Nase der Wahrzeichenfels des Ahrthales, die „Bunte Kuh". Woher der Fels diesen Namen hat, weiß man nicht genau. Nach einer Version habe ein Mädchen für eine bunte Kuh auf der Felsennase seine Strümpfe gewechselt. Nach einer andern habe zur Raubritterzeit hier ein Strauchritter auf einen Waarenzug gelauert, sei aber durch eine bunte Kuh, die eine kleine Schelle trug, daran verhindert worden, in dem Glauben, daß dort ein Priester einen Kranken besuche. Diese Kuh hat er in seinem Aerger über den Felsen hinabgestürzt. Nach einer dritten Sage endlich habe der Fels seinen Namen von den Franzosen bekommen, die hier die Crescenz des Walporzheimers prüften und ausriefen: Ah! c' est bon de goût!

Oberhalb der „Bunten Kuh" in einem Seitenthälchen liegt in einem schönen Baumkranze die Ruine des Frauenklosters Marienthal. Die älteste Urkunde darüber reicht bis zum Jahre 1236, wo zu Landskron ein Hausvertrag mit dem Kloster bestätigt wurde. Der alte Klosterbau wurde nebst dem ganzen Dorfe im Jahre 1646 unter Türenne niedergebrannt. Von dem reichen Stift wieder aufgebaut, fiel das Kloster der französischen Okkupation anheim, deren Vertreter es 1811 auf den Abbruch verkauften. Heute liegen seine Trümmer in trauriger Verlassenheit, und Rankengrün deckt mitleidig die tiefen Wunden, die eine sturmvolle Zeit den friedlichen Hallen schlug. Der Volksmund will dort noch oft Nachts den Chorgesang der vertriebenen Nonnen vernehmen.

Und mancher brave Junggesell,
Der durch das Thal gekommen,
Hat wie ein Glöcklein silberhell
Den Chorgesang vernommen.

Und schlich er dann zum Kloster sacht
Und schaute in die Hallen,
Dort flötet klagend in die Nacht
Ein Chor von Nachtigallen.

Oberhalb Marienthal liegt das alte Dorf Dornau, welches seinen Namen von Dörnerau herleitet, da diese schöne Thalebene als Schafweide diente, als das übrige Thal noch tiefer Wald deckte. Das Dorf hatte einen kleinen Lokaladel, dessen Sitze noch theilweise zu sehen sind.

Eine halbe Stunde weiter auf der rechten Ahrseite liegt das kleine Dorf Rech, welches bei der großen Ueberschwemmung im Jahre 1804, die eines Sonntags Nachmittags hereinbrach, fast ganz zerstört wurde. Die Einwohner flüchteten sich auf die Dächer, von wo aus auch der alte würdige Pfarrer ihnen mit dem Allerheiligsten seinen Segen spendete, bis die Wellen plötzlich Hirt und Herde begruben. Den Leichnam des Pfarrers fand man nach einigen Jahren unversehrt im Schlamme bei Marienthal. Die Verheerungen, welche die Ahr bei ihrem scharfen Gefälle und plötzlichem Anschwellen in dem engen Thale anrichtet, sind auch oft in neuester Zeit bedeutend.

Auf dem scharfen Felsgrat, gleich oberhalb Rech, thronen die Trümmer der Saffenburg, des ältesten Schlosses des Ahrgaues. Ihre Erbauung fällt noch vor die Zeit der Kreuzzüge. Die Sage erzählt, daß ein Ritter hier an dieser Stelle seine verlorene Geliebte in einer stillen Klause wiederfand und ihr zu Ehren das Schloß Sofienburg baute. Die erste Urkunde reicht bis zum Jahre 1074, wo ein Graf von Saffenburg Hermann I. ein Gut dem Makkabäerkloster in Köln schenkte. Im Jahre 1174 ward das Schloß Saynisches Erbgut.



Rech im Ahrthale.

Mathilde von Sayn schenkte das Schloß 1247 an die Grafen von Sponheim. 1255 kam die Soffenburg an Dietrich von Cleve; dann fiel sie ans Erzstift Köln, die sie einem geringeren Geschlechte zum Lehen gab, das sich die „Herren von Saffenburg" nannte. Durch Heirath fiel Schloß und Herrschaft an Virneburg. Als diese ausstarben, übergab das Erzstift das Lehen an Dietrich von Manderscheidt-Schleiden, dessen Enkelin Katharina den Grafen Philipp von der Mark heirathete, der sich mit Gewalt in den Besitz des Schlosses setzte. Sein Sohn Ernst drückte sehr die Protestanten. Deshalb zog der Schwede Baudisin im Jahre 1632 vor die Feste, beschoß sie und nahm sie trotz heftiger Gegenwehr mit Sturm, worauf er den Rest der Besatzung über die Klinge springen ließ.

Die Schweden wurden von den Spaniern und Kurkölnern belagert, kapitulirten und zogen mit Kriegsehren ab. Im Jahre 1702 nahmen die Franzosen die Feste; diese belagerte im folgenden Jahre der General Bülow und zwang sie durch Abschneiden der Zufuhr zur Uebergabe, nachdem er nur zwei Schüsse auf die Feste abgefeuert hatte, um die der Kommandant gebeten, da es doch

unerhört sei, daß sich eine solche starke Feste ohne einen Schuß ergeben solle. Als der Kurfürst von Köln diese Mär vernahm, soll er bezüglich des Kommandanten gesagt haben:

„Wohlan, so thut der Schüsse drei
Nur auf sein armes Leben,
Nie ward Verräthern ohne Treu
Noch ohne Schuß vergeben."

Simrock.

Im Jahre 1704 ließ der Kurfürst die Feste schleifen.

So wie treue Liebe die Saffenburg aufbaute, so weiß auch die Geschichte von treuer Gattenliebe in ihren Mauern zu erzählen, als Ernst von der Mark mit einer Bürgerlichen vermählt war. Ein prachtvolles Grabmal in Marmor hat er seiner Katharina in der Kirche zu Maischoß errichten lassen, das besagt, welch eine herrliche Gattin, ausgestattet mit allen weiblichen Tugenden, sie ihm gewesen sei. Zu Füßen der lebensgroßen, herrlichen Gestalt liegt ein Hund, welcher zu der Sage Veranlassung gegeben, daß Katharina als Magd auf dem Schlosse die Hunde gefüttert habe.

Das kleine Dörfchen Maischoß, welches am westlichen Fuße der Saffenburg liegt, leitet seinen Namen von Marienschoß ab:

Ein Dörfchen liegt im Felsenthal
In Rankengrün und Moos,
So warm, obgleich die Felsen kahl,
Wie in Mariens Schoß.

Hier wird ein bedeutender Weinbau getrieben, und der Fürst von Arenberg, ein Sprößling und Erbe der Saffenburger, hat hier allein über 30 Hektare Weinberge in den besten Lagen. Auch der Maischoßer Winzerwein steht in gutem Rufe. Die Kirche von Maischoß birgt das eben besprochene schöne Grabmal, wo Ernst von der Mark an der Seite seiner theuren Katharina ruht.

Zehn Minuten oberhalb Maischoß liegt die Lochmühle, ein sehr besuchter Aufenthaltsort. Das Wasser zu den beiden Mühlen wird durch einen unter den Felsen her geschlagenen Stollen geleitet, den verurtheilte Verbrecher, die auf der Saffenburg gefangen gehalten wurden, schlagen mußten. Gar merkwürdig ist hier eine Basaltkuppe, die wie ein Thurm über der durchbrochenen Grauwacke des Felsens emporragt, sowie sich im Felseinschnitt ein zwei Fuß dicker Basaltdurchbruch zeigt. Hinter dem Felseinschnitt, durch den die Chaussee führt, liegt das Dörfchen Laach. An dem Giebel eines Hauses hängen noch getreu ihre Pflicht erfüllend die Glocken einer bei der besagten Ueberschwemmung fortgerissenen Kapelle. Die Andächtigen waren just im Gebete in der Kapelle versammelt, als die Flut hereinbrach und alle Beter in ihre grausigen Arme schloß. Hier trägt das Thal einen fast südlichen Charakter. In den ersten Frühlingstagen herrscht hier frühmorgens schon eine fast unerträgliche Wärme. Mit aller Strahlenmacht scheint die Sonne auf das schwarze Felsgestein. Ganze Herden von Eidechsen huschen bei jedem Tritt des Wanderers nach allen Seiten hin. Hier tritt der Frühling bei seinem Kommen mit aller Macht auf; wo vor acht Tagen noch die Eisschollen lagen, röthen sich heute die Erdbeeren.

Zehn Minuten weiter thalaufwärts liegt das kleine Dörfchen Reimerzhoven, der eigentliche Mittelpunkt des Rümpchenfanges. Die gefangenen Zwerg-

fischchen werden in Baumrinde verpackt und weithin an die Herren Feinschmecker versandt. Der Rümpchenfang schadet unbedingt dem Fischbestande der Ahr, da auch größer werdende Fische, als Barsche und Forellen, mit unterlaufen, auf die das „Mitgefangen, mitgehangen" seine Anwendung findet. Gerade unterhalb des Dorfes liegt ein prachtvoller Fels, die Rabenlei, der stets von Raben umkreist wird, die bei den Einwohnern in hohen Ehren gehalten werden.

Wenn gar viel vom Rabenvolk
Auf dem Felsen nistet,
Günstig steht dann Wind und Wolk', —
Dann nur frisch genistet;
Denn ein guter Herbst fürwahr
Wird uns sein beschieden, —
Darum laßt die Rabenschar
Uns nur hübsch in Frieden.

Gleich oberhalb des Dörfchens zeigt sich das Wahrzeichen von Altenahr, das „weiße Kreuz"; dann noch ein paar Schritte um eine Felskante, und die Ruine **Altenare,** die alte, verwitterte Stammwiege des Geschlechtes der Grafen von Are, grüßt von ihrem erhabenen Felsenthron. Dem Tunnel, der unten durch den Fels nach dem Flecken Altenahr führt, der einem Mausloch gegen den St. Gotthardtunnel zu vergleichen ist, wurde im Jahre 1833 noch die Ehre erwiesen, von einem Kronprinzen, dem nachherigen König Friedrich Wilhelm IV., eingeweiht zu werden. O sancta simplicitas der damaligen Technik! Der Flecken bietet außer seinem vorzüglichen „Ahrblümchen" wenig Bemerkenswerthes, desto mehr die Trümmer auf seinem Felsen.

Theodorich von Are hat die Feste im Anfange des zwölften Jahrhunderts erbaut. Sein Sohn Otto vermählte sich mit einer Erbin von Hochstaden und ward der Ahnherr Konrad's von Hochstaden, Gründers des Kölner Domes. Da das Geschlecht „derer von Are" ausstarb, kam die Feste mit Konrad in den Besitz des Erzstiftes Köln, das sie nicht weiter belehnte, sondern sie durch Burgmänner vertheidigen ließ und sie als politisches Gefängniß benutzte. Hier saßen unter den Fehden des Erzbischofs Engelbert mit der Stadt Köln erst acht, später elf Kölner Patrizier im Gewahrsam, ohne jede Aussicht auf Rettung, die ihnen endlich durch eine gezähmte Maus wurde. Gottfried von Overstolzen hatte das Thierchen gezähmt; eines Morgens blieb sie aus, er grub in dem Loche nach und fand dort Meißel und Feile, die ihm und seinen Gefährten das Verließ öffneten. Heute zeigt man noch den sogenannten „Ziegenpfad", den die Helden hinuntergeklettert sind. Eine hohe Stelle heißt der „Rittersprung", wo sich der letzte Ritter, bei einer Belagerung der Feste, in blanker Wehr sammt seinem Rosse hinuntergestürzt haben soll, nachdem Weib und Kind sammt der ganzen Besatzung eine Beute des Hungers und der Pest geworden waren. Nach einer andern Sage habe ein junger Ritter von Saffenburg den verzweifelten Sprung gewagt, als er sich zu seiner Angebeteten, einem Fräulein von Are, geschlichen und dort von deren Vater, einem Todfeinde seines Vaters, entdeckt worden war. Die Liebe hat ihn mit ihren sanften Fittichen beschützt und ihn wohlbehalten unten ankommen lassen, wo ihn ob solchen Muthes der Vater seiner Heißgeliebten sofort als Sohn anerkannte. Im Jahre 1672 schlug Turenne sein Winterquartier auf der Feste auf, und 1690 mußte sie ebenfalls den Franzosen das Thor öffnen, nachdem sie neun Monate lang belagert und von

der westlichen Seite her tüchtig beschossen worden war. Im Spanischen Erbfolgekriege wechselten Franzosen und deutsche Reichstruppen hier miteinander ab, und später wurde sie ein Aufenthalt für Freibeuter, denen der restituirte Kurfürst Joseph Clemens den Garaus machte, der auch die Burg zerstören ließ. Bei dieser Gelegenheit warfen die erbitterten Altenahrer, die viel von den Raubhelden zu leiden gehabt hatten, einige derselben die Felsen hinab, wodurch obige Sage von dem Rittersprung entstanden sein mag.

Einen herrlichen Blick gewährt die alte Warte in das wildzerklüftete Ahrthal. Es ist just, als ob Donar bei irgend einer Unannehmlichkeit seinen besten Blitz genommen und alles kreuzüber in zehntausend Theile zerspalten hätte. Eine wundervolle Wechselwirkung von Licht und Schatten macht die untergehende Sonne in diesen Felspartien; jedoch fast noch mehr, wenn das bleiche Mondlicht diese Felsenstirnen geisterhaft beleuchtet, und aus den Abgründen die schwarzen Schattenaugen der Nacht blicken. Von diesem Punkte aus sieht man die Ahr zehnmal sich in ihrem mäanderischen Laufe zwischen den Felsen durchwinden. Die Trümmer von Altenare sind eigentlich der Felsenthron der Fürstin Romantik.

Auf dem südlichen Felsgrat erblickt man einen hohen, durchlöcherten Fels, „das Teufelsloch“ genannt, wo nach dem Volksmunde der Teufel seine Großmutter hindurch gejagt haben soll, als er Klausner werden wollte und sie ihn in Gestalt eines reizenden jungen Mädchens wieder auf Abwege brachte. Im Volksmunde hat hier der Unhold überhaupt oft sein Wesen getrieben. Einen Felsen bei Altenburg wollte er zu Teig kneten, man sieht dort noch den Eindruck seiner groben Fäuste. Auf der „Teufelslei“, eine halbe Stunde weiter, wollte er sich ein Schloß bauen, das bis an den Himmel reiche; als er dort Felsen auf Felsen aufeinander gethürmt hatte, nahm Gott einen seiner kleinsten Blitze und warf ihm die ganze Herrlichkeit über den Haufen. Das Baumaterial liegt noch in Gestalt schwerer Felsstücke zerspalten umher. So tritt hier unter dem Eindrucke der schwarzen, öden Felsmassen die Phantasie der Sagenwelt immer wieder und wieder in all ihrer Düsterkeit auf.

Eine Strecke oberhalb Altenahr liegt das Dorf Kreuzberg, dessen weißes Schlößchen freundlich ins Thal winkt. Hier nimmt die wilde Romantik der Felsmassen ein Ende und macht einer freundlichen Idylle im Thale und dem Charakter der Eifel auf den Bergen Platz. Der letztere macht sich immer mehr geltend, je höher hinauf man dem Ahrflüßchen folgt, das immer kleiner wird und endlich in einem Keller im Dorfe Blankenheim als ein kleines Quellwasser entspringt.

Wol ist die Oberahr noch reich an Geschichten und Sagen, Trümmern und Denkmälern verwehter Geschlechter. Da ist noch die Nürburg, die Stammwiege des Geschlechtes der Altenarer, das Schloß Ahremberg, der gewesene Stammsitz der Herren „von Arburg“ und „von der Mark“, endlich die Ruinen der Schlösser Dollendorf und Blankenheim, und über allen erhebt die **Hochacht**, die Königin der Eifelberge, ihr basaltenes Haupt, auf dem einst die Gerichtsstätte des Eifelgaues sich befand. Tief blickt man von ihrer Kuppe, die sich gegen 800 m über dem Meere erhebt, hinab auf den Hochtürner mit seinem sogenannten „Heidengarten“, einem Steinringwall, der einst eine alte germanische Gericht- und Opferstätte umschloß. Schön ist die Aussicht nicht zu nennen, aber unermeßlich und wild, das Zorngesicht der vulkanischen Eifel. Hier sehnt sich Auge und Geist nach milderen Gefilden. Ziehen wir dorthin!



Ahrweiler.

Die Weine von der Ahr und vom Unterrhein.

Beim heiligen Petrus zu Walporzheim
Am rauschenden Bette der Ahr,
Da schenkt man nicht Bier, nicht Honigseim,
Da schenkt man Wein so klar.

Alexander Kaufmann: „Unter den Reben".

Wir haben die Bedeutung der Weine im Rheingau betrachtet, die Gerechtigkeit erfordert, daß wir auch diejenigen, die an der Ahr und am Unterrhein wachsen, nicht vergessen. Wilhelm Hamm schreibt in seinem „Weinbuch" zu diesem Kapitel Folgendes:

„Das Ahrthal öffnet sich auf dem linken Ufer des Rheins und zieht sich, in eine Gabel sich spaltend, bis in die Mitte der Eifel. Der Boden ist meist Thonschiefer mit Lehm, dazwischen treten Basalt, Sandstein, Grauwacke auf. Die Ahrweinberge produziren nur Rothweine von ganz eigenthümlicher dunkelblaurother Farbe, Süßigkeit und Blume; wer dieselben einmal gekostet hat, findet ihren Geschmack, welcher manchmal etwas erdig ist, stets wieder heraus. Sie haben viel Körper und eine, dem Burgunder ähnliche, sehr angenehme Milde. Leider sind sie nicht besonders haltbar, daher auch zu weiteren Versendungen nicht geeignet. Im Binnenhandel befinden sie sich unter dem Kollektivnamen:

Ahrbleicharte oder Ahrbleicher. Der Rebsatz besteht größtentheils aus schwarzem Burgunder (Klebroth), in den geringeren Lagen des Unterahrthales wird auch mit Vortheil der Frühburgunder angebaut. — Das Klima ist im Ganzen mildt Die Weinberge erstrecken sich bis Ahrweiler nur auf sanften Hügeln, von dor. an werden die Berge sehr steil, und wahrhaft imponirend ist es, was der menschliche Fleiß in den Weinbergsstrecken von Ahrweiler bis Altenahr geleistet hat. Der Weinbau keiner Gegend Deutschlands kann in Bezug auf Anlage mit demjenigen an der Ahr verglichen werden. Sämmtliche Weinberge sind in Terrassen oder sogenannten Stühlen angelegt, wo die natürliche Lage dies nicht überflüssig macht. Der dichten Bevölkerung und der Konkurrenz halber ist auch Grund und Boden der Weinbergsgelände sehr theuer; ein Hektar kommt auf 3600 bis 4800 Thaler zu stehen, in bessern Lagen aber auf 10,000 bis 28,000 Thaler. Außer zu rothen Weinen werden die Trauben der Ahr auch vielfach zur Champagnerbereitung, sowie zur Fabrikation von Claret gekeltert und zu diesem Behuf das Rebgut großentheils aufgekauft. Es ist dadurch den Winzern und Weingutbesitzern die Gelegenheit gegeben, ihr Produkt gleich zu verwerthen. Die Summen Geldes, die im Traubenhandel in kurzer Zeit umgesetzt werden, sind sehr bedeutend; man kann annehmen, daß sie weit über 100,000 Thaler betragen. Die in dortiger Gegend fabrizirten Mousseux- und Claretweine besitzen eine solche Blume und Feinheit, daß sie kühn mit den besten in der Champagne bereiteten Weinen rivalisiren können. Der Export derselben findet fast ausschließlich nach England statt, unter der Etikette „Sparkling of Walporzheim“. Die rothen Weine gehen in die nächste Umgegend, nach Westfalen, Hannover, Braunschweig, Kurhessen u. s. w. Der Handel damit ist sehr bedeutend und beschäftigt viele Hände. Das Areal des Ahrweinbaues erstreckt sich auf nahezu 900 ha und liefert $4^1/_2$ Prozent der rheinpreußischen Weinproduktion.

Der Aufschwung des Weinbaues an der Ahr datirt übrigens erst aus der neueren Zeit. Interessant ist die nachfolgende Mittheilung: Die in den Weinbergen des Ahrthales befindlichen zahlreichen Heiligenhäuschen und Bildstöcke sahen vor 1857 sehr verwahrlost aus. Sie waren innerhalb einer langen Reihe von Mißjahren vor Kummer grau geworden. Als dann aber die Jahre der Gnade 1857, 58 und 59 mit ihrem reichen Segen gekommen waren, der gedrückte Winzer wieder Groschen in die Finger und frischen Muth ins Herz bekam, da sah man die Häuschen allerwärts wie mit einem Male, als ob sie sich verabredet hätten, wieder in neuem weißen Anstrich hell und vergnügt ins Thal herableuchten. Und so ist's seither geblieben bis 1870, Beweis, daß seit jener Zeit der Weinbau sich auf seinem günstigen Standpunkt behauptet hat. — Ihrer Güte nach stellen sich die Ahrweine folgendermaßen hintereinander: I. Klasse: Walporzheim (Domlay, Gärkammer), Bodendorf (Finkenstein, Fels in der Lay, Sonnenberg), Heimersheimer Berg, Wadenheim (Längenberg, Schieferberg, Hirtzel, Heintzensberg), Ahrweiler (Taubhaus, Weierberg, Rosenthal), Laach (Laacherberg, Sonnenscheide), Altenahr (die Eck). II. Klasse: Coisdorf, Westum, Ehlingen, Rach, Dornau, Marienthal. III. Klasse: Sinzig, Löhndorf, Landershagen, Altenburg, Kreuzberg, Pützfeld.

Hieran reihen wir einen Ueberblick des ferneren Weinbaues in Rheinpreußen; derselbe erstreckt sich auf der linken Rheinseite von Bingerbrück, Bingen

am Ausfluß der Nahe gegenüber, abwärts bis Capellen bei Koblenz, nimmt dann auf dem rechten Rheinufer preußischen Gebiets seinen Anfang bei Hochheim und hört auf bei Bonn. Sein Gebiet umfaßt ca. 3000 ha, das Klima ist hier dem der Mosel gleich, der Boden Thonschiefer, hin und wieder Lehm, auch Basaltgerölle. Letzteres liefert besonders schwere, feurige Weine, so die von Königswinter, Linz, Erpeler Lay und Dattenberg (der Menderberg). In reinen Lehmboden bauen: Rheinbergen, Hönningen, Erpel, Unkel, Honnef, Bonn, Gilsdorf, Oedekoren.



Kreuzberg.

Der Rebsatz auf der linken Rheinseite besteht vorzugsweise aus weißen, auf der rechten aus rothen Reben, doch kommen auch Ausnahmen vor. So wird in der Gegend von Oberwesel sowie bei Boppard (in Hamm) in einzelnen Lagen rother Wein, bei Leutersdorf, Niederhammerstein, Oberhammerstein weißer Wein gewonnen. Der gebräuchlichste weiße Rebsatz ist Riesling, Elben, Traminer, Ruländer, Oesterreicher, und Ortlieber; die vier letzten seltener.

Für rothen Rebsatz wählt man Clävner und Spätburgunder, neuerdings für die Lehmböden Frühburgunder. Pfaffendorf bei Koblenz kultivirt die Horntraube, auch den Färber findet man. Die unterrheinischen Weine, deren rothe Sorten „Rheinbleicharte“ genannt werden, sind theilweise gut, stark, feurig und wohlschmeckend, haben aber häufig Erdgeschmack und zu wenig Bouquet, dagegen in nicht günstigen Jahrgängen viele Säure. In früheren Zeiten waren einzelne von ihnen berühmter als die Rheingauer; Jedermann kennt das Sprüchwort:

„Zu Bacharach am Rhein,
Zu Hochheim an dem Main,
Zu Würzburg vor dem Stein,
Wachsen die besten Wein.“

Heutzutage stehen die Weine von Bacharach erst in der dritten und vierten Klasse der Rangordnung; höher erheben sich auch nicht die anderen des Gebiets. Zu den besten zählen auf der linken Rheinseite: Oberwesel (roth), St. Goar, Boppard, Berg, Mannbach, Dumscheidt, Perscheidt, Enghöhle, Koblenz, Andernach, Remagen, Godesberg, Bonn. Auf der rechten Rheinseite: Hochheim, Kreuzberg (bei Ehrenbreitstein), Hammersteiner Berg, Hönninger Schloßberg, Erpeler Lay, Unkel (roth), Stenz (Bleichart). — Auch im Kreise Aachen, an der Ruhr, wird Weinbau betrieben, ebenso an der Sieg und der Erft, am letzteren Flüßchen beträgt das ganze Produktionsareal nur einen Morgen.

Das rheinpreußische Weingebiet, welchem die ehemaligen nassauischen Landestheile nicht beigezählt werden, umfaßt gegenwärtig 12,160 ha. Hiervon entfallen auf den Kreis Trier $3613_{,5}$ ha, auf den Kreis Koblenz $7680_{,25}$ ha, auf den Kreis Köln $836_{,25}$ ha und auf den Kreis Aachen 30 ha. Die durchschnittliche Jahresproduktion beträgt 260,000 hl, wovon ca. 64,000 hl im Lande selber konsumirt werden. Die gesammte Weinproduktion des preußischen Staates auf 100 angenommen, so tragen davon die Gebiete: Mosel $40_{,35}$ %, Rheinthal und Unterrhein $15_{,25}$ %, Nahe $12_{,75}$ %, Rheingau 12 %, Saar $4_{,50}$ %, Ahr $4_{,50}$ %, Lahn $1_{,25}$ %. — Die Erzeugung von Branntwein (Cognac) aus Wein ist am Rhein nirgends üblich, dagegen werden Weinhefen (Trub) und Trestern zu diesem Zweck jährlich durchschnittlich in einem Quantum von etwas über 100,000 hl eingemaischt.“

Die Weine vom Rheingau, der Ahr und dem Unterrhein bis Königswinter bilden vereint mit einander den Begriff vom „Rheinwein“. Leider Gottes, daß zur Zeit nicht lauter „rein Wein“ unter diesem Ehrennamen in die Welt und hinab in die Kehle geht! Die Weine des Rheinlandes sind ebenso verschieden wie das Rheinland selbst; es giebt feurige und süffige, süße und saure, dünne und dicke, aber auch wässerige und verwässerte Sorten; letztere Arten aber macht nicht das Land und die Sonne, sondern der Mensch — und das ist vom Uebel.





Aachen.

Aachen, die Kaiserstadt.

Aachens Gründung. — Die Kaisergruft. — Die Geschichte Aachens. — Das Liebfrauenmünster und seine Schatzkammer. — Das Rathhaus und der Rathhaussaal. — Die Aachener Bäder. — Aachens Umgebung. — Das Idiom.

Im hohen Dom zu Aachen dort ruht die Kaiserhand,
Die einst mit ihrem Scepter die halbe Welt verband.
Zum hohen Dom zu Aachen, dem Denkmal alter Zeit,
Schaut ehrfurchtsvoll hinüber die deutsche Christenheit.

Von Köln westwärts, durch den Königsdorfer Tunnel, einem der längsten Deutschlands, trägt uns das eisengeflügelte Roß in die fruchtbaren Niederungen der Erft und Saar. Vom Pfarrthurme des alten gewerbreichen Düren grüßt uns das Glockenspiel. An Eppweiler, mit seinen von Ruß und Kohlenstaub geschwärzten Dächern, fliegen wir vorbei. In den Eisenwerken Stollbergs

sehen wir die Cyklopenfaust Vulkan's den Dampfhammer auf den Amboß schlagen, daß rundum die Funken spritzen. Noch ein kurzer Eillauf — der Zug läuft über den auf sechzehn mächtigen Bogen ruhenden Viadukt — und wir sind in Aachen, der alten Kaiserstadt. Während wir zum alten Münster wallen, wollen wir ihre Geschichte erzählen.

Dort gefundene römische Münzen, ausgegrabene römische Bäder und theils noch sichtbare römische Wasserleitungen sind die Geschichtsblätter, auf denen die alte Vergangenheit der „urbis aquensis", der „prima regum curia" geschrieben steht. Eine sichere Kunde über Aachen bringt uns jedoch erst das achte Jahrhundert, wo Einhard, der Biograph Karl's des Großen, uns in seinen Jahrbüchern zum Jahre 765 erzählt, daß König Pipin den Winter in Aachen zubrachte und hier Weihnachten und Ostern feierte. Dies läßt wol voraussetzen, daß sich eine Königspfalz und eine Pfalzkapelle dort schon befanden. Der bekannte Mönch von St. Gallen, der dem Ende des neunten Jahrhunderts angehört, erzählt uns von Pipin aus Aachen die wunderlichsten Geschichten, unter Anderem, wie der König einst im Bade von einem Dämon angegriffen worden sei. Pipin sieht auf dem Boden des Bades einen menschlichen Schatten, nimmt sein Schwert und sticht es durch den Unhold bis an den Heft in den Schlamm hinein. Das aufquellende Schlammwasser, schmuziges Teufelsblut, zeugte davon, daß der Böse seinen Lohn gefunden. Den Glauben, daß der schwarze Taugenichts in den Bädern Aachens stets eine große Rolle spiele, finden wir bis ins späte Mittelalter. Als im vierzehnten Jahrhundert im Karlsbade einmal drei Leute erstickten, schloß man es eine Zeit lang, bis daß man annahm, daß der Teufel nun des Auflauerns müde sei und sich in sein eigentliches Element, an dem zuversichtlich die Quellen nahe vorbeiströmten, zurückgezogen habe.

Die sogenannte Pragmatische Sanktion Friedrich's II. läßt jedoch erst Karl den Großen selbst die Quellen auffinden:

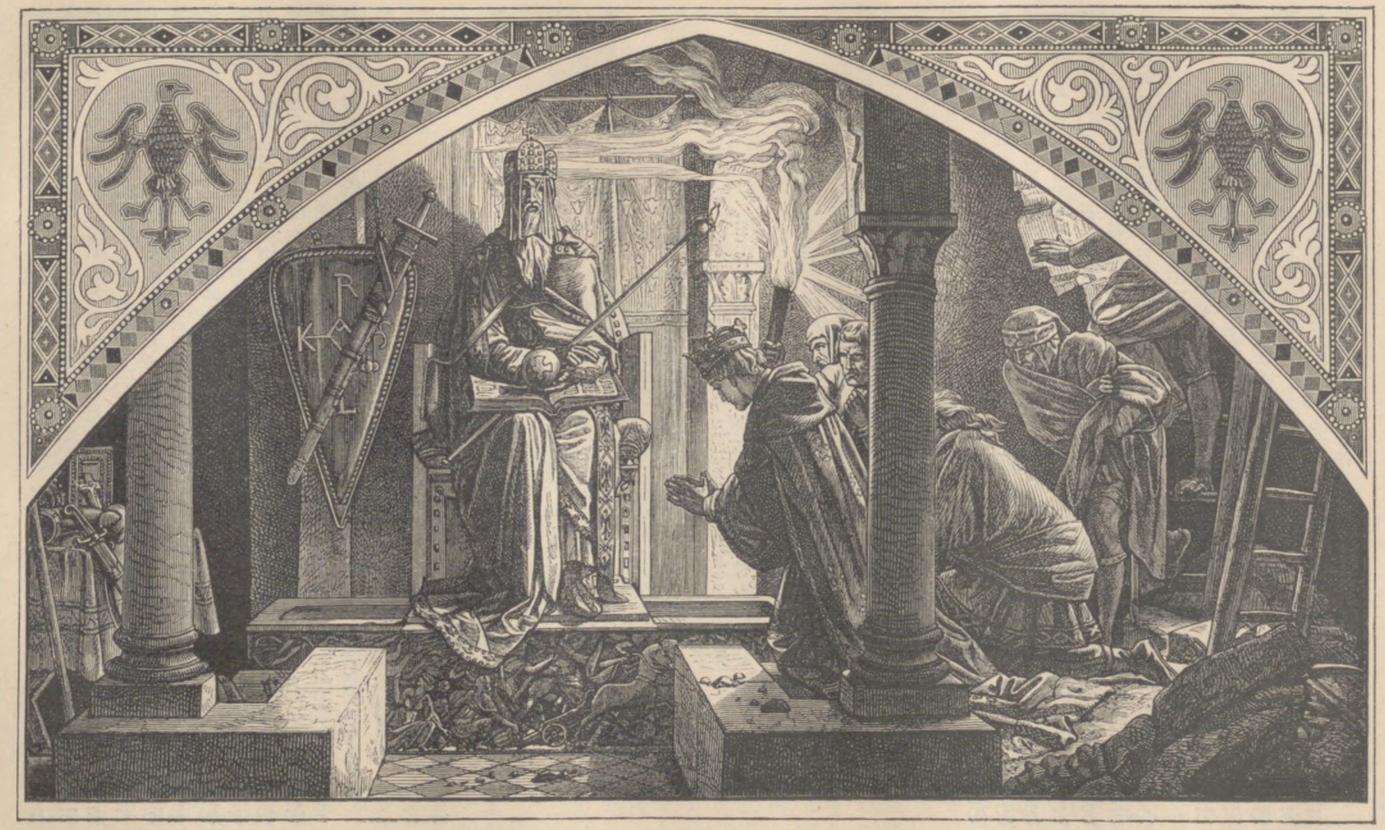
Zur Hirschjagd Karl der Große ritt
Durch Eichenwald und Loden,
Und von des Edelrosses Tritt
Erbebte rings der Boden.

Im Thal erscholl der Hörner Ruf,
Es floh der Hirsch der schnelle,
Karl spornt das Roß, doch mit dem Huf
Tritt's tief in eine Quelle.

Ein heißer Strahl hoch überzischt
Den Kaiser und den Braunen,
Und wie sich Dampf und Wasser mischt,
Sieht Karl nun mit Erstaunen.

Er stößt ins Horn und ruft die Schar,
Erfreut ob dieser Beute,
Der Schatz, der dort gefunden war,
Noch Karlsbad heißt bis heute.

Hier soll Karl auch nun gleichzeitig die Trümmer eines römischen Palastes entdeckt haben, der von Granus, dem Bruder Nero's und Agrippa's, errichtet worden war. Auf diese Trümmer erbaute er die Karlsburg und der östliche Thurm des Rathhauses, der unzweifelhaft noch Mauerwerk aus dem achten Jahrhundert ist, heißt heute noch der Granusthurm. Auch die Bezeichnung des zwölften Jahrhunderts „Aquisgranum" für Aachen bringt man mit dieser Sage in Verbindung. Geschichtliche Anhaltspunkte für das eben Gesagte fehlen gänzlich, verwandeln auch gar zu oft die wenige Poesie, die wir noch haben, in gar zu derbe Prosa. Wenn Karl der Große auch die Königspfalz in Aachen nicht ganz neubaute, so vergrößerte er sie doch sehr ansehnlich und schuf gleichzeitig die Pfalzkapelle, das heutige Oktogon des Liebfrauenmünsters, und damit tritt Aachen erst in die Geschichte ein.



Otto III. am Grabe Karl's des Großen. Nach Alfred Rethel.

Karl versah seinen Wohnsitz mit allem Herrlichsten und seine Pfalzkapelle mit allem Heiligsten, was die damalige Zeit kannte, wodurch Aachen nach Rom der besuchteste Wallfahrtsort der Christen wurde. Er legte den Grund zur Bodenkultur und erließ geregelte Wirthschaftsverordnungen für seine Königshöfe. In einem Dokumente vom Jahre 812 benannte er Nutz- und Zierpflanzen, die meistens heute noch in der Aachener Flora heimisch sind.

Der kaum ans Licht gezogene Ort ward nun in Kurzem der glanzvollste Herrschersitz der damaligen Zeit. Karl zog Aachen allen seinen anderen Königspfalzen als Wohnsitz vor. Nur Herrscherpflicht und Schlachtengang konnten ihn von seinem Lieblingsorte fortrufen. Dieses mag auch die schöne Sage von dem Ringe Fastrada's, seiner heißgeliebten, hingeschiedenen Gemahlin, veranlaßt haben, die heute noch mit ihren holden Klängen im Volksmunde lebt und mit leisem Fittich um die Trümmer der Frankenburg schwebt, in deren kleinem See das Kleinod liegt.

Der Tod hatte grausam dem Kaiser entwandt
Fastrada die herrliche, holde,
Er hielt ihr am Sarge die schneeweiße Hand,
Dran blitzte der Trauring von Golde.
Vom Morgen zum Abend dort trauert der Held,
Mocht' trennen sich nie von der Leiche,
Nicht kümmert der Herrscher sich mehr um die Welt,
Nicht mehr um die Dinge im Reiche.

Voll Sorge Erzbischof Turpinus im Traum
Die Zauberkraft sieht in dem Ringe,
Er streift ihn Fastrada vom Finger, doch kaum
Geschah es, sich ändern die Dinge.
Der Kaiser bestattet sein liebes Gemahl,
Im Herzen gleich heilte die Wunde,
Doch nun will er haben Turpinus im Saal
Stets um sich in jeglicher Stunde.

Bald ward dem Erzbischof die Liebe zur Last,
Womit ihn der Kaiser beschenkte,
Schnell warf in den See er den Ring nun gefaßt,
Der rasch in die Tiefe sich senkte.
Nun zog's stets den Kaiser zum Thale so mild,
Nicht trennte er sich von den Auen,
Er baute ein Schloß dort im grünen Gefild',
Wo heut wir die Frankenburg schauen.

Nach Aachen, als dem Mittelpunkte des Reiches, berief Karl seine Großen vom Gestade der Ostsee wie aus den Gefilden Unteritaliens, vom Strande des Ebro und dem der Oder und Raab. Hier versammelten sie sich um seinen Thron. Die Männer der Wissenschaft und Kunst, reich begabte Dichter und Schriftsteller seiner Zeit, zu denen ein Paul Warnefried, ein Peter von Pisa, Alcuin, Einhard, Theodulf, Augilbert, Odo von Metz, der Erbauer der Pfalzkapelle, und Andere gehören, sonnten sich in seiner kaiserlichen Gunst. Nach Aachen brachten die Gesandten der Fürsten des Abend- und Morgenlandes die Freundschaftsversicherungen und Geschenke ihrer Herrscher. Hier war die Münzstätte und Schatzkammer des Reiches. Auf einem goldenen und zwei silbernen Tischchen lagen die Geschenke Harun Alraschid's, des Khalifen von Bagdad. In der Schatzkammer war nach dem Geschichtschreiber Einhard auch das Kunstuhrwerk aufgestellt,

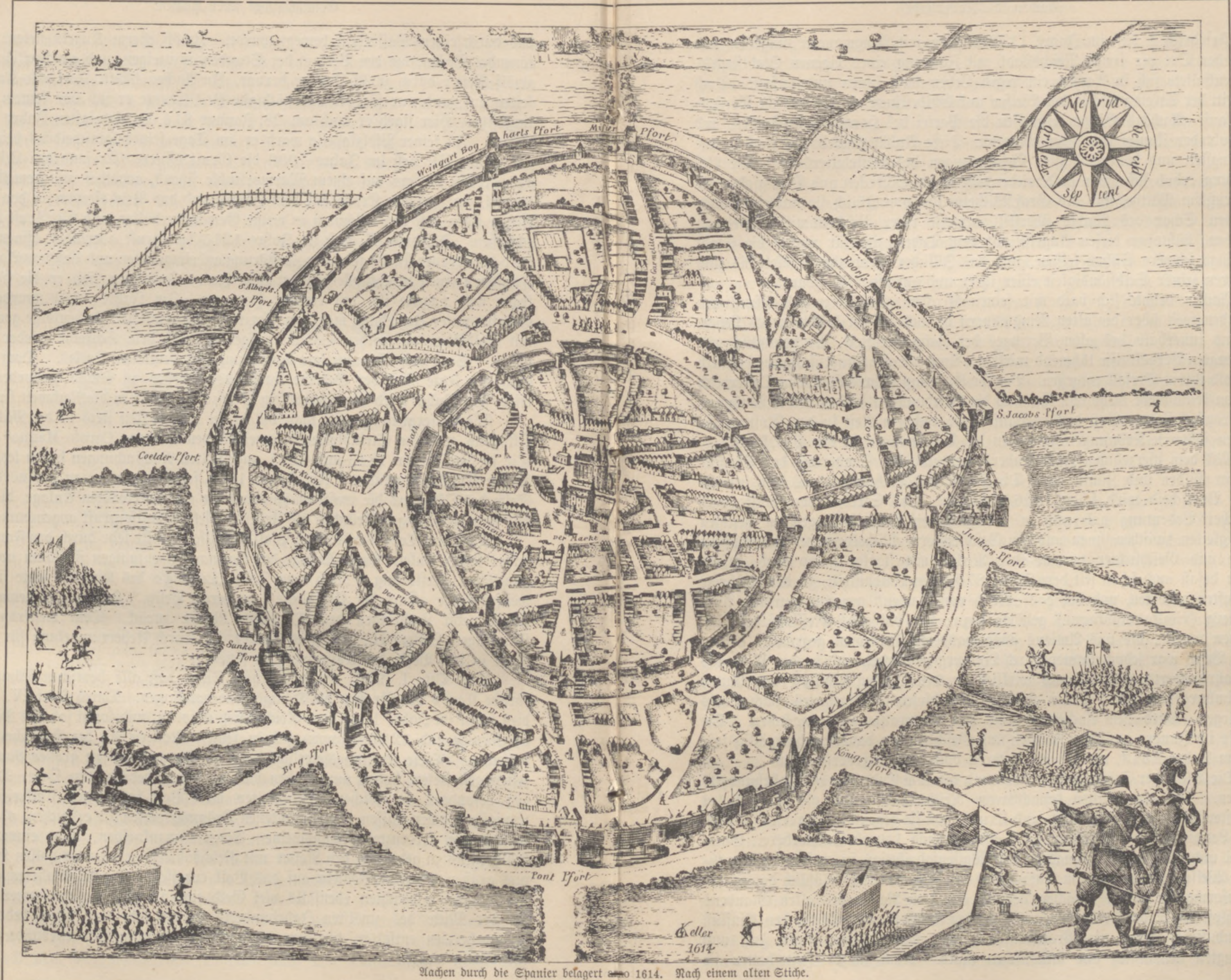
das durch einen Wasserlauf bewegt wurde. Zwölf eherne Kugeln fielen in ein tönendes Becken, um den Verlauf der Stunden anzuzeigen, und gleichzeitig traten zwölf Reiter durch zwölf Fenster hervor. In Aachen häufte Karl alle Kostbarkeiten auf, und nur für die allernöthigste Zeit trennte er sich von seinem Lieblingssitze. Hier starb er auch am 28. Januar 814, im siebzigsten Jahre seines Alters. In seiner Pfalzkapelle ward er am Tage seines Hinscheidens beigesetzt.

Otto III. ließ im Jahre 1000 die Gruft öffnen. Er fand den Leichnam des großen Kaisers auf einem Marmorstuhle sitzend, angethan mit dem Kaisermantel, eine goldene Krone auf dem Haupte und das Reichsscepter in der Hand. Kaiser Otto ließ den Leichnam in weiße Gewänder hüllen und die Gruft wieder schließen. Friedrich II. ließ im Jahre 1215 die Gruft abermals öffnen. Er fand den Körper Karl's sehr der Zerstörung anheimgefallen und ließ von Aachener Künstlern einen prachtvollen Sarg anfertigen. In diesen ließ er die Gebeine legen und nagelte ihn mit eigener Hand zu. Im Jahre 1861 wurden die Gebeine unter Zuziehung mehrerer Aerzte in anatomischer Reihenfolge geordnet, mit Goldfäden auf rothen Sammt aufgeheftet und dem Schreine wieder übergeben. So ruhen sie nun zur Verehrung des deutschen Volkes. Doch wenn auch der letzte Rest der Gebeine Karl's des Großen zu Staub geworden sein wird, sein Ruhm wird in ungetrübtem Glanze wie heute in die Nachwelt strahlen.

Die Kaisergruft glaubte man bis in die neueste Zeit stets in der Mitte des Oktogons, wo eine Steinplatte eingemeißelt den Namen „Carolo Magno“ trägt. Die in den Jahren 1843 und 1861 angestellten Nachsuchungen haben jedoch zu keinem Ergebniß geführt. Im Jahre 1866 fand man aber an der nördlichen Seite des Oktogons die massiven Fundamente einer viereckigen Anlage, die man aus ganz gewichtigen Gründen als Ueberbleibsel der Kaisergruft angenommen hat.

Nach dem Tode Karl's litten Pfalz und Pfalzkapelle sehr durch den Familienhader seiner Enkel. Beim Anzuge der Normannen entgingen sie kaum noch der gänzlichen Zerstörung. Nach dem Tode „Ludwig's des Kindes“ setzte sich der westfränkische „Karl der Einfältige“ in deren Besitz. Heinrich I. gewann sie jedoch nebst Lothringen dem Deutschen Reiche zurück. Dem westfränkischen Karolinger, Lothar II., gelang es wieder, sich durch Ueberrumpelung für einige Tage in den Besitz der Kaiserpfalz zu setzen.

Seit Otto I. (936) wurde es nun Sitte, daß alle deutschen Könige am Grabe Karl's des Großen die Königskrone empfingen. Durch Karl IV. wurde dies sogar im Jahre 1356 zum Reichsgesetz erhoben, und somit sah das Münster 35 Könige und 12 Königinnen sich in seinen Mauern mit der Herrscherwürde bekleiden. Diese Krönungsfeierlichkeiten, die sich meistens zu großen Nationalfesten gestalteten, hoben nun Aachen bald zu einem bedeutenden Orte. Dorthin zog besonders bei solchen Festlichkeiten alles Volk im weiten Umkreise, um wenigstens einen Bissen vom gebratenen Krönungsochsen zu erhaschen, oder sich in dem frei kredenzten Königsweine „Einen“ anzukneipen, nicht einmal des Goldregens zu gedenken, den Reiter mit Reichsadlern geziert mit vollen Händen aus großen ledernen Beuteln auf das Volk ergossen. Die Wallfahrten zu den Heiligthümern brachten ebenfalls viel Geld ein; so stieg Aachen immer mehr. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts hatten sich dort schon bedeutende Tuchwebereien entfaltet, die denen der niederländischen Schwesterstädte völlig ebenbürtig waren.



Aachen durch die Spanier belagert anno 1614. Nach einem alten Stiche.

Friedrich I. ließ im Jahre 1172 Aachen mit Ringmauern umgeben und erhob den Ort zur freien Reichsstadt mit Führung eines eigenen Stadtsiegels. Jetzt entfaltete sich in Aachen ein reges Leben nach innen und außen. Doch nun tritt der Streit zwischen den Welfen und Ghibellinen um die deutsche Königskrone auf. Aachens Bürger ergreifen die Partei des Hauses Hohenstaufen, und bald tobt der Kampf vor ihren Mauern. Diese Anhänglichkeit zog Aachen eine der längsten und denkwürdigsten Belagerungen des Mittelalters zu. Die Bevölkerung erhob sich zwar bald wieder von diesen Schrecken und Drangsalen mit ungebeugtem Muthe, und als Graf Wilhelm IV. von Jülich sie mit einer auserlesenen Schar des Nachts überfiel, um sie ihrer Reichsunmittelbarkeit zu berauben, büßte er diesen Angriff mit dem Tode. Hierfür mußte die Stadt allerdings schwere Sühne leisten, und das Jülicher Grafenhaus blieb bis zum Aufhören seiner Selbständigkeit einer ihrer unbequemsten Nachbarn.

Aachen dehnte sich bald mit seinen Kirchen, Spitälern und öffentlichen Gebäuden weit über die alten Ringmauern hinaus. Dort blühte neues Leben, während innerhalb des alten Beringes der Zahn der Zeit, Brandunglück und die beengten Verhältnisse lähmend wirkten. Auch die alte Kaiserpfalz ging dadurch sehr bald ihrem Verfall entgegen. Bei der Krönung Albrecht's I. von Oesterreich ist schon keine Rede mehr von ihr, und die Belehnungen fanden in der Wohnung des Propstes statt. Von diesem Hause steht noch ein Rest in der Klostergasse. Bei den späteren Krönungen geschahen die Belehnungen in der Pfalzkapelle.

Mit dem vierzehnten Jahrhundert trat auch die Sonderung der Bürgerschaft in Gilden und Zünfte ein. Die Zunft der Tuchmacher aus dem benachbarten Burtscheid wird schon 1306 erwähnt. Das Streben der Zünfte nach politischer Bedeutung gab nun in der Folgezeit Veranlassungen zu heftigen Streitigkeiten zwischen ihnen und den Geschlechtern. Nichtsdestoweniger schützten Zünfte und Geschlechter vereint ihre Rechte mit starker Hand nach außen. Aachen besaß auch schon seit dem Jahre 870 einen Landdistrikt, zu dem mehrere Ortschaften gehörten, und der das „Reich von Aachen" genannt wurde. Auch Altenberg (vieille montagne) gehörte dazu, wo blühende Messingfabrikation betrieben wurde, die aus Amiens ausgewanderte Franzosen gegründet hatten. Dieser Besitz war jedoch immer durch Limburg gefährdet, und in der Mitte des 15. Jahrhunderts ging er auch wirklich an den Herzog Philipp den Guten von Limburg verloren. Einen andern Theil dieses Stadtgebietes, nach Vaels zu gelegen, ward den Aachenern von den Generalstaaten genommen. Die Kämpfe im Innern zwischen Zünften und Geschlechtern dauerten hartnäckig fort bis zum Jahre 1513, wo sich die ersteren volle Geltung verschafften.

Die Blüte der Stadt war fortwährend bis zum Ende des 15. Jahrhunderts gestiegen. Mit den meisten benachbarten Reichsständen und gleichberechtigten Schwesterstädten hatte sie Schutz- und Trutzbündnisse gegen die Störer des öffentlichen Landfriedens geschlossen. Die Bevölkerung betrieb Tuchweberei, Glasmalerei und Messing-, Nähnadel- und Waffenfabrikation in entsprechend großartiger Weise. Da brauste im Anfang des 16. Jahrhunderts plötzlich der Sturm der Reformation daher. Aachen bestand auf dem Rechte des alten Glaubens und schloß die Andersdenkenden aus der Gemeinschaft aus. Durch den Einfluß der Industrie faßten die Protestanten jedoch bald wieder festen Fuß und verdrängten allmählich den katholischen Rath. Nach kurzer Zeit hatten sie

das Stadtregiment ganz in den Händen. Da wurde in Aachen im Jahre 1598 die Reichsacht ausgeführt, die Kaiser Rudolf II. schon früher ausgesprochen hatte, und die Katholiken gelangten wieder ans Ruder. Da setzten sich im Jahre 1611 die Protestanten durch einen Aufstand zum zweiten Mal in den Besitz der Gewalt. Kaiser Mathias sprach abermals die Reichsacht aus, und 1614 wurde die Stadt durch spanische Truppen eingenommen und bis zum Jahre 1632 von denselben besetzt gehalten.

Am 2. Mai 1656 flammte plötzlich über Aachen eine fürchterliche Feuersbrunst, die beinahe an 3000 Gebäulichkeiten in Asche legte. In einem Tage war der Wohlstand der Stadt vollständig vernichtet, den die Drangsale des Krieges und die Erschütterung der Reformation ihr noch belassen hatten. Alle öffentliche Gebäude, der Münster nicht ausgeschlossen, litten mehr oder weniger Schaden oder wurden gänzlich zerstört. Mit einem Schlage war die Bürgerschaft gänzlich verarmt. Mit neuem Fleiße fing sie jedoch nach diesem Schicksale wieder an zu arbeiten, und zwölf Jahre nachher traten die Großmächte Europa's auf dem Rathhause der fast ganz neu hergestellten Stadt zu einem Friedenskongreß zusammen. Die eigentliche Größe und das Gewerbswesen Aachens war jedoch sehr gesunken, da sehr viele Tuchmacher und Gewehrfabrikanten die Stadt nach dem großen Brande verlassen hatten. Auch kam Ludwig XIV. und forderte seine Kontributionen. Im Innern herrschte Unfriede und Zank wegen der Wahlen zu den Zunft- und Rathsstellen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts endlich entstanden die Feindseligkeiten mit dem Kurfürsten von der Pfalz als Erben Jülichs, welches letztere immer noch den alten Hader nicht vergessen konnte. Diese Feindseligkeiten führten sogar zu einer Ueberrumpelung und Okkupation der Stadt. Da fluteten plötzlich die Wogen der französischen Revolution über Freund und Feind daher und machten mit einem Schlage aller Zwistigkeit, aber auch aller Reichsunmittelbarkeit wol zum Nutz und Frommen der ganzen Gesellschaft ein Ende.

Unter der französischen Kaiserherrschaft gestalteten sich die Verhältnisse Aachens wieder besser. Napoleon wendete der Stadt Karl's des Großen seine Gunst zu, verlieh ihr werthvollen Grundbesitz und hob die verschiedenen Industriezweige so viel als möglich. Auf der großen Industrieausstellung in Paris, im Jahre 1807, wurden ganz besonders die Aachener und Burtscheider Fabrikanten mit Auszeichnungen und Belobungen bedacht. Der Stadt selbst entnahm er jedoch das Eigenthum der Bäder, auch hatte sie schwere Militärlasten zu tragen, da sie eigentlich Mittelpunkt der französischen Verwaltung war. Doch zeigte sich auch in Aachen einmal recht, wie klein der große Napoleon war. Auf höheren Befehl mußte bei der Geburt des „Königs von Rom" die Statue Karl's des Großen in großer Feierlichkeit über die Straßen getragen werden. Das Scepter Karl's trug die französische und deutsche Inschrift: „Je ne suis surpassé que par Napoléon" (Nur Napoleon ist größer als ich). Was würde Karl der Große mit einem solchen plumpen Schmeichler angefangen haben, der ihm dergleichen auf das Scepter geschrieben hätte? — Als nun endlich Napoleon's Sonne sank und der deutsche Stern emporstieg, wurde auch Aachen von der Fremdherrschaft befreit und durch Patent vom 5. April 1815, einschließlich des Großherzogthums Niederrhein, der preußischen Krone einverleibt. Die nach Paris entführten Schätze wurden zurückgebracht, und die Stadt erfreute sich

fortan an deren ungestörtem Besitz. Auch das Eigenthumsrecht der Bäder wurde ihr von dem neuen Herrscher zurückgegeben.

Im Jahre 1818 sah Aachen wiederum einige seiner glanzvollsten Tage. Die verbündeten Fürsten traten hier zusammen, um über die Räumung Frankreichs zu verhandeln. Nebst den drei Alliirten hatte die Stadt fast alle Celebritäten Europa's in ihren Mauern. Auch Künstler und Abenteurer waren hierher geströmt, von dem berühmten Eßlair und der Sängerin Catalani hinab bis auf die bekannte Lenormand. Die enge Freundschaft der verbündeten Fürsten wurde an diesen Tagen aufs Neue besiegelt, und Friedrich Wilhelm feierte den Akt durch die Errichtungsurkunde der Universität Bonn.

Fünfzig Jahre nach der Einverleibung Aachens an Preußen, am 15. Mai 1867, legte König Wilhelm den Grundstein zu der rheinisch-westfälischen technischen Hochschule, einem Gebäude und einer Anstalt, die heute der alten Krönungsstadt zur höchsten Zierde gereichen.

Mit dem Eintritte in das preußische Reich kam auch für Aachen eine bessere Zeit. Vom Jahre 1823 bis zum Jahre 1869 hatte sich die Stadt um 1650 Häuser vergrößert; bis zum heutigen Tage ist deren Zahl noch um ein Erhebliches gestiegen. Die Einwohnerzahl beläuft sich jetzt auf circa 80,000.

Diesem Wachsthume entsprechend hob sich der Wohlstand, und diesem entsprechend die Bildungsanstalten. Freudig schaut die alte Kaiserstadt in die neue Zeit, die zwar auch ihre Wolken, aber auch ihren segenbringenden Sonnenschein hat.

Nachdem wir Aachens Vergangenheit, wie sie auf den Tafeln der Geschichte, oft mehr oder minder verwischt, geschrieben steht, erzählt haben, wollen wir zu den einzelnen Berühmtheiten seiner Monumente schreiten. Hier steht das Liebfrauenmünster, die alte kaiserliche Pfalzkapelle, obenan. Einhard sagt, daß sie der Kaiser um das Jahr 774 erbauen ließ. Odo von Metz war der Baumeister, auch Ansigis, nachmaliger Abt von St. Vendrille bei Rouen, soll dabei thätig gewesen sein. Italienische Künstler waren die Werkleute. Rom und Ravenna sandten die Marmorsäulen, und die Festungswerke des geschleiften Verdun gaben die Quadersteine her. Der Prachtbau wurde im Jahre 804, am 6. Januar, durch Papst Leo III. eingeweiht. Karl der Große baute jedoch nur das Oktogon, welches er durch einen Säulengang mit seiner Kaiserpfalz verband. Erst das 14. Jahrhundert erbaute den Chor, den es an die östliche Seite des Oktogons anlehnte. Die Seitenkapellen, die das Münster wie ein Kranz umgeben, entstanden vor und nach dieser Zeit. Die merkwürdigste hiervon ist die an der Südseite gelegene und im 15. Jahrhundert erbaute Annakapelle. Die älteste ist die Matthiaskapelle, die als Sakristei und kleinere Schatzkammer dient. Auf derselben Seite liegt auch die Ungarische Kapelle, die Ludwig I., König von Ungarn, im Jahre 1372 gründete. Maria Theresia ließ sie im Jahre 1748 in den barocken Formen des Zopfstiles umbauen. Nach Norden liegt die Hubertuskapelle, die als Eingang zur Foilanskirche dient. Neben dieser befindet sich in reichster Konstruktion die Karlskapelle, die ihrer Feuer- und Diebessicherheit wegen als eigentliche Schatzkammer benutzt wird. Dann kommt die Kreuzkapelle, die Allerseelenkapelle, und die westlich liegende Taufkapelle schließt den Kranz.

Aus der Kreuzkapelle führt ein Ausgang in den großen Kreuzgang, der sich an das Münster anschließt und im Volksmunde das „Drachenloch" genannt wird. Dieser Kreuzgang ist sehr sehenswerth wegen seiner eigenthümlichen gothischen

Deckenkonstruktionen und mündet in der Klostergasse durch ein spätgothisches Portal. Der Name „Drachenloch" muß wol von den Zierrathen herkommen, die sich in dem Portal in Gestalt phantastischer Bildhauereien befinden, wie bei den meisten romanischen Bauten.

Vom Münster dehnte sich in der ersten Bauzeit eine Vorhalle nach Westen hin aus, die nach drei Seiten einen grünen Platz, „das Paradies" genannt, umschloß. Auf diesem Platze befand sich ein Brunnen, dessen Postament eine in Erz gegossene Wölfin zierte, aus deren Brust ein starker Wasserstrahl hervorschoß. Als Krönung erhob sich oberhalb der Wölfin eine Art Artischoke (oder Pinienapfel), aus deren Spitzen ebenfalls Wasser hervorschoß, sobald man das Loch in der Brust der Wölfin verstopfte. Diesen beiden Wahrzeichen der Stadt Aachen hat man in späterer Zeit auf Pfeiler rechts und links neben den westlichen Haupteingang des Münsters gestellt. An sie knüpft sich eine Sage, die in Poesie und Prosa im Volksmunde lebt und die den Bau des Münsters mit dem Teufel in Verbindung bringt, ohne dessen Hülfe in alter Zeit nun einmal kein bedeutendes Bauwerk fertig werden konnte:

Noch war das Bauwerk nicht halb vollbracht
Da rief es den Kaiser zur Sachsenschlacht,
Er sprach zu den Räthen: „Baut freudig dran,
Daß ich kann dort stimmen „Te deum" an,
Sobald ich geschlagen den Sachsenheld."
Er dacht' ans Te deum, doch nicht ans Geld,
Und eh' noch vollendet das Gotteshaus
War es den Räthen am Kasten heraus.
Sie saßen berathend in Sorg' und Pein,
Da trat leis der Teufel zur Thür hinein.
„Ei", sprach er: „Wie haben's die Herr'n so schwer?
Ich kenne den Punkt, der Säckel ist leer,
Doch wenn ihr die erste Seele mir schenkt,
Die ihren Schritt dort zum Tempel einlenkt,
So geb' ich euch Gold und Silber genug
Und trage noch selber die Steine im Flug."
Da rückten die Herren wol hin und her
Doch was war zu thun? der Säckel war leer.
Karl haute die Sachsen schon für und für
Und das Te deum stand nah' vor der Thür.
Und ob das Gewissen auch zwickt und zwackt
Sie unterschrieben dem Teufel den Pakt.
Bald prangte der Dom nun in seiner Pracht,
Doch hinter der Thür der Böse hielt Wacht —
Man fragte nun einen Priester um Rath;
„Ja, ja", sprach dieser: „sehr schlimm, in der That,
Doch was für 'ne Seele steht nicht im Vertrag —
Er nehmen sich dann eine Wolfsseele mag."
O, das war ein schlauer, ein herrlicher Plan,
Man schob einen Wolf im Käfig heran,
Man öffnet, und als nun der Wolf mit Hast
Zum Tempel springt ein, der Teufel ihn faßt,
Preßt wüthend die wölfische Seele ihm aus
Und wirft sie aufs Pflaster vors Gotteshaus. —
Als kam nun der Kaiser vom Schlachtengang
Erscholl in dem Dome der Lobgesang,
Zum Zeichen doch, wie man den Teufel geprellt,
Hat Seele und Wolf an die Thür man gestellt.

Die Aufstellung dieser beiden Figuren rechts und links auf ganz unmotivirte Pfeiler neben den Haupteingang trug jedoch keineswegs zur Verschönerung des ehrwürdigen Münsters bei. Schwerlich werden sie nach der Restauration diesen Ehrenplatz wieder einnehmen. Es wäre dabei immerhin gewonnen, auch auf die Gefahr hin, daß wir um eine Sage ärmer werden sollten.

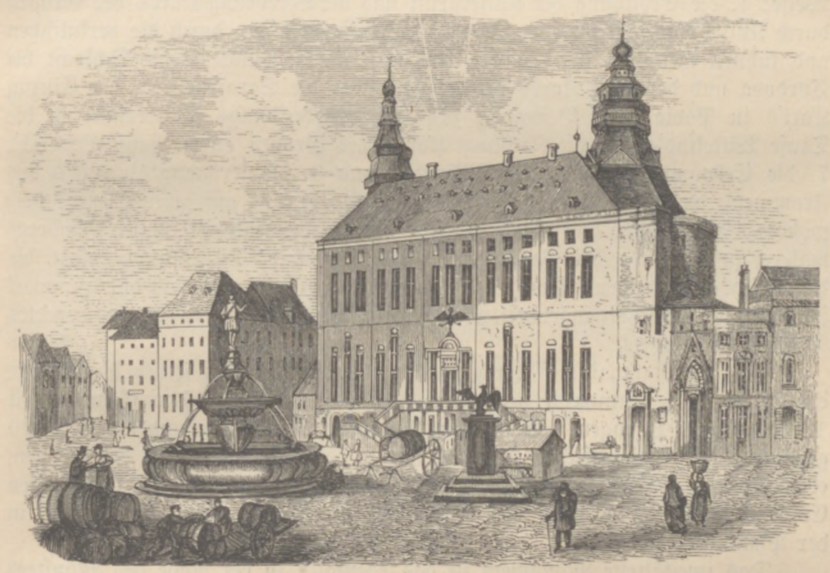
Die in den Schatzkammern des Münsters aufbewahrten Heiligthümer werden in große und kleine eingetheilt. Die vier großen sind: die Windeln Christi, das Tuch, welches um die Lenden des Gekreuzigten hing, das Tuch, auf welchem Johannes der Täufer enthauptet wurde und ein Kleid der Gottesmutter. Diese Heiligthümer werden in einem reich verzierten und mit Edelsteinen besetzten Schreine aufbewahrt, der ferner mit den Silberstatuetten des Heilands, Maria's, Karl's des Großen und der zwölf Apostel geschmückt ist. Die kleineren Heiligthümer sind zahlreich und werden alle in kostbaren Monstranzen und mit Edelsteinen besetzten Truhen aufbewahrt.

Eine besondere werthvolle Merkwürdigkeit ist der Sargschrein Karl's des Großen. Er ist, wie schon gesagt, im 12. Jahrhundert angefertigt worden, und seine Außenflächen zeigen Bildwerke deutscher Kaiser und Könige in vergoldetem Silberblech. Die Dachflächen bieten in flachen Reliefs Scenen und Sagen aus dem Leben des Kaisers. Eine zweite Kapelle enthält einen Marmorsarg aus spätrömischer Zeit, auf welchem der Raub der Proserpina dargestellt ist. In diesem Sarge sollen die Gebeine Karl's eine Zeit lang geruht haben, als sie aus der Gruft genommen waren, bis der neue Schrein fertig war.

Außer diesen besitzt das Münster noch folgende Merkwürdigkeiten: den Krönungsmantel Richard's von Cornwallis, ein Meßgewand St. Bernhard's, die goldene Brautkrone der Margaretha von York, Gemahlin Karl's des Kühnen, ein auf Pergament geschriebenes Evangeliarium und einige goldene Platten mit Darstellungen aus der Passion aus den Tagen Otto's III., ferner das elfenbeinerne Jagdhorn Karl's des Großen, ein mit Edelsteinen besetztes Kreuz von Kaiser Lothar, ein Sprenggefäß aus der Zeit der Ottonen und eine Menge anderer kleinerer kunstvoller Sachen aus alter Zeit. Keine Kirche Deutschlands ist so reich an werthvollen Alterthümern als eben das Münster in Aachen. Die großen Heiligthümer werden nur alle sieben Jahre dem Volke gezeigt, die kleineren jedoch, wie die anderen Werthgeräthe, kann man jederzeit gegen ein Entgelt in Augenschein nehmen.

Auf dem Emporium des Münsters befindet sich auch der historisch merkwürdige Marmorstuhl, auf dem die Leiche Karl's des Großen in der Gruft saß. Auf diesem nahmen später die Könige nach der Krönung Platz und ertheilten von hier aus den Ritterschlag. In der Mitte des Oktogons hängt an einer schweren Kette der von Friedrich Barbarossa geschenkte, schwer vergoldete, messingene Kronleuchter; unter diesem sind auf dem Fußboden in einer Steinplatte die Worte „Carolo Magno“ eingegraben. Wie schon gesagt, hat man längere Zeit dies fälschlich für die Kaisergruft gehalten. Ueber der Sakristei befindet sich die Evangelienkanzel, ein Geschenk Kaiser Heinrich's II., ein seltenes, mit Goldblech überzogenes Werk. In der Mitte des Chores deutet ein flachliegender Grabstein das Grab Otto's III. an; vor diesem steht ein Lesepult in Gestalt eines Adlers, ein Meisterwerk Aachener Kupfergießer aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts.

Sehr merkwürdig sind für den Archäologen noch die gegossenen Gitterschranken des Emporiums, welche die Marmorsäulen verbinden. Diese sowie die gegossenen Haupteingangsthüren des westlichen Hauptportals sind byzantinische Kunstwerke des 9. Jahrhunderts. Die Marmorsäulen stammen ebenfalls aus dieser Zeit. Diese letzteren sind eigentlich nur Zierrathen, da die Bogenwölbungen des Oktogons von den Pfeilern getragen werden. Das hatten die Franzosen bei der Okkupation auch gleich herausgefunden und schleppten die Marmorsäulen nebst vielem Andern mit nach Paris. 1870 schrieen sie schon von deutschen Räubern und Barbaren, wenn sie mal zufällig eine Pendule nicht gleich wiederfinden konnten, und dort schleppten sie damals Marmorsäulen fort, an denen zwei Pferde ziehen mußten.



Das Rathhaus in Aachen.

Vom Münster führt der erste Gang nach dem Rathhause; es erhebt sich zum Theil auf den Fundamenten des alten Kaiserpalastes. Es ist ein gothischer Prachtbau, auch „Chorus“ genannt, von dem Bürgermeister Gerhard von Schellart im Jahre 1353 gegründet. Seine Vollendung wird in das Jahr 1370 fallen. Der östliche Thurm, „Grundthurm“ genannt, ruht unzweifelhaft auf Mauerwerk des 8. Jahrhunderts. Der westliche Thurm enthält die Glocken und die große Uhr. Gemäß alten Abbildungen war die nördliche Façade mit Bildnissen der in Aachen gekrönten Könige geschmückt. Der Zopf des vorigen Jahrhunderts hat durch Renovirungen viel an dem Bauwerk gesündigt. Heute ist es seiner Erbauungszeit würdig wieder hergestellt und durch die Anlage einer neuen Freitreppe verschönert. Das Rathhaus besteht aus drei Etagen. Im Erdgeschoß sind die Wohnungen des Kastellans, Küchen und Keller, in der mittleren Etage ist der Sitzungssaal der Stadtväter, geziert mit dem Bilde Karl's des Großen, den Porträts Napoleon's und seiner Gemahlin Josephine,

dem Bilde Friedrich Wilhelm's IV. und einem prachtvollen Glasgemälde, Wilhelm I. in Lebensgröße, von einem Aachener Künstler ausgeführt. Das neu erbaute Treppenhaus führt uns zum Kaisersaal. Früher war der Auf- und Eingang dorthin durch den eben erwähnten westlichen Thurm. Der mächtige Saal ist 51 m lang und 17 m breit. Vier kolossale Pfeiler, welche die Gewölbe tragen, scheiden ihn der Länge nach in zwei Theile. Fünfzehn hohe Fenster zieren die nördliche Wand. An der östlichen Giebelwand befindet sich eine kleine Kapelle, in der früher vor den Rathssitzungen Messen gelesen wurden. Herrliche Fresken, Darstellungen aus dem Leben Karl's des Großen, zieren die Wände. Vier der Bilder sind von Alfred Rethel, die übrigen von Joseph Kehren nach Kartons von Alfred Rethel ausgeführt. Sie reihen sich in folgender Weise: 1. die Eröffnung der Kaisergruft und die Verehrung Karl's des Großen durch Kaiser Otto III.; 2. der Sturz der Irminsäule, ein durch die herkulischen und kühnen Gestalten der Sachsen herrlich belebtes Bild; 3. die Schlacht bei Cordova und der Sieg Karl's des Großen über die Sarazenen; 4. der Einzug Karl's in Pavia nach Besiegung des Longobardenkönigs Desiderius; 5. die Taufe Wittekind's; 6. die Krönung Karl's des Großen durch Papst Leo III.; 7. die Erbauung des Aachener Münsters und 8. die Krönung Ludwig's des Frommen, welcher Handlung Karl der Große, gestützt auf zwei Diener, beiwohnte. Die Pfeiler und Deckengewölbe des Saales sind mit reicher Temperamalerei geschmückt. Der Fußboden ist mit gebrannten Thonplatten belegt, die den Reichsadler tragen. Die ganze Ausschmückung ist ebenso wie das Bauwerk selbst der stolzen Vergangenheit würdig, über deren Grabe es als ein beredtes Denkmal sich erhebt.

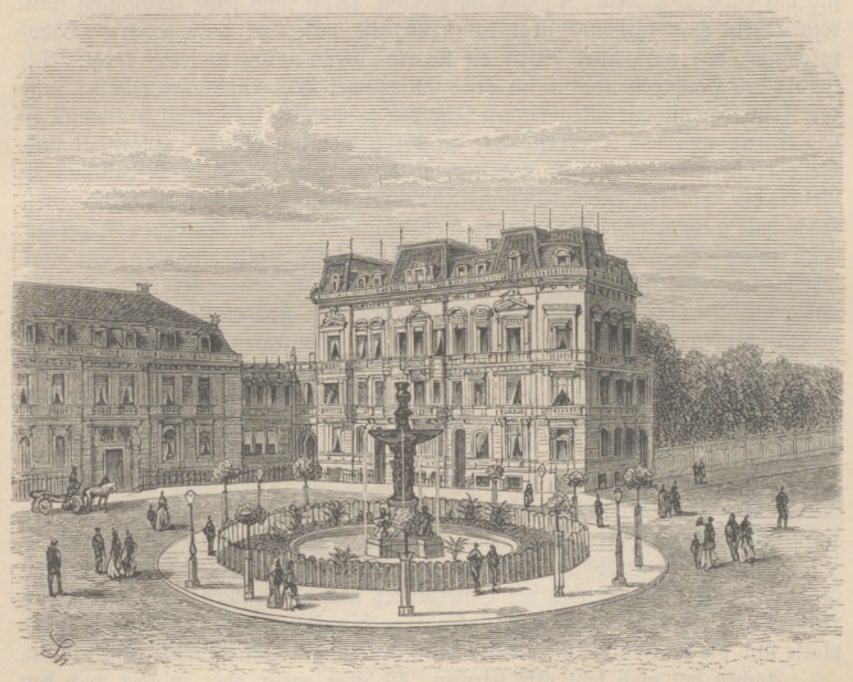
Vor dem Rathhause ist der große Springbrunnen. Auf seinem Postamente erhebt sich eine kunstreich gearbeitete Schale aus Erz. Ihr Gewicht soll 12,000 Pfund betragen. Sie ist ein Werk der Renaissance und wurde 1620 gegossen. Ueber diese Schale steht das 2 m hohe Standbild Karl's des Großen, ebenfalls ein Gußwerk, welches jedoch auf den Beschauer keinen großartigen Eindruck macht, wenigstens den nicht, den der Name „Karl der Große" in der Phantasie erweckt.

Das zweitälteste Monument ist das ebenfalls in der Nähe des Münsters gelegene sogenannte Gras- oder Kornhaus, die Kurie Richard's von Cornwallis. Die Front ist mit den Statuen von sieben Kurfürsten belebt, die allerdings etwas unförmlich behandelt sind. Vor der Erbauung des großen Rathhauses hat es den Bürgern zu Rathsversammlungen gedient. Später wurde das Gebäude als Gefängniß benutzt, und auf seinem Hofraum fanden die Hinrichtungen statt. Hinter diesem Gebäude liegen die großen Fruchtspeicher der Stadt, daher es wol auch das Kornhaus genannt wird.

Treten wir nun in die Neuzeit ein. Unter den neuen Gebäuden nimmt außer dem Polytechnikum der Elisenbrunnen eine der ersten Stellen ein. Das Bauwerk wurde im Jahre 1822 nach dem Plane Schinkel's begonnen und der damaligen Kronprinzessin Elisabeth zu Ehren Elisenbrunnen genannt. Die im dorischen Stile ausgeführte Façade, in deren Mitte sich ein prächtiger Rundbau erhebt, hat eine Länge von 74 m. Im Souterrain dieses Rundbaues liegen auch die Trinkbrunnen, zu denen zwei Treppen hinabführen. In den Flügelgebäuden befinden sich die Restaurants. Das städtische Orchester spielt hier

jeden Morgen von Anfang Mai bis Ende September. Die Trinkbrunnen werden aus den entfernter liegenden Kaiserquellen gespeist und haben trotzdem noch immer 51,6° C Wärme. Hinter dem Gebäude liegt der Elisengarten, der zur Kurpromenade dient, sowie auch zu Reunions und Konzerten.

Das Hauptbadeleben Aachens bewegt sich jedoch im Kurhause, der sogenannten Redoute, in der Komphausbadstraße, welches 1782 erbaut wurde.



Der Kaiserbrunnen in Aachen.

In der ersten Etage befindet sich der mit reicher Stuckarbeit ausgeschmückte Kursaal. Hier werden die Bälle und Konzerte gehalten, und 1818 haben hier die verbündeten Großen Europa's recht tüchtig mit den hübschen Aachener Bürgerinnen getanzt. An das Hauptgebäude schließt sich, dem Garten zu, ein zweiter, im Jahre 1864 erbauter großer Kursaal an, ein Prachtbau im maurischen Stile. Diesem folgt das Kaiserbad, ein schönes neues Gebäude in Trierer Sandstein ausgeführt, mit einem sechssäuligen Portikus und Balkon; es ist 38 m lang und enthält 72 Wohnräume, 33 Wasserbäder mit Douchen und 6 Schwitzstuben. Als weitere Bäder wären noch zu verzeichnen das Neubad, das Bad zur Königin von Ungarn, das Corneliusbad, das Karlsbad, das Rosenbad und das Komphausbad. Letzteres dient mehr für Unbemittelte und wurde früher von der Tuchmacherzunft benutzt, daher sein Name. Die Bäder Aachens werden alljährlich von 5—6000 Kurgästen besucht, sogar im Winter weilen hier sehr viele Kurbedürftige.

Ein imposantes Gebäude ist das in der Mitte der Stadt gelegene, 1822 im griechischen Stile erbaute Schauspielhaus. Es hat eine Länge von circa 66 m.

Acht schön kannelirte ionische Säulen tragen die Frontspitze, auf der der Genius der Künste mit den Musen eingemeißelt ist. Dem Theater südlich gegenüber liegt das Regierungsgebäude. Im Hofraume findet sich eine 7400 Pf. schwere metallene Masse, die man 1762 beim Pflastern fand und die man für einen Meteorstein hält; polirte Stücke kommen an Feinheit dem englischen Stahl gleich.

Eins der schönsten Gebäude ist das Polytechnikum. Die Baukosten belaufen sich auf etwa $1^1/_2$ Mill. M., und im Herbste 1870 fand seine Eröffnung statt. Neben dem Hauptgebäude liegt das eben erst vollendete dazu gehörige Laboratorium, das auf seiner Stirn die Worte „mens agitat molem“ trägt. Die Façade des Hauptgebäudes ist im Stile italienischer Frührenaissance gehalten, und der Mittelbau ist mit allegorischen Figuren geschmückt. Wirklich prachtvoll ist das Entrée und das Treppenhaus, an deren Wänden Antiken aufgestellt sind. Sehr reich ist auch die Aula gehalten, an deren Wänden sich in Medaillons die Reliefs der hervorragendsten Männer der Wissenschaft und Technik befinden. Diese Hochschule giebt den jungen Männern im Maschinenbau, den chemischen Gewerben, dem Hüttenfache und dem Ingenieurwesen die höchste Ausbildung. Sie wird jährlich von 5—600 Studirenden und Zuhörern aus den entferntesten Reichen und Welttheilen besucht. Die Lehrkräfte bestehen aus 21 ordentlichen und 2 außerordentlichen Lehrern, 16 Assistenten und 2 Privatdozenten; dazu kommen noch die technischen Meister und Beamten. Die Bibliothek umfaßt 18,000 Bände, von denen jährlich 12—13,000 verliehen werden. Die eigentlichen Lehrmittel, als technologische, mineralogische sowie kinematische, sind wirklich großartig, ebenso die Modellsammlung für die Maschinenlehre. Zur Aufnahme als Studirender berechtigt das Zeugniß des einjährigen Besuches der Prima eines Gymnasiums; Ausländern wird dieser Nachweis meist erlassen. Wie zwei Prachtschlösser erheben sich ferner östlich vor Aachen die noch im Bau begriffenen neuen Kasernengebäude.

Ein hervorragendes Monument ist ferner das 1872 errichtete Kriegerdenkmal in Bronzeguß. Der Genius des Vaterlandes hält einen sterbenden Krieger im rechten Arme und deutet mit der Linken zum Himmel. In den Kranz der Tragplatte sind die Namen der Gefallenen des Regierungsbezirks Aachen eingegraben.

Aachen hat noch sehr alte Kirchen, die aber mehr oder minder nach den großen Bränden erneuert werden mußten. Als ein Prachtbau der Neuzeit ist die noch im Bau begriffene Sankt Jakobskirche zu verzeichnen.

Auch eine interessante Umgebung hat die alte Kaiserstadt. Da liegt in erster Reihe in nächster Nähe, südöstlich, die Schwesterstadt Burtscheid, mit ihr durch die Kurbrunnenstraße, unter dem großartigen Viadukt der rheinischen Eisenbahn her, verbunden. Die Häuser Burtscheids sind etwas sehr zusammengedrängt; seiner Quelle und seiner bedeutenden Industrie verdankt es seinen Ruf. Seinen Namen leitet man von „Porceto“ (= porcetum) her, da hier zur Zeit Karl's des Großen ein ausgedehnter von wilden Schweinen bevölkerter Eichenwald gestanden haben soll. Die Stadt zählt heute an 11 000 Einwohner; ihre Hauptindustrie ist Tuch- und Nadelfabrikation. Der Viktoriabrunnen wird sehr besucht, und die umfangreichen Gebäude der reichsunmittelbaren Abtei reden von Burtscheids Vergangenheit.

Eine Viertelstunde von Aachen, in der Nähe Burtscheids, liegt „Frankenberg“ eine restaurirte Ritterburg, über deren Gemäuer die liebliche Sage vom Ringe der Fastrada schwebt. Hier wohnte auch eine Zeit lang Max von Schenkendorf und sang seine herrlichen Lieder.

Einer der beliebtesten Ausflugorte der Aachener ist der „Lousberg", ein mit prachtvollen Waldanlagen gekrönter Sandhügel. An der von den Franzosen zur Zeit der Okkupation zu Vermessungszwecken aufgerichteten Pyramide hat man den herrlichsten Blick auf die zu Füßen liegende Stadt, weit hinauf zur hohen Veen, den Ardennen und dem Eifelgebirge und weit hinab in die belgischen und holländischen Niederungen. Um den Lousberg schwebt eine eigenthümliche Sage.



Das Polytechnikum in Aachen.

Als der Teufel von den Aachenern mit der Wolfsseele so schändlich betrogen worden war, sann er auf Rache. Ueber seine bösen Pläne nachbrütend, geht er am Strande des Meeres einher. Da springt er hin, rollt eine große Sanddüne auf, nimmt sie auf die Schultern und schleppt sie auf Aachen zu, um damit sammt und sonders die Stadt zu bedecken. Der Schutzpatron der Stadt sieht jedoch früh genug die Gefahr und erhebt einen Wind, der dem Teufel den von der Düne herunterfallenden Sand in die Augen treibt, so daß er kaum den Weg finden kann. Er glaubt sich immer noch weit von Aachen entfernt und fragt ein altes Weib, das ihm begegnet, um den geradesten Weg dorthin und die Entfernung. Dieses kannte jedoch Meister Urian noch von der Wolfsgeschichte her und dachte wol, daß er Schlimmes gegen Aachen im Sinne habe. „O", antwortete ihm das Weib, „von hier bis Aachen ist noch sehr weit, lieber Herr. Seht, diese durchlöcherten Schuhe habe ich nagelneu angezogen, als ich von Aachen fortgegangen bin, da werdet ihr die Last noch lange tragen müssen." Das ward dem Teufel zu weit, er wirft den Sandberg hin, glücklicherweise aber nach der linken Seite; hätte er nach rechts die Last abgeworfen, so wäre die

Stadt auf ewig darunter begraben gewesen, wie weiland Herculanum und Pompeji. Nun lachten die Aachener über die zweite Dummheit des Teufels sich ebenfalls ins Fäustchen und bepflanzten den Sandhügel hurtig mit schönen Bäumen, in deren Schatten nun ihre Enkel und holden Enkelinnen froh und lachend spazieren gehen. — Dies erinnert uns an eine zweite Sage, deren Schauplatz wir hier vom Lousberge aus sehen können. An seinem Fuße zwischen der Sandgrube und dem Kölnthor stand der Hinzenthurm, der Jahrhunderte lang als eine Wohnung der Heinzelmännchen bezeichnet wurde. Die Letzteren spielten in Aachen eine große Rolle. Immer hörte man sie in der Nacht an den Thüren der Souterrains rütteln, so daß die guten Aachener nicht schlafen konnten. Sie kamen dann, um sich aus den Küchen die Messinggeschirre für ihre Festlichkeiten zu entlehnen. Wer nun aber die Thür ein wenig offen ließ und ein Küchengeschirr dorthin setzte, der hatte Ruhe vor ihnen. Zwei Bürger waren jedoch der Sache müde und stellten sich mit gezogenem Degen vor die Thür, um die Wichter einmal gehörig zu empfangen. Da flüsterten die Zwerge dem Einen immer Nachtheiliges von dem Andern leise ins Ohr, die Beiden bekamen den heftigsten Streit, liefen unter dem Rufe „Hinz! Hinz!“ hinter einander her bis zum Hinzenthurme, wo sie sich einander jämmerlich zu Tode stachen. Auch die neuere Zeit hat dieses Knuspern und Rütteln an den Kellerthüren noch oft gehört; diese führt die Erscheinung jedoch in sehr prosaischer Weise auf die eingeschlossenen Quellengase zurück.

An den Lousberg sich anschließend liegt der Salvatorberg mit der gleichnamigen alten Kirche, die sich Ludwig der Fromme gründete. Eine größere Aussicht gewährt die eine Stunde von Aachen entfernte, im Aachener Walde liegende Karlshöhe, die sich 312 m über das Meer erhebt. Hier hat man einen Blick ohne Gleichen auf die Landschaft; nur fehlt der Schmuck eines größeren Flusses. Ein reizender, schattiger Ort ist auch das Drünborner Wäldchen, wo sich einige römische Denkmäler und ein riesiger Steinsarg befinden. Eine halbe Stunde von Aachen südlich liegen die Ruinen des Raubschlosses Schönforst, welches Herzog Wilhelm von Jülich im Jahre 1396 mit Hülfe der Aachener Bürger zerstörte. Nördlich von Aachen liegen die umfangreichen Ruinen des Schlosses Wilhelmstein, von demselben Fürsten im 14. Jahrhundert erbaut. Beim Besuche dieser ebengenannten Punkte findet man meist Restaurationen, die an Sonntagen von den Aachenern viel besucht werden, wo sich dann das singende Idiom der Volkssprache mit seiner französischen und wallonischen Mischung geltend macht. Mancher alte Aachener sieht daheim den Zugvögeln nach und denkt:

Ich kann net mit üch — dröm adie,	Ich kann nicht mit euch — drum ade,
Ich wees et, bau komt iehr wier wier,	Ich weiß es, bald kommt ihr wieder zurück,
Su denkt hä en sitt sie net mieh,	So denkt er und sieht sie nicht mehr,
Et wor det mol de leiste Kier.	Es war diesmal das letzte Mal.

Doch auch in Aachen verliert das Volksidiom durch den Einfluß der hochdeutschen Schulsprache immer mehr an seinen eigenthümlichen Klängen. — An den Resten der alten Stadtmauern arbeitet das Brecheisen. Ein neues Geschlecht baut sich an deren Stelle und mit deren Steinen ein neues Heim, und der Flügel der neuen Zeit schwebt verjüngend über der alten Kaiserstadt. Möge sie in jeder Hand den Lorberzweig des Friedens für lange Zeit tragen!



Die Nürnburg bei Adenau a. d. Eifel.

Erloschene Feuerberge der Eifel.

Das Neuwieder Becken und seine Industrie. — Die vulkanischen Kegel und die ausgebrannten Krater der Eifel. — Von Andernach nach Niedermendig. — Der Laacher See und die Abtei Laach. — Das Brohlthal und Bad Tönnisstein.

Gegrüßt ihr Feuerberge,
Du stiller See von Laach,
Die Einsamkeit sie wohnet
In deinem dunklen Haag.

Verloschen sind die Krater,
Noch wirkt des Feuers Kraft,
Der Erde Lavamasse
Dem Menschen Segen schafft.

Wir verlassen die hochragenden Zinnen des Ehrenbreitsteines, das lebhaft wimmelnde Heerlager der Stadt Koblenz und treten ein in die fruchtbare Ebene, die sich dem Strome zur Linken und Rechten ausbreitet bis zu den Kuppen der südlichen Eifel und den Wellenlinien des Westerwaldes. Die ganze weite Ebene bezeichnen die Geologen mit dem Namen Neuwieder Becken, von der Stadt, die mit ihren dampfenden Schlöten das Symbol der industriereichen Gegend bildet, also benannt. Ohne Zweifel bildeten hier zwischen der Gegend, wo jetzt Koblenz, im Süden Mayen, im Norden Andernach, im Westen Sayn liegen, Rhein und Mosel vor dem Emporbruch der Vulkane in der Eifel ein weites Seebecken, ähnlich dem zwischen Basel und Bingen gelegenen, das im Norden von den Höhen

des Grauwackenschiefers abgeschlossen war. Die Thätigkeit der in der Tertiärperiode auferstandenen vulkanischen Kräfte spaltete die gewaltigen Lager des Urgesteins, und so konnte in der entstandenen Rinne der Rheinsee seinen Abfluß in der Richtung nach Norden gen Bonn nehmen. Simrock bezeichnet deshalb mit Recht die Rheinstrecke von Koblenz bis Bonn mit dem Namen „das vulkanische Rheinthal“. Sofort beim Eintritt in das Neuwieder Becken werden die Produkte desselben uns sichtbar. Zu beiden Seiten der Bahn, die uns nach Andernach führt, liegen geschichtete Massen von weißglänzenden, grobkörnigen, getrockneten Steinen, welche offenbar hier fabrikmäßig gewonnen werden. Der technische Ausdruck heißt hier „Sandsteine“, und gewonnen werden sie aus Bimssteingruben, welche bis auf die Höhen des Westerwaldes das ganze Becken nesterförmig durchziehen. Er besteht aus geschmolzenem Trachyt und kam zur Zeit der gewaltigen Ausbrüche der Vulkankegel am Laacher See theils durch Ablagerung unter des Sees Oberfläche, theils durch die Luft vom herrschenden Westwind getrieben auf die Höhen des Westerwaldes. Dieser Bimsstein wird gemischt mit gelöschtem Kalke, und die Masse wird in eine ziegelsteinähnliche Form gebracht und sodann getrocknet. Man gewinnt meist plattige Steine zum Ausfüllen der Zwischenwände, aber auch neuerdings zum Bau der Außenwände. Andere cylinderförmige Formen liefern Schornsteinröhren. Mit dem Bau eines Schornsteines aus solchen Bimspreßsteinen geht es sehr schnell. Die einzelnen Stücke werden auf einander gesetzt und mit Mörtel verbunden. In einem Tage entsteht so ein 30 m hoher Schlotthurm; man denkt unwillkürlich dabei an den Zauber der Wichtelmännchen. Der „Sandstein“ ist rein weiß, trocknet rasch, und im Verhältniß zu seinem Umfange hat er ein geringes spezifisches Gewicht. Die Schornsteine haben einen sehr starken Zug und sind in der ganzen Gegend allgemein im Gebrauch. Die bedeutendsten Sandsteinfabriken befinden sich gegenüber von Neuwied in den Bahnstationen Urmitz und Weißenthurm, zu Neuwied selbst und in dem nahe gelegenen Heddersdorf. Aber auch sonst, wo Bimsstein angeflogen ist, sieht man die Masse mischen und die Steine formen. An Millionen werden jährlich verfertigt, und durch Dampf und Wasser werden sie bis hinab nach Holland und hinauf in das Hessen- und Pfälzerland, nach Elsaß und der Schweiz versandt. Man weiß die leichten, ohne besondere Mühe zu verarbeitenden Kunststeine des Neuwieder Beckens in ganz Westdeutschland bereits bestens zu schätzen. Dem Lande seines Ursprungs aber bringt dieser Fabrikationszweig zu jeder Zeit Arbeit und Geld.

Von Neuwied sehen wir nur rauchende Schornsteine; eine Dampffähre bringt vom Ufer des Maingaues nach dem jenseitigen des Engergaues mit rascher Fahrt die Passagiere. Wir sparen uns den Besuch der erst zwei Jahrhunderte alten Stadt für später auf und gelangen bald an der Mündung der Nette vorüber, die vom Westen herfließt, zum altberühmten Andernach.

Vom Bahnhof aus streift der Blick über die wettergebräunten Ringmauern der Stadt und der Burg von Andernach, die von der Nette mit ihrem Namen getauft ward. Hoch ragen im Morgenlichte die gewaltigen viereckigen Thürme der romanischen Pfarrkirche mit ihren abgeschrägten Ecken, und den Schlußstein der Unterstadt bildet das Meisterstück mittelalterlicher Befestigung, der „runde Thurm“. Gegenüber liegen die Häuschen des Ortes Fahr, und dahinter erheben sich die letzten Ausläufer des Eifelgebirges und des Westerwaldes mit scharfen

Konturen. Hier an die Nettemündung wird mit hoher Wahrscheinlichkeit Cäsar's erster Uebergang über den Rhein in das Gebiet der Sueven gesetzt. Von Trier her, dem gallischen Treviris, zog er die Mosel herauf vielleicht bis Neumagen oder Trarbach, um dann die alte Straße, „die Bengelstraße", über Bertrich, Kaisеresch, Polch, Mayen, um durch das Maifeld längs der Nette an den Rhein zu gelangen. Noch kündet der Name des Dörfchens „Fahr" hier von der Bedeutung der uralten Ueberfahrstelle. Die Defiléen der Wied und des Engersgaues gestatteten dem Römer, am rechten Ufer ohne Gefahr vorzurücken, aber die starke Defensive der Germanen ließ ihn bald den Rückzug wieder antreten.



Andernach.

Das zweite Mal überbrückte der Römer den Rhein paulum supra, etwas weiter oben, wahrscheinlich in der Gegend von Neuwied. Da wir noch bis zum Abgange des Vizinalzuges nach Niedermendig Zeit genug haben, mögen wir am nahegelegenen Martinsberge die Ausgrabungen besehen, welche soeben der Bonner Alterthumsverein veranstaltet. Von dem Abhange dieses Hügels bis hinauf zum Krahnberg, dem südlichen Ausläufer der Eifel, der an den Rheinstrom anstößt, zieht sich ein ausgedehntes Leichenfeld der Römerzeit bis hinab in die Periode der Merovinger. Hier werden Münzen von Augustus, Nero, Tiberius, Germanicus dem Boden entnommen; die zusammengeschmolzenen Glasbecher, die fettige Erde deuten auf Leichenbrand. Als Beigaben begleiteten den Todten von Autumnacum prächtige Gefäße aus der rothglänzenden samischen Erde oder der sammtartigen terra nigra, sowie einzelne Bronzefibeln, und die

Asche selbst liegt gebettet in Urnen von bläulicher Farbe, die hell erklingen wie das sogenannte Frankfurter Geschirr. Die Keramik muß nach diesen Funden schon zu Beginn der Römerzeit eine hohe Ausbildung erfahren haben, und dieser Umstand allein deutet auf eine sehr frühe Niederlassung der Welschen an dieser dominirenden Stelle. — Der Bahnzug kommt behäbig heran, und wir vertrauen uns dieser Zweigbahn an, die vorläufig bis Niedermendig führt, aber demnächst bis Mayen den Wanderer geleiten soll. Das weite, ebene Land vor uns, begrenzt zur Rechten von den Kraterkegeln des Nastberges, des Nickenicher Sattels, des Nickenicher Hummerichs und im Hintergrunde von dem umfangreicheren Kruster Ofen, zur Linken vom Korretsberg und dem Sattelberg mit seinen zwei Spitzen, durchflossen von der langsam sich windenden Nette, hieß vormals das Maifeld oder der Maiengau, wol im Namen verwandt mit dem gallischen magus = Feld, Ebene, das wir in den gallischen Ortsnamen Noviomagus, Borbetomagus, Juliomagus, Brocomagus am Rhein vielfach angewandt finden. Der vordere Theil dieses fruchtbaren Geländes ist seit dem 10. Jahrhundert in den Händen der Pfalzgrafen am Rhein und führt daher den Beinamen Pellenz, so viel als die Pfalz*). Das hohe Gericht dieser Grafschaft ward auf einem Hügel zwischen Thür und Niedermendig abgehalten; 24 Ortschaften entsandten zu diesem Mal ihre Vertreter. Auf dem Kegel des Hochsimmern soll sich nach der Genovefasage, die hier spielt, die Pfalzgrafenburg erhoben haben; die Ueberreste der Burg des Pfalzgrafen Heinrich II., des Stifters der Abtei Laach, sind am gleichnamigen See noch nicht völlig verschwunden. Die Besitzungen der alten Pellenz schenkte jener Pfalzgraf Heinrich II. an die von ihm gestiftete Abtei; Gerhard von Hochstaden vermachte die neue Pellenz später derselben kirchlichen Anstalt. So gelangen wir nach dem Bahnhofe von Plaidt, der wie Ort und Kirche aus dunklem Traß, einem Produkte der vulkanischen Gegend, erbaut ist. An Lavagruben vorüber, in denen überall reges Leben herrscht, durchwandern wir das meist von Bergleuten bewohnte Dorf Plaidt. Ganz in der Nähe liegt die romantische Rauschemühle. Von den Saffiger Vulkanen, den Wannenköpfen und dem Michelsberg, dem Taumen und dem Eiterkopf floß ehemals in das Nettethal ein mächtiger Lavastrom herab. Mitten durch die riesigen Blöcke und über dieselben hüpft die muntere Nette und bildet eine in dieser Staubatmosphäre doppelt kostbare Bereicherung der Luft mit Wasserdunst. Eine treffliche Restauration ladet zur kühlen Rast ein, und bei einem guten Glas Zeltinger im Angesicht der Feuerberge, welche Mosel und Nette scheiden, auf deren Höhe das aussichtsreiche Ochtendung (auf dem Ding, up demo dinge) gefällig ruht, laßt uns in dem „Führer durch das vulkanische Maifeld", den Rudolf Blenke**) jüngst geschrieben hat, blättern und Manches herausnehmen, was den Gebildeten interessirt. Es heißt darin S. 3—8 des hübschen Büchleins:

„Betreten wir das vulkanische Gebiet des Maifeldes, welches, wie oben erwähnt, von Mosel, Rhein und Vinxtbach begrenzt, von Nette und Brohlbach durchflossen wird, und in welchem der Laacher See nicht nur örtlich, sondern

*) Danach wäre die Ableitung „Pfalz" von palatium kaum zu halten; Pellenz deutet auf ein ursprüngliches pallentia, dessen Ursprung der karolingischen Periode angehören würde.

**) „Der Laacher See und seine vulkanische Umgebung", von Rudolf Blenke, Gymnasiallehrer. Mit Karte. Neuwied, Heuser 1880.

auch in Hinsicht der vulkanischen Thätigkeit das Centrum bildet, so wird uns bei einiger Aufmerksamkeit nicht entgehen, daß manche von den Bergen, welche wir hier erblicken, nicht die breite Rückenform haben, wie sie den Höhen unserer Mittelgebirge, namentlich wenn sie aus Thonschiefer bestehen, eigen zu sein pflegt, sondern daß sie kegelförmig ihre Umgebung überragen. Muß uns das schon auffallen, so wird unsere Aufmerksamkeit noch mehr von dem Umstande angezogen, daß bei den meisten dieser Berge oben eine Vertiefung vorhanden ist, welche sich nach einer oder mehreren Seiten rinnenförmig öffnet oder eine Durchbrechung ihres Randes aufweist.



Gegenwärtiger Zustand der Vulkane und Maare der Eifel.

Einzelne, wie der große Michelsberg bei Saffig, haben die Gestalt eines hohlen, abgestumpften, von oben nach unten durchgeschnittenen Kegels, so daß ihr oberster Rand einen Halbkreis bildet. An dem Sattelberge bei Plaidt, welcher so keck in die Straßen Neuwieds hineinschaut, sehen wir zwei Spitzen und zwischen denselben eine von einem schwachen Rande begrenzte Vertiefung. Der Krufter Ofen in der Nähe des Laacher Sees umschließt einen tiefen und weiten Raum. Sind wir durch den Hohlweg von Kruft aus in denselben eingetreten, so finden wir uns ringsum eingeschlossen. Diese und ähnliche Beobachtungen müssen in uns den Gedanken erregen, daß wir es hier nicht mit gewöhnlichen Bergformen zu thun haben, und wir werden unwillkürlich an die Gestalt von Vulkanen erinnert. Wir gelangen denn auch bald zu der Ueberzeugung, daß wir hier auf vulkanischem Boden stehen, wenn wir einen der zahlreich vorhandenen sogenannten Krotzenbrüche betreten. Wer noch nie einen Krotzen- oder Schlackenbruch gesehen hat, wird gewiß in Erstaunen versetzt über die dunkeln Wände und das mit vielen Blasenräumen versehene, zackige, gewundene Gestein, dem man den ehemaligen geschmolzenen Zustand jetzt noch meint

ansehen zu können. Ja, manche dieser Gesteine besitzen einen eigenthümlichen, blauschwarzen Glanz und haben täuschend das Aussehen von dunklen Hochofenschlacken oder Koksstücken. Einschlüsse, welche wir hier in den Massen bemerken, lassen eine Einwirkung von Hitze unzweifelhaft. Thon z. B. erscheint roth gebrannt, wie aus einem Ziegelofen. Die granit- und gneißartigen Einschlüsse, welche namentlich an den Steinbrüchen der Karmelenberggruppe gefunden werden, sind deutlich verglast. — Betrachten wir ferner bei den Brüchen von Niedermendig und anderen die Steinhalden, so sehen wir dieselbe blasige und poröse Beschaffenheit des Gesteins, wenn auch die gewundenen und zackigen Formen hier fehlen. Es ist geflossene, erkaltete Lava. Gehen wir endlich in eine Bimssteingrube und untersuchen die glasige, immer nur in scharfen Kanten brechende Masse des Bimssteins, welche so leicht ist, daß sie auf dem Wasser schwimmt, so wird uns kein Zweifel bleiben, daß wir in ihm ein vulkanisches Produkt vor uns haben. Unsere kegelförmigen Berge sind also erloschene Vulkane, und die Vertiefung auf ihrer Spitze ist der ehemalige Krater.

Um eine Vorstellung von einem Vulkan zu gewinnen, betrachten wir einen derselben, den Sattelberg, genauer. Dieser Vulkan, bei der Station Plaidt gelegen und für uns leicht erreichbar, ist nur auf einer Seite mit dichtem Gestrüpp bewachsen sonst aber ganz kahl und bietet daher außer einer herrlichen Rundsicht für uns den Vortheil einer leichteren Uebersicht der Form und der Verhältnisse. Er besitzt einen, wenn auch nur kleinen Krater, und ein wohl erkennbarer Lavastrom zieht sich von seiner östlichen Seite in das Thal der Nette hinunter. Der ganze Sattelberg besteht aus Schlacken und verdankt seine Entstehung den vulkanischen Kräften; er ist gewissermaßen aus der Ebene hervorgewachsen. Er hat sich aufgebaut theils aus den bei der Eruption durchbrochenen, mit emporgerissenen und kaum von der Hitze angegriffenen Gesteinen des Grundgebirges, theils aus den alsdann herausgeschleuderten, geschmolzenen Massen, die uns jetzt als Schlacken erscheinen. Indem nun die Lava im Schlunde höher emporstieg und in den aus Schlacken bestehenden Trichter eintrat, wurde schließlich durch den gewaltigen Druck der Kraterkranz des Schlackenkegels durchbrochen, es öffneten sich auch wol Seitenspalten, die Lava floß ab und es entstand ein Lavastrom. Bei diesem Fließen folgte die mehr oder weniger zähe Masse denselben Gesetzen, wie andere Flüssigkeiten; sie suchte die Vertiefungen, staute sich, überstürzte sich wieder, schollenartig die zäheren Massen vor sich hinschiebend, bis sie endlich die tiefste Stelle, die Thalsohle der Nette, erreichte. In derselben Weise, wie der Sattelberg, haben sich alle übrigen Schlackenberge des Maifeldes über ihre Umgebung aufgebaut.

Der Sattelberg ist einer unserer kleineren Vulkane und erreicht nur eine Meereshöhe von 295 m. Die meisten Vulkane des Maifeldes übertreffen ihn an Höhe. So erhebt sich unter anderen der Forstberg bei Obermendig 559 m, der Hochsimmer bei Mayen 574 m übers Meer. Nur wenige, wie die Saffiger Vulkane und der Nickenicher Weinberg, sind niedriger als der Sattelberg."

Im Bogen bringt uns der Bahnzug weiter nach Station Kruft. Eingeschlossen sind wir jetzt von vulkanischen Bergen, vom Krufter Ofen und vom Nickenicher Weinberg, vom Sattelberg und Korretsberg. Von links her winkt am Töncheberg der Palas der Ruine Wernerseck, auf der ehemals Erzbischof von Falkenstein seine alchemistischen Versuche trieb, den Stein der Weisen vergebens zu

finden. Wir verlassen jetzt das Thal der Nette, welche sich nach Südwesten wendet, um im Bogen an Mayen vorüber zu fließen, und fahren längs dem Hange des Kruster Baches, dessen Wasser vom Laacher See gespeist wird. Zur Linken liegt im Grunde die Frauenkirche, erbaut zu Ehren der „lieben Frauen Genovefa", die hier an der Stelle, wo der Pfalzgraf Siegmund die wunderbar Erhaltene wiederfand, begraben liegen soll. Noch soll sie, deren Gestaltung Simrock auf Frouwa, Freya, die Gemahlin Wdoan's, zurückführt, hinter dem Hochaltar sitzen und spinnen; aber nur Sonntagskinder vernehmen das Schnurren des Rädchens. Wir vernehmen nichts als den Nachklang altgermanischer Sage, welche auf halbhistorische Personen die Attribute des Mythus übertrug; die Göttersage ward hier zur Heiligenlegende; aus Sigfrid dem Drachentödter, dem nordischen Sigurd, wurde der Pfalzgraf Siegfried, den Genovefa, die Himmelsgöttin, unter Schmerzen gebar.

Sieben Monate, die Zeit des Winters, verläßt sie ihr Gemahl, der Sonnengott; unterdessen sucht sie Golo, der Winterriese, in seine Gewalt zu bringen, bis durch die Rückkehr des Sonnengottes der Winter vertrieben d. h. der Verräther entlarvt wird und die Erde neuen Segen hervorbringt. Es ist in anderem Gewande die alte Märe der Sonnenkinder Romulus und Cyrus, Herakles und Wolfdietrich, die hier im Gewand der Genovefa und des Siegfried auf dem Maienfelde spielt. — Der Zug hält in Niedermendig. Nach Südwesten fährt die schon vollendete Bahnlinie über Cottenheim nach Mayen. Eine vom Bimsstaube weiß gedeckte Straße bringt uns zu den Häuserreihen des bekannten Ortes, dessen Häuser wie alle die der Umgegend aus Lava und vulkanischem Tuff erbaut sind. Lange Wagenreihen begegnen uns mit mächtigen grauen Steinblöcken, dem nutzbaren Produkte der Lavabrüche, deren Terrain oberhalb des Ortes, in der Richtung auf den Laacher See liegt. Bei Jakob Hauck, einem biederen Bajuwaren und seinen beiden lustigen Töchtern, von denen die eine blond und rosig, die andere schwarzlockig und braun, die beiden Typen der Rheinländerinnen vortrefflich darstellen, erlaben wir uns am kühlen Trunke, hellfarbig und hochperlend, der seine eisige Temperatur den tiefen Kellern von Niedermendig verdankt. Bevor wir in eines solchen Tiefe hinabsteigen, wechseln wir noch muntere Worte mit des Wirthes Töchterlein, die uns redselig erzählt von dem Gesindetag, der hier am dritten Weihnachtsfeiertage stattfindet und an dem Hunderte von Mägden und Knechten aus der Pellenz zusammenströmen, um sich zu verdingen. Wie manche Hausfrau zu München und Stuttgart, zu Köln und Hamburg wünschte sich auch einen solchen Gesindetag! — Hinter dem Hause steigt die Straße dem nahen Friedhofe zu. Vor demselben zur Linken der nach Nordosten in der Richtung auf Andernach führenden Chaussee liegen die alten Niedermendiger in Reihengräbern begraben. „Am Heidenstock" heißt das Gemäuer, wo vor tausend und mehr Jahren die chattischen Einwanderer mit Spatha und Scramasaxus, mit Lang- und Kurzschwert, mit Schild und Lanze, mit Perlen und Ringen, mit Flasche und Schüssel zur ewigen Ruhe bestattet wurden. Noch zeugen die silbernen Spangen und die stark vergoldeten, mit glänzenden Steinen (Almadinen und Saphiren) besetzten Ziertheile, daß nicht ohne Glanz und Schimmer diese germanischen Krieger einherschritten. Der fränkische Kirchhof schließt sich hier eng an die Begräbnißstätte der Römerzeit an, von der rothglänzende Schüsseln und hellklingende, gelbe Urnen in

Trümmern berichten. Schon die Römer und vorher die Treviren wußten die geschmeidige Lava zu Mühlsteinen zu benutzen, die Anfangs die Gestalt eiförmiger Reibplatten hatten, bis der Südländer den nordischen Halbbarbaren den runden Mühlstein an der Kurbel zu drehen lehrte. Wir wandern den nahen Lavabrüchen zu. Das Gestein hat eine graublaue Farbe, erscheint porös mit rauher Oberfläche, klingt fast metallisch und hat eine Reihe von grünen, blauen und rothen Einsprengungen, welche ihren Ursprung kleinen Blättchen von Olivin und Nephelin, Hauyn und Sanidin, Magneteisen und dem seltenen Melilith verdanken. Der Lavastrom floß hierher vor Jahrtausenden vom Forstberge herab, der oberhalb Obermendig seinen weiten Krater öffnet. Er mag eine Stunde lang und eine halbe breit sein. Orientiren wir uns aus Blenke's Büchlein über den Betrieb der Lavabrüche und die Gewinnung der „Andernacher Mühlsteine". Blenke schreibt S. 15—18:

„Die interessantesten Steinbrüche sind unstreitig die Lavabrüche von Niedermendig. Der Betrieb dieser Steinbrüche ist uralt. Sie sind sämmtlich unterirdisch, wie Bergwerke, da die Lava von einer 15—20 m Mächtigkeit haltenden Schicht von vulkanischem Sand, Bimsstein und Löß bedeckt ist und auch die obersten 5—6 m der Lava (die sogenannten Mucken, Siegel und das Geglöck) durchbrochen werden müssen, weil sie zur Bearbeitung untauglich sind. Der brauchbare Stein, Pfeiler von $1\frac{1}{2}$—2 m Stärke, welche von den Arbeitern „Schienen" oder „Stämme" genannt werden, zeigt eine Mächtigkeit von 5—20 m. Unter ihnen liegt eine weniger pfeilerartig abgesonderte Lava, der Dielstein; dann stößt man auf Thon. In jeden Bruch führt ein schräger, mit losen Steinstufen belegter Gang, welcher, obwol er durch lockere Massen geht, meistens nicht einmal angezimmert ist. Oft muß man, in der Lavaschicht angekommen, auf langen Leitern bis zur Sohle des Steinbruches hinabsteigen. Die Blöcke, welche zum Theil schon unten behauen werden, gelangen durch einen weiten Schacht mittels eines Krahnes an die Oberwelt und werden hier in den Steinhütten vollends bearbeitet. Die Oeffnung dieser tiefen Schächte wird meistens nur von einer niedrigen Einfassung lose auf einander gelegter Lavastücke umschlossen, und ist daher bei der Besichtigung derselben Vorsicht nöthig.

„Die Temperatur in den Lavabrüchen ist eine sehr niedrige. Es bildet sich hier, wenigstens in den zusammenhängenden Gruben, von selber Eis und überdauert den Sommer. Als Ursache giebt von Dechen „die Verdunstung des Wassers und den Unterschied im spezifischen Gewichte warmer und kalter Luft" an. Er sagt darüber Folgendes: „Wenn die äußere Luft, die gewöhnlich nicht mit Feuchtigkeit gesättigt ist, in feuchte Räume dringt und sich dort durch Verdampfung mit Feuchtigkeit sättigt, so muß sie sich abkühlen, indem die Wärme zur Umwandlung des Wassers in Dampf verwendet wird, und diese Abkühlung auch ihren Umgebungen mittheilen. Es ist hier für die Mühlsteingruben noch der Umstand zu berücksichtigen, daß in dieselben Wasser nur in geringer Menge eindringt und durch die Gesteinklüfte in dem Maße sich entfernen kann, daß, ungeachtet kein künstlicher Wasserablauf hergestellt ist, dennoch keine größeren Wasseransammlungen in der Grube entstehen. Das zudringende Wasser, welches durch das poröse Gestein hindurchgehen muß und hier fortdauernd mit der Luft in einer sehr großen Fläche in Berührung tritt, wird aber schon in dem Maße durch Verdampfung abgekühlt, daß es in einer sehr niedrigen Temperatur in die Grube gelangt und bei seinem Durchgange die Masse des Gesteins bis zu

derselben Temperatur abkühlt. Die andere Ursache ist der Unterschied in dem spezifischen Gewichte warmer und kalter Luft Die kalte Luft, die sich im Winter in die Gruben hinabsenkt, kann im Sommer wegen ihres größeren spezifischen Gewichts dieselben nicht wieder verlassen, oder wird nur durch die kältesten Luftschichten wieder ersetzt. Die vielen weiten Schächte, welche innerhalb einer beschränkten Fläche in die Gruben niedergehen und deren Hängebänke ziemlich in gleichem Niveau liegen, begünstigen während des Winters die Erfüllung der vielfach durch offene Durchschläge und durch Klüfte mit einander in Verbindung stehenden weitläufigen Gruben mit Luft von der niedrigsten Temperatur, welche in dieser Jahreszeit herrscht. Denn diese ist offenbar die schwerste, und sie verdrängt, indem sie in die Schächte niedersinkt, die weniger kalte und daher leichtere Luft aus den Gruben. Da nun im Frühjahr bei zunehmender Temperatur der äußeren Luft kein Grund vorhanden ist, daß diese die kältere schwerere Luft verdrängt, da auch die eindringenden Wasser keine höhere Temperatur mitbringen, so reicht eine geringe Menge des angesammelten Eises hin, um so viel Wärme zu binden, daß die Lufttemperatur in den Bergwerken ziemlich nahe auf Null Grad bleibt und daß der größere Theil des Eises von einem Winter zum andern erhalten wird."

„Die niedrige Temperatur in den Lavabrüchen von Niedermendig hat die Veranlassung gegeben, die ausgebeuteten Brüche als Bierkeller zu benutzen. Joseph Gieser, Verwalter der Brauerei der Brüdergemeinde zu Neuwied, war der Erste, welcher den Versuch machte, in den Niedermendiger Steinbrüchen Bier zu lagern. Es geschah das im Jahre 1840. Im Jahre darauf wurde ein kleines Brauhaus im Orte Niedermendig von der Brüdergemeinde erbaut. Die jetzige große Bierbrauerei derselben auf dem Grubenfelde über dem Keller wurde im Jahre 1856 angelegt. J. J. Gieser, Brauereibesitzer zu Neuwied, erbaute die erste Brauerei auf den Steinbrüchen bereits im Jahre 1850. Seit dieser Zeit ist auf dem Grubenfelde von Niedermendig eine größere Anzahl von Brauereien entstanden. Die Zahl der als Bierkeller jetzt in Benutzung stehenden Lavabrüche beträgt ungefähr dreißig."

Eine ausgemauerte, lange Treppe führt in die Tiefe hinab. Eisige Kühle empfängt uns drunten, wo einige Lampen die unterirdischen Kellerräume, die Kühlschiffe, die Fässerreihen und die Lavasäulen erhellen. Ein Trunk des glitzernden Gambrinusstoffes geht wie ein Eisstrom durch die Adern. — Wieder am Lichte, gehen wir zur Linken der Höhe des Kirchhofes zu. Von oben genießt man eine umfassende Aussicht auf die Kraterkegel in weiter Runde. Im Westen ragt empor der höchste Vulkan der rheinischen Eifel, der Hochsimmer mit 574 m Meereshöhe. An ihn schließen sich nach Norden der Forstberg und der Tellberg, gen Osten schließt die Fernsicht der Kruster Ofen ab. An ihm vorüber zieht der Blick zu den blauen Linien des Westerwaldes, während der hohe Kamm im Süden dem Hunsrück angehört. Mitten durch das Grubenfeld mit seinen kraterähnlichen, mit Dorn und Strauchwerk überwachsenen alten Oeffnungen zieht der staubige Weg nach Nordwesten dem Laacher See und seinen Höhen zu. Eine Mühle steht zur Rechten einsam am Wege. Hinter dem Hause sammelt sich das Wasser des Mühlbaches in einem kleinen Weiher, und in der Schlucht dahinter mündet ein viereckiger, aus starken Platten bestehender Schacht. Dies ist der Abflußstollen, den schon Abt Fulbert 1152—1177 zum Schutze des

Klosters vor Ueberschwemmungen angelegt hat. Die Familie von Delius ließ ihn 1842—1844 7 m tiefer anlegen. Am niedrigsten Punkte der Umsattelung, die den See umgiebt, zwischen Tellberg und Krufter Ofen, läuft dieser Abzugskanal, und seinem unterirdischen Laufe entlang ziehen auch wir die Straße, die bald durch jungen Buchenschlag uns auf die Höhe der den See umschließenden Umwallung bringt. Rasch steigen wir abwärts bis zu einer Wendung des Weges. Da liegt er vor uns der stille See, wie ein Auge des Himmels in azurner Bläue. Ein Kranz mit hochstämmigen Buchen bekleideter Berge umschließt im Kreise dieses größte aller Maare der Eifel, das nie zugefriert und dessen Oberfläche die Einwirkung der Gase kräuseln und wirbeln läßt. Diese Maare sind konische, trichterförmige Vertiefungen ehemaliger Kraterbecken, deren die Eifel eine Reihe enthält. Größere solcher Becken sind das Pulvermaar, das Holzmaar, das Meerfelder Maar, die drei Maare bei Daun; das größte derselben bildet der vor uns liegende Laacher See. Er hat einen Umfang von $1\frac{1}{2}$ Stunden, bedeckt 1400 Morgen (= $\frac{1}{15}$ Q.-Meile) und mißt bis 57 m an Tiefe; 265 m liegt er über dem Meere, 216 m über dem Rhein bei Andernach. Wie die Torfbildung am Südufer beweist, dehnten sich seine Ränder vormals weiter nach Süden aus. Der vor einem Menschenalter angelegte Abflußstollen nahm dem See ein Siebentel seiner Größe und gewann den Platz der Kultur. Wir biegen um die Ecke, und vor uns im grünen Kranze des dichtverschlungenen Buchenwaldes erheben sich die massigen Verhältnisse des romanischen Domes, der dem See seine höhere Weihe verleiht. Auf dem romanischen Pfeilerbasiliken-Ostchor sitzt ein achteckiger Mittelthurm auf, während den Westchor ein schlankerer viereckiger Thurm krönt. Die Chorecken nimmt je ein hochstrebendes, mit Galerien versehenes Thurmpaar ein, so daß den imposanten Bau sechs Thürme schmücken. Der Gründer der an Länderbesitz reichen Benediktinerabtei war Heinrich II., Pfalzgraf vom Rhein, dessen Burg noch einige Trümmer am Ostufer des Sees andeuten. Von seinen Besitzungen am See nannte er sich „de lacu", daher der Doppelname „Laacher See". Mit seiner Gemahlin Adelheid legte er den Grund zum stillen Kloster schon 1039. Bei des Pfalzgrafen Tod war eben der Grund gelegt, „fundamentum tantummodo"; nach längerem Zögern führte des Heinrich Stiefsohn, Siegfried von Ballenstädt, den Bau 1110—1113 weiter. Es ist dies der bekannte Pfalzgraf, der sich zuerst urkundlich Comes Palatinus Rheni, „Pfalzgraf bei Rhein", zubenannt hat; heute noch führt der König von Bayern diesen Titel. Erst Gräfin Hedwig von Arras, die auf Burg Rickenich wohnte, vollendete den Bau, der 1156 vom Erzbischof Hillinus von Trier eingeweiht ward. Heinrich Otte glaubt bauliche Anhaltspunkte zu haben, daß zuerst der östliche Theil, Altar und Querhaus, dann das westliche Querschiff mit dem Grabe des Stifters, zuletzt das Langhaus und der Oberbau aufgebaut wurden. Die Abtei ward im Jahre 1802 zur Franzosenzeit aufgehoben. Seit 1820 gehörten die Gebäulichkeiten der rheinischen Familie von Delius an. Später kamen die Jesuiten in den Besitz der ganzen Anlage, und diese errichteten das schöne Hotel „Maria Laach", sowie das am nordöstlichen Ufer blinkende Gebäude. Die romantisch gelegene Kirche umgiebt nach Westen ein von schlanken Säulen getragener Vorhof. Das Innere der Kirche ist leer von Altären und Kanzeln, von Bildern und Schreinen: ein eigenthümlicher, melancholischer Anblick! Kapitäle mit mannichfachen Ornamenten von geometrischen Figuren und Arabeskenwerk

tragen das gelbgetünchte Langhaus. Den einzigen monumentalen Schmuck des gewaltigen Raumes bildet das Grabmal des Stifters, der im Westchor unter einem Säulenbaldachin ruht. Ein buntes Holzbild mit blonden Locken stellt den Leib des Pfalzgrafen dar. Du magst noch die mit Donnerstimme antwortenden Wände auf die Kraft der Akustik prüfen oder einen der Thürme besteigen und See und Berg, Kloster und Wald ausgebreitet vor dir in stiller Harmonie bewundern. Dann führt uns der stille Weg zum Refektorium des Gasthofes „Maria Laach"; und nach leiblicher Stärkung mit Neuwieder Brüderbier und westfälischem Schinkenbrot wollen wir nachsehen, was Blenke über den geologischen Charakter des Laacher Seebeckens schreibt.



Kloster Laach am Laacher See.

„Nicht leicht möchte in Deutschland eine zweite Gegend zu finden sein. welche in geognostischer Beziehung so sehr unser Interesse in Anspruch nähme, als der Laacher See und seine Umgebung. Ungefähr 265 m über dem Meere, 216 m über dem Nullpunkte des Rheinpegels bei Andernach gelegen; gefaßt in den Rahmen dichtbewaldeter Höhen, welche sich hier sanft gegen ihn neigen, dort schroff in denselben hinabtauchen, bildet dieser See, ein Spiegel von 2 Stunden im Umfange, den Mittelpunkt der Vulkanität des Maifeldes. Dieses vulkanische Gebiet liegt in dem Dreiecke, welches von Mosel, Rhein und Vinxtbach, der sich bei Rheineck in den Rhein ergießt, begrenzt wird. Dasselbe wird von der Nette, dem Brohlbache und den kleinen Nebengewässern beider durchschnitten. Einst ein Busen des großen Neuwieder Gebirgskessels, ist heute das

Seebecken rings durch Höhen abgeschlossen, welche in grauer Vorzeit durch vulkanische Kräfte entstanden sind und nebst anderen Bergen unseres Gebietes theils bedeutende Lavaströme, theils gewaltige Tuffmassen in ihre Umgebung ergossen haben, bis endlich das Seebecken, selbst zum Krater geworden, die ungeheuren Mengen von Bimsstein und vulkanischem Sande hervorschleuderte, deren Lager durch ihre Mächtigkeit und meilenweite Verbreitung mit Recht unser Staunen erregen. Heute schauen diese Feuerberge friedlich auf den See hinab, und den Besucher umfängt tiefe Waldesstille; aber es erinnert jeder Stein an die Zeit der gewaltigen Naturereignisse, welche hier stattgefunden haben, und die zahlreichen Ausströmungen von kohlensaurem Gase, welchen wir hier begegnen, sind der Nachhall der früheren vulkanischen Thätigkeit.“ —

Das muntere Bauernmädchen von Wehr oder Volkerfeld hat uns jetzt noch eine frische Flasche kühlen Niedermendiger Gerstensaftes gebracht; wir werfen den Blick auf die in der Mittagssonne erglänzende Fläche des Zaubersees, dann zurück auf der Kirche hochragende Doppelthürme, auf des Klostergartens stille Gänge und den dichten Haag, der im Halbkreise die mönchische Niederlassung umgiebt. Und wieder fällt vom Glase der Blick auf das Büchlein und weiter lesen wir auf S. 39—41:

„Der Laacher See ist von einem Kranze von Höhen umgeben, welche theils aus Thonschiefer bestehen und der devonischen Formation angehören, also ein sehr hohes Alter besitzen, theils vulkanischen Ursprungs, mithin viel jünger als die ersteren sind. Wir haben uns daher das Kesselthal des heutigen Sees in der Zeit vor der vulkanischen Thätigkeit als einen Einschnitt oder Busen des großen Neuwieder Beckens zu denken, aus welchem das heutige Seebecken durch vollständigen Abschluß hervorgegangen ist.

„Im Norden erhebt sich der Veitskopf mit seinem nach Westen geöffneten Krater. Ein Lavastrom ist von ihm nach dem jetzigen See zu, ein anderer, sehr bedeutender, in das Gleeser Thal hinuntergeflossen. Im Westen wird der See durch den Laacher Kopf begrenzt, im Südwesten steigt der Rotheberg in der Wasserscheide des Seebeckens empor und besitzt einen nach W. offenen Krater. Er liegt nicht dicht am See, sondern tritt etwas nach W. zurück. Von seinem südlichen Fuße zieht sich eine Schlucht nach dem See herab, und in derselben fließt ein kleiner Bach, das einzige Gewässer, das sich in den See ergießt. Im S. bildet der Tellberg, ebenfalls etwas weiter vom See entfernt, die höchste Spitze; in SO. tritt der Krufter Ofen dicht an den See heran. Der übrige Theil der östlichen Begrenzung wird von Devonschiefer gebildet, der ziemlich steil in den See hinabfällt. Die hier genannten Vulkane, sämmtlich Schlackenberge, bedeckten mit ihren Produkten die devonischen Ränder des Laacher Busens und trugen wesentlich zum Abschluß desselben bei. Vollendet aber wurde er erst durch die trachytischen Tuffe. Diese, weit jünger als die Laven, finden sich besonders an der Südseite des Sees und bilden die niedrigen, durch viele kleine Schluchten von einander getrennten Hügel der Dellen und Korbüsche. Aus dem später innerhalb dieser Umwallung entstandenen Krater wurde die ungeheure Menge von Bimssteinen und vulkanischem Sande geworfen, welche meilenweit nach SO. flog. Die Gehänge und Schluchten um den See herum sind mit diesem jüngsten der vulkanischen Produkte hoch bedeckt, wie wir dies in allen zum Seebecken führenden Hohlwegen beobachten können.

Der See wird rings von bedeutenden Tuffmassen und vulkanischem Sande umgeben. In letzterem zumal findet man die berühmten Auswürflinge oder Lesesteine, reich an zum Theil sehr seltenen Mineralien. Sie sind es, welche die Mineralogen aus weiter Ferne hierhin ziehen. Eifrig durchforschen dieselben jede Stelle, wo der vulkanische Sand oder graue Tuff aufgeschlossen ist, emsig zerschlagen sie die in den Hohlwegen und Ackerfurchen liegenden, meistens ovalen Steine, um deren Inneres zu prüfen."

Das Gebiet der Laacher Auswürflinge wird ungefähr von einer Linie begrenzt, welche man vom Laacher Rotheberg westlich an Glees vorbei nach den Kunkskopfen, Nickenich, Kruft, Niedermendig bis wieder zum Rotheberg ziehen kann. Auch auf dem Grunde des Sees sowie im Nette- und Rheinthal findet man solche Auswürflinge. Die Findlinge vom See sind vorherrschend Olivine; in den Basalten und Doleriten, sowie in der trachytischen Hauptmasse sind Sanidin, Zirkon, Spinell, Melanit, Granat, Korund, Apatit und andere seltene Mineralien verborgen. Die Seeufer werden darnach von den Bonner Steinkundigen untersucht; zu Poppelsdorf bei Bonn und zu Neuwied im Museum des „Vereins für Naturkunde" ist die größte Sammlung dieser Gesteine vereinigt." So belehrt uns das gelehrte Büchlein. —

Nach der eingenommenen Stärkung des Körpers und des Geistes rufen wir den Fährmann und lassen uns übersetzen über die Tiefe des stillen Sees. Aus dem Wasser taucht die weiße Blüte der Seerose, Nymphaea alba, hervor, und am Ufer erfreute unser Auge das niedliche Blatt der Parnassia palustris, des Sumpf-Einblattes.

Zwar vernehmen wir am hellen Nachmittage nichts von den wundersamen Geisterklängen, die Friedrich Schlegel, der große Romantiker, aus den Ruinen der versunkenen Burg gewahr wurde, auch den Nix können wir nicht sehen, den Simrock besingt:

„Da unten grün am Leib,
Da sitzt der Nix und lauscht,
Ob ihm ein sterblich Weib
Hier hoch vorüberrauscht —",

allein die Poesie des blauen Meerauges erfaßt Jeden in der Seele, der für die Schönheit und die Stille dieses Erdenfleckes den gesunden Sinn mitbringt. Meldet auch Hermann Grieben von älterer Schönheit des See's:

„Der soll vor alten Zeiten, bevor man ihn zum Rhein
Versucht hat abzuleiten, noch schön gewesen sein.
Gefüllt bis hoch zum Rande, von Bergen rings umstellt,
So war im ganzen Lande ein Wunder dieser Welt."

Der duftende Wald mit seinen stämmigen Eichen- und Buchenriesen, das in der Sonne glitzernde Gewässer mit seiner azurnen Bläue, die lauschige Ruhe, der Anblick des verlassenen Domes, des vereinsamten Klosters, die ganze Scenerie ruft in uns wach den Gedanken der Melancholie und der Abgeschlossenheit, wie ihn in düsterem Gewande vielleicht nur noch in den Vorbergen der Alpen der finstere Walchensee hervorzubringen vermag. Kein Wunder, daß die Sage am ganzen Kessel spukt, und daß die rheinischen Dichter, wie Simrock und Wolfgang Müller, dem See ihren poetischen Tribut abstatten mußten. — Am jenseitigen Ufer des Sees, wo der Weg nach Wassenach aufsteigt, liegt am Fuße des Veitskopfes

die Mofette. Aus einem trichterförmigen Loche steigt das Kohlengas, das sich auf dem Seespiegel in Blasen bemerkbar macht, zu dem Besucher empor. Früher vor dem letzten Abstich waren seine Wirkungen noch tödlich; man fand stets Käfer und Würmer darin, die in der Gasatmosphäre erstickt waren, jetzt bemerkt man kaum diese Spur noch nicht erloschener vulkanischer Thätigkeit des Erdbodens. Die Säuerlinge in der ganzen Umgebung des Sees sind gleichfalls als die Wirkungen der unterirdischen Aktion aufzufassen. — Wir steigen den steilen Pfad zu dem 400 m hohen Veitskopf, einen ausgebrannten Vulkane, hinan. Ausgebreitet wie eine Karte liegt vor uns die Linie der ganzen Eifel von der Mosel bis weit unterhalb Bonn. H. Grieben beschreibt den Blick mit folgendem Vers:

„Schloß Olbrück, du bist gerne mit einem Gruß bedacht!
Euch wink' ich auch du ferne Nürnburg und hohe Acht.
Doch unten tief im Grunde, wie ein geheimes Weh
Um schwerste Herzenswunde verschwiegen liegt der See." —

Ein bemooster Fußpfad führt nach dem auf dem Hochplateau liegenden Walddörfchen Wassenach. Zur Linken führt der Pfad hinauf zu den den Mineralogen wohlbekannten Kunksköpfen und dem an Säuerlingen reichen Burgbrohl. Ein steiler Weg bringt uns rasch hinab zu dem im Laubwald verborgenen Bad Tönnisstein. Vorher treffen wir auf das in Trümmern liegende Kloster Antoniusstein, welches vormals bis 1802 Karmeliter beherbergte. Schon im 16. Jahrhundert war der mit Natronsalzen stark versetzte Brunnen von Bad Tönnisstein, das von Antonius den Namen erhalten hat, wohl bekannt. Joseph Clemens, Kurfürst von Köln, war der Gründer des von Niederrheinländern und Holländern stark besuchten, idyllisch gelegenen Bades. Wir probiren das unter einem von Säulen getragenen Tempelchen hervorsprudelnde Wasser, dessen Ablagerungen den Boden roth färbt und stimmen dem Dichter bei:

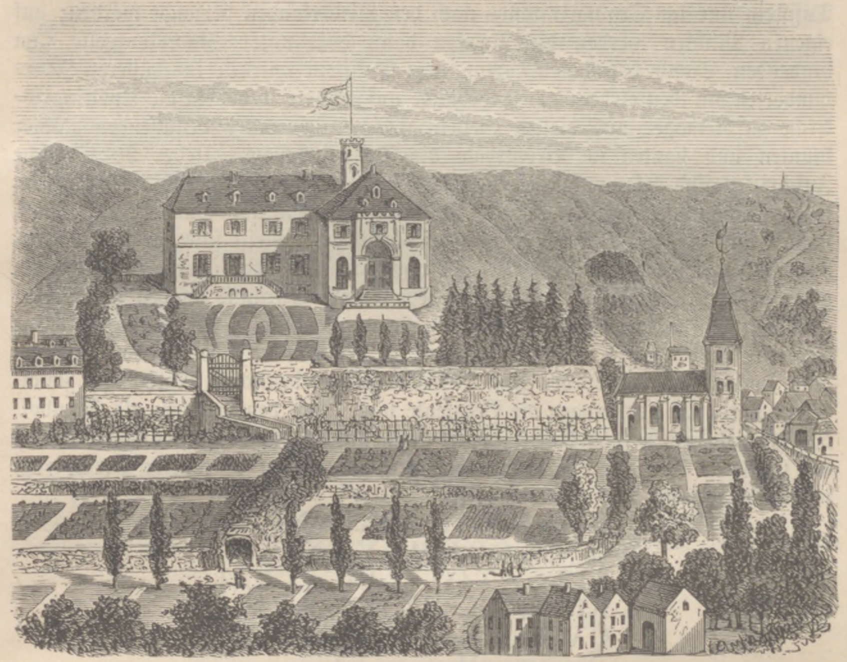
„Hier finden sich im Thale viel Leutchen ein zur Kur,
Ich selber nun erfahr' es, wie schön die Waldnatur."

Den Kurfürstenweg wandeln wir aufwärts dem nahen, bekannten „Heilbrunnen" zu. In Tausenden von Krügen ward sein heilkräftiges Wasser versandt, bis die Konkurrenz mit dem nahen Apollinarisbrunnen der Füllung Eintrag that.

Beim Heraustritt aus dem lieblichen Thälchen, in das der Heilbrunnen sein Wasser sendet, erhebt sich vor uns ein hochragendes, weißgetünchtes Schloß, die Schweppenburg. An Stelle einer älteren Burg wurde das massige Gebäude mit seinen vielen Stockwerken 1630 erbaut.

Wir wandern jetzt das Brohlthal entlang an den Traßbrüchen vorüber mit ihren tiefen Höhlungen in den Wänden des Thales. Der Traß besteht, wie der Bimsstein, aus einer feinzerriebenen trachytischen Masse. Er enthält viel Bimsstein, Grauwackenstücke und Lavatrümmer, auch verkohlte Baumstämme und Blätterabdrücke sind eingeschlossen. Letztere gehören jetzt noch lebenden Arten an; die Bäume scheinen auf derselben Stelle zu stehen, wo sie vor Jahrtausenden einst wuchsen; die Zweige sind oft geknickt und thalabwärts gerichtet. Nach den Funden Schaaffhausen's im Moselthale, wo unter vulkanischen Auswürflingen, unter einem Lager von Bimsstein, eine Kohlenschicht von 2 m Durchmesser sich fand, nach einer Mittheilung des Tacitus, wonach im ersten Jahrhundert n. Chr. ein unterirdisches Feuer die Umgebung von Colonia Agrippinae verwüstete, nach dem Funde eines

Hufnagels mitten in einem Lavablock bei Plaidt, wird man die letzten Ausbrüche der rheinischen Vulkane noch gleichzeitig mit der Anwesenheit des Menschen, ja bis weit in die historische Zeit herein ansetzen müssen. Wie schwache Kunde haben wir aus dem Mittelalter von den Naturerscheinungen und den Prodigien? Wer kam in die Wüsten der Eifel, um die Folgen von Erdbeben oder den Erguß von Schlammvulkanen zu kontroliren? Das war ja Teufelsspuk und böser Geister Werk in der Finsterniß damaliger Zeitläufte!



Burgbrohl bei Koblenz.

Dieser Traß nun, der seine Lager besonders im Brohlthale, dann bei Kruft, Kretz und Plaidt ausbreitet, also in der Nähe des Laacher Sees, ist nicht anders entstanden, als durch einen Schlammerguß aus dem Centralvulkan, dessen Krater im Laacher See erhalten geblieben ist. Vom Randgebirge des Laacher Kessels ergoß sich vor Zeiten ein gewaltiger, nicht besonders heißer Strom geschmolzener Gesteine durch das Gleesbachthal und das Tönnissteinerthal. Bei Burgbrohl und Tönnisstein stauten sich die geschmolzenen Massen und gelangten dadurch in den oberhalb Burgbrohl gelegenen Theil des Brohlthales wie in das Heilbrunner Thälchen. Der Brohlbach schnitt sich später tief in die Schlammausfüllung seines Bettes ein und legte so die Traßlager dem gierigen Menschenkinde blos. Traß ist nur ein anderer Name für Tuffstein oder Duckstein. Beim Durchwandern des engen, von hohen Wänden eingefaßten Thales bemerken wir Felspartien von gelblicher Farbe, welche hier und da statt des Schiefers und der Grauwacke auftreten, aber nicht die Höhe der Schieferwände erreichen. Aus

den Höhlungen in ihnen ward der Tuffstein bereits herausgegraben, an anderen sehen wir, wie die Arbeiter den massigen, gelblichgrauen Stein in Brocken losbrechen. Auf Mühlen, welche im Thale verstreut liegen, wird der Tuffstein fein zermahlen, um dann in Beuteln das Thal hinab nach Brohl gefahren und dort nach dem Niederrhein verladen zu werden. Die Holländer verwenden ihn bei ihren Wasserbauten zur Herstellung des hydraulischen Mörtels, der ihnen die Ziegelsteine bindet, aus denen sie ihre Städte und Dämme, ihre Kirchen und Festungen thürmen. Neuerdings darf, aus Vorsorge gegen Verfälschung, der Tuffstein nur im Orginalzustande nach den Niederlanden versandt werden; auf eigenen Mühlen werden die Brocken dann dort unter Staatskontrolle zum bindenden Staub vermahlen. Aus dem Tuffstein wurden in früheren Jahrhunderten am Mittelrhein ganze Gebäude aufgeführt; so besteht die Apollinariskirche zu Remagen aus diesem Gestein. Schon die Alles benutzenden Römer kannten und bauten im Brohlthale die Tuffsteinbrüche. Ueber 20 römische Inschriften sind bekannt, welche man im Brohlthale, zu Burgbrohl, Tönnisstein, in der Schweppenburg, zu Brohl selbst auf Altären und Säulen, auf Grabsteinen uud an den Felswänden aufgefunden hat. Meist sind sie dem Schutzpatron der Steinmetzen und der Steinbrucharbeiter, dem Hercules Saxanus, geweiht. Einige Gelehrte dachten bei dem Namen Saxanus an den Germanengott Saxnôt, andere bringen den Beinamen mit mehr Recht mit saxum, der Fels, in Verbindung. Simrock erinnert an den hammerschwingenden Donnergott Donar oder Thôr, der dem Hercules in der deutschen Mythologie gleichgesetzt wird. Wie er, tragen die Bergleute noch heute den Hammer als Symbol; das zweite Zeichen, das Eisen, deutet dann auf das Gestein oder das Schwert des Gottes. Ein auf der Schweppenburg von Epheu umrankter Stein trägt nach Freudenberg folgende Umschrift:

HERCVLI · SAXAN
O · SACRVM · VEX
SILLATIO · LEG · XXII
PR · QVI · SVNT · SVB
CVRA · K · APRILI · 7
M.

Unter solchen Erinnerungen an der Römer Handwerk gelangen wir an ein Brückchen, das uns aus der dicken Staubatmosphäre, in der wir wandelten, längs dem Mühlbache und seinem plätschernden Wasser nach Brohl führt, dem Hauptladeplatze für Tuffsteine. An einer dampfenden und pustenden Papiermühle vorbei und einem Laden, der die lakonische Inschrift zeigt:

„Bingener Brod verkaufen“,

gelangen wir bald auf die linksrheinische Hauptstraße und bekommen den Vater Rhein, drüben Rheinbrohl mit seiner hochragenden Kirche und droben den Grauwackenbrocken, auf dem Hammerstein ruht, in wohlthuende Sicht. Bei Peter Bröhl, dessen Name wie der zweite Nonn (von Nonus oder Nonnius abzuleiten) hier im Orte gäng und gäbe ist, haben wir Gelegenheit den dick aufgelegten Traßstaub mit „Niedermendiger“ hinabzuspülen und bis in die dämmernde Nacht hinein mit dem alten gesprächigen Herrn sich zu unterhalten von Brohls Industrie und Aufschwung, bis die leise anschlagenden Wellen des Stromes uns das Schlummerlied singen zum Schlaf nach weiter Wanderung. Valete! —



Burtscheid.

Die hohe Venn und ein Cyklopenthal der Eifel.

Der Blick von Aachen. — Die Weberei Eupens und Aachens. — Die hohe Venn. — Die Wallonen. — Malmedy. — Montjoie. — Die Monschauer. — Pustensöhne. — Geologische Beschaffenheit der hohen Venn. — Cornelimünster. — Das Cyklopenthal. — Stollbergs und Aachen-Burtscheidts Industrie. — Die Kohlenbecken des Jadethales und des Wurmreviers. — Stollberg.

Tief ernst und stumm und kalt ist hier die Welt
In diesen öden, unfruchtbaren Weiten;
Leblos liegt selbst das blaue Himmelszelt,
Du glaubest über Trümmer nur zu schreiten.
Es scheint, als klage selber die Natur,
Daß sie erlebt hier eh'mals schön're Zeiten.
Schmückt auch ein Baum das Thal, die Flur,
Siehst du vom Berge reiche Länderstrecken:
Das Alles gleicht den Epheuranken nur,
Die liebend grün sich um Ruinen strecken.

Mit diesen Worten sang einst Wolfgang Müller das Klagelied der verwaisten Natur der hohen Venn. Ueber dieses tiefstumme, nebelumflorte Grab des animalischen wie botanischen Lebens führt uns heute die Wanderung. Doch nicht sofort wollen wir uns in diese trostlose Einöde versenken, die höchstens das Geschrei eines darüber herziehenden Raubvogels oder die Spur eines verirrten Ardennenwolfes belebt, sondern erst noch wollen wir durch das Licht des Lebens und das Reich der Arbeit schreiten.

Wenn man auf dem Lousberge bei Aachen steht, den der Teufel in Gestalt einer aufgerollten Sanddüne dorthin geschleppt hat, um aus Rache die Stadt

Aachen damit zu überschütten, so hat man einen wunderschönen Blick in die Landschaft gen Süden, ganz besonders aber dort an der Stelle, wo die Franzosen die Pyramide aufrichteten, um das ihnen vermeintlich von Rechts wegen zukommende schöne Stück Rheinland besser vermessen zu können.

Links, also ostsüdlich, sehen wir in einer starken Stunde Entfernung stets eine beträchtliche Rauchwolke emporsteigen, gleich einem Waldbrande. Ja, dort brennt es auch immerwährend, aber nur auf den Essen, unter den Gießschloten und unter den Riesenleibern der Dampfgiganten des Jadethales, Stollbergs und Eschweilers. Nach Westen hin gewendet, blicken wir auf bewaldete Höhen und grüne Triften, die von buntscheckigen Kühen theilweise bevölkert sind. Geradeaus über die Stadt hin, in südlicher Richtung, schließt ein blaues Hügelland den Blick, auf dem wir ebenfalls Wald und grüne Triften vermuthen. Doch dieses ist eine Täuschung gleich der, welche die Pyramide hoch auf den Sandberg aufbaute. Denn dort oben ist weder Wald noch Strauch, nur eine unabsehbare Moorfläche, vielmehr ein Moorberg, von 28 km Länge, 12—18 km Breite und einer Höhe von 672 m am höchsten Punkte über dem Meeresspiegel. Dort erschallt weder Amselsang noch Nachtigallenschlag, sondern nur das eintönige Gequake der Frösche und das Geschrei der Unken. Im Frühjahr, wenn längst hier um uns her die holde Natur in ihrem grünen, neuen Kleide lacht, so sagt uns dort ein weißer Streifen, gleich dem Eisblick des Nordens, daß dort ihr Weckruf noch nicht gehört wurde. Denn dort schläft der Winter noch unter seiner Schneedecke. Dort ist die hohe Venn, das Sibirien des Rheinlandes!

Dieses Hochmoor steht jedoch mit dem Heilquellenreichthum Aachens und Burtscheids wahrscheinlich in engster Verwandtschaft, ist vielleicht gar der Erzeuger davon. Auch hat es trotz seiner trostlosen Oede wieder seine wilden Schönheiten, die es wol berechtigen, in den Kreis der Merkwürdigkeiten des deutschen Landes mit hineingezogen zu werden. Nicht umsonst hat Eugen Bracht seine stilvollsten Bilder der öden Heide und ihren zarten Farbentinten abgelauscht, die uns auf den Ausstellungen entzücken. So sei denn unsere heutige Wanderung erst zu dem gewerbfleißigen Eupen, dann über das Moorgebiet der hohen Venn zu der Oase im Schnee, dem lederbereitenden Malmedy, von da über Montjoie, der buckskinerzeugenden, in das Cyklopenthal der Jade hinab nach Stollberg, wo uns die Schienenlinie der Köln-Aachener Bahn wieder mit der Innen- und Außenwelt verbindet.

Keuchend führt uns das Dampfroß gen Westen die scharfe Steigung nach Ronheide hinauf. Ein letzter Blick nach der alten Kaiserstadt, und der Ausläufer der Karlshöhe hüllt uns in seinen Tunnel. Bei Station Astenet macht sich schon der Charakter des Niederlandes geltend. Schöne Viehherden weiden auf den meist mit lebenden Hecken umzogenen Wiesen. An der belgischen Grenze, in Herbesthal, welcher Name uns schon die Grenzscheide zweier Sprachen verräth, fährt die Bahn in einem Spitzwinkel nach Eupen. Das Gemisch der dortigen, mit welschen Lauten untermengten Volkssprache, sagt uns sofort, daß wir uns hier sehr weit entfernt von dem Herzen des deutschen Vaterlandes befinden, und daß sein Pulsschlag nur noch mit schwacher Kraft das Blut des Deutschthums in diese peripherischen Adern treibt. Aachens Kriegerdenkmal belehrt uns allerdings, daß der Kreis Eupen keineswegs der letzte war, als es galt, Gut und Blut gegen welschen Uebermuth auf den Altar des Vaterlandes zu legen,

auch spricht die gebildete Klasse hier meistens im Umgange mit Auswärtigen ein ziemlich gutes Deutsch. Im Verkehr der Familie ist dagegen das Wallonische das vorherrschende Idiom. Vor uns im Thale liegt der nördliche Theil der Stadt, der dem südlichen, im andern Thale über den Berg hinüber durch eine Häuserreihe die Hand reicht. Ein Blick von diesem Berge nach hüben und drüben belehrt uns, daß die Stadt ihre 15,000 Einwohner fassen kann, denen sechs katholische und eine evangelische Kirche für die gläubigen Herzensbedürfnisse sorgen.



Eupen.

Ein Landrathsamt, ein Amtsgericht, schöne Schulen und dergleichen sorgen für das weltliche Wohl der Stadt. Hohe, aus den Thälern hervorstrebende Fabrikschornsteine, ausgebreitete, mit Tuch behangene Stellagen, die blau und grün gefärbten Wellen der Wenze sagen uns, daß wir uns hier inmitten einer fleißigen Textilindustrie befinden.

Die im Jahre 1614 aus Aachen ausgewiesenen Protestanten trugen ihren Fleiß und ihre Kraft auch in das Eupener Thal. Die Tuchweberei war hier bald im besten Schwunge. Als später John Cockeril's Spinnmaschine ihre technischen Triumphe feierte, waren die Eupener Fabrikanten die ersten, die sie

in ihren Spinnsälen aufstellten. Als 1840 die Mule-Jennies und 1860 gar die Selfaktors folgten, waren die Eupener Firmen wieder die ersten, die sich diese damaligen Wunder der Mechanik dienstbar machten. Aachen und Burtscheid sowie Montjoie folgten, und im Jahre 1876 arbeiteten schon im Regierungsbezirk Aachen allein 63,694 Selfaktors (selbstthätige Spinnmaschinen) und 329,123 Handmule-Feinspindeln. Da durfte man sagen:

Alte Zeit, wo gingst du hin,
Weit aus Dorf und Städtchen,
Wo noch saß die Spinnerin
Summend an dem Rädchen,
Wo die Spindel schwirrt und schnurrt,
Unterm Stuhl der Kater knurrt,
Spielend mit dem Fädchen.

Abends kamen Klaus und Hans,
Nach den Mädels sehen,
Und Kathrin', die dumme Gans,
Mußt' den Haspel drehen.
Selbst gesponnen, selbst gemacht,
War die beste Bürgertracht;
Heut' ist's drum geschehen.

Mit der erhöhten mechanischen Spinnkraft hob sich auch in gleichem Maße die mechanische Webekraft. Im Jahre 1850 wurde die Handweberei in glatten Stoffen von der mechanischen Weberei schon gänzlich verdrängt. Am 1. Dezember 1875 zählte der Regierungsbezirk Aachen neben 1856 Stück Kraftstühlen schon 2910 Handstühle ohne und 2420 Stühle mit Jacquardeinrichtung, von denen das größte Kontingent auf Eupen und Montjoie fiel.

Nach Auftreten der Dampfmaschine machte sich überhaupt auf dem Gebiete der Weberei und Spinnerei gleich eine große Konzentration um sie als Mittelpunkt geltend. Die früheren selbständigen kleineren Weber und Spinner traten allmählich mit Aufgabe ihrer Selbständigkeit in den Arbeitssaal, wo sie der Aufseher mit der Uhr in der Hand erwartete.

Wenn wir zurücksehen in die alte Zeit, so bildeten besonders die Tuchweber eine beträchtliche Macht. Aachen mußte schon im Jahre 1150 mit Rücksicht auf die vielen Weber, Wollkämmer und Walker erweitert werden. Aus Holland und Flandern war die Tuchindustrie herübergekommen und hatte sich in Aachen und Köln niedergelassen. Der Uebermuth der Wollenweberzunft in Köln, die über 30,000 Webstühle verfügte, erregte 1368 und 1372 (nach Anderen 1371) blutige Aufstände. In dem letzteren Jahre wurde in Köln auch die berühmte Weberschlacht geschlagen. Die Weber erlagen, ihr Zunfthaus am Heumarkt ward gestürmt und niedergerissen, 34 der Hauptunruhenstifter wurden hingerichtet, und die anderen Betheiligten wanderten aus, nach Andernach, nach Bonn, die meisten aber nach dem Wupperthale, wo sie den Grund zu der heutigen großartigen Wollindustrie legten. Aachen zählte damals auch 20,000 verheirathete Weber, diese behaupteten aber dort das Feld. Auch nach dem Mittelalter entwickelte sich die Tuchindustrie in Aachen und Umgegend zu immer größerem Glanze. Da jagten, wie schon gesagt, im Jahre 1614 die Aachener ihre protestantischen Werkgenossen aus der Stadt, deren Nachkommen ihnen nun in Vaels, Eupen und Montjoie eine schneidige Konkurrenz machen.

Ganz besonders hob sich die Tuchindustrie des heutigen Regierungsbezirks Aachen unter der französischen Okkupation, die Gewissens- und Gewerbefreiheit brachte. Im Jahre 1784 betrug der Werth der Aachener Wollenfabrikation 5 1/2 Millionen Francs, im Jahre 1806 überstieg er schon 9 Millionen. Durch den Anschluß an Frankreich war die uralte Handelsverbindung mit Frankreich, Spanien und Italien mehr als je gesichert. Napoleon selbst, der für die Stadt Karl's des Großen persönliches Interesse zeigte, aus Gründen, die klar wurden,

als Karl's Statue bei der Geburt des Königs von Rom herum getragen wurde, hob die Aachener Industrie nach Möglichkeit. Als später die Rheinlande der preußischen Krone zufielen, traf die Industrie Aachens und der Grenzstädte Anfangs ein empfindlicher Schlag. An der Grenze versperrten fast unübersteigliche Zollschranken die Wege nach den ebengenannten Ausfuhrgebieten, und die seit Dezennien so einträglich gewesene Kundschaft ging verloren.

Im Inlande des Deutschen Bundes wechselten die Farben der Barrièrebäume allerorten, und jede andere Grenzfarbe setzte auch wieder eine eigene Zollausgabe voraus. Bei dem Uebergang über die Elbe, also im Innern Preußens, mußten Aachen's Tuchwaaren $8\frac{1}{3}$ Prozent Zoll tragen. Allerdings besserte sich das allmählich, bis zuletzt ein reinigender Nordwind daherbrauste, der die meisten der verschiedenartig gefärbten Barrièrebäume mit Stumpf und Stiel aus der Erde riß und sie in Vergessenheit schleuderte. Die Industrie blühte neu auf, und 1872, allerdings in der Glanzperiode, führte Aachen allein für 2,700,000 Thaler Wollentuche, für 1,189,000 Thaler Zink und Blei und für 69,476 Thaler Stecknadeln nach Nordamerika aus.

An diesen Zahlen zeigt sich so recht der Fortschritt unserer heutigen Mechanik und die Riesenkraft der Dampfmaschine. Doch auch jeder Kolbenstoß der letzteren drückt die frühere Selbständigkeit des goldenen Mittelstandes entweder nach oben oder nach unten. Der kleine Arbeiter auf eigenem Fuße hat bald aufgehört zu existiren. Die intelligente Denkkraft steigt in das technische Bureau oder setzt sich auf den Korrespondentenschemel, von da schreitet sie in den Phaeton und fährt auf Goldbeuteln in die obersten Schichten der Gesellschaft. Die bloße Arbeitskraft zieht die Bluse an, und auf Befehl der Arbeitsglocke, schreitet diese in den Arbeitssaal und mechanisch wie der Apparat, den sie dort bedient, wird ihr Denken und Empfinden. O James Watt, deine Theekesselgedanken haben die Welt mit eisernen Verbrüderungsringen umspannt, auf denen Nord und Süd, Ost und West auf den Fittichen des Dampfes einander zufliegen, aber ihr Herz haben sie in zwei Theile gespalten. Wol sieht das Auge der Wirthschaftslehre sich diese Kluft immer mehr erweitern und auf der einen Seite das Kapital und auf der andern Seite die Masse des Proletariats ansammeln, das mit geballter Faust zu dem mächtigen, obgleich brotspendenden Gegner hinübersieht. Die Wissenschaft und der Erfindungsgeist gehen ebenfalls mit besorgtem Auge auf die Suche nach kleineren, billigen Motoren, um dem Kleingewerbe seine Selbständigkeit zu erhalten und dort, wo sie schon verloren gegangen, dem Dampfgiganten wieder streitig zu machen.

Doch horch! „Schier dreißig Jahre bist du alt“ klingt das Posthorn in unsere sozialpolitische Reflexion hinein. Die Post nach Montjoie und Malmedy! Ach ja, auch die alte Posthornpoesie haben James Watt's Theekesselgedanken in unbewohnte Torfmoore verbannt, wohin sich der Eilflug des heutigen Realismus nicht lohnt. Gern stiegen wir ein, doch die Staatsstraße von Eupen über Montjoie nach Malmedy führt mit $2\frac{1}{2}$ Meilen Umweg um die hohe Venn herum, welche wir auf direkterem Wege überschreiten wollen. Durch den Hertogenwald Limburgs, der Heimat des Käses „sans peur et sans gêne“, führt von Eupen bis Malmedy über das Hochplateau der hohen Venn eine gut angelegte Bezirksstraße; diese befahren wir in einem mit zwei kräftigen Rappen bespannten Gefährt. Ein ziemlich derber Malmedyer Wallone bittet,

mitfahren zu dürfen, was wir in Aussicht einiger interessanter Mittheilungen aus der dortigen Gegend gern bewilligen. An der Grenze hält der Wagen. Ein alter Grenzwächter schaut hinein. Das freundliche „Bon jour, Monsieur Jacques“ unseres Begleiters, enthebt ihn jeder überflüssigen Frage und uns der Antwort. Mit einem „Bon voyage, Messieurs“ klappt er den Wagenschlag zu und fort geht es durch Wald und wieder Wald und fast immer bergan. Hier und da liegt am Wege ein einsames Haus, vielmehr eine Hütte, über deren Thür ein Wachholderstrauch anzeigt, daß die „Eau de vie-Quelle“ bis in diesen einsamen Wald sich verzweigt. An Maison Hestreux und dem Forsthause geht es im Fluge vorbei. Hier verliert sich der Wald und vor uns und neben uns liegt die einsame, öde Moorfläche der hohen Venn, oder Veen, wie der Holländer sagt, auch wird das Wort Vehn geschrieben. Sollte damit nicht die Benennung des Dorfes „Wahn“ und der „Wahner Heide“ zusammenhängen, an die bekanntlich auch eine große, öde Torfmoorstrecke von einer Stunde Breite und einigen Stunden Länge grenzt? Das altdeutsche Wort fenni und das gothische fani bedeutet Moorgrund, sumpfiges Land. Vielleicht gar ist Venedig und Veneti damit verwandt. Bei den Wallonen heißt die hohe Venn „les hautes fanges“. Hier und da zeigt sich die Straße sehr sumpfig, die nebenher gezogenen Abzugsgräben stehen voll Wasser; schreitet man über die Gräben, so betritt man eine schwankende Grasdecke in der sich größere und kleinere Wassertümpel zeigen, wo junge Frösche eben in der letzten Kaulquappenmetamorphose begriffen sind. Bei Baraque Michel, wo wir 640 m in der Sumpfödе über Meer sind, kommen wir wieder auf deutsches Gebiet, in dem man aber meistens wallonisch spricht und französisch denkt. Noch immer geht es bergan, bis wir an der Botrange den höchsten Punkt der hohen Venn, $693_{,6}$ m oder 2150 Fuß über Meer, erreichen. Von hier aus übersehen wir zum Theil die 28 km lange und 12—18 km breite, trostlose Oede, die sich fast bis an die Köln-Aachener Eisenbahn bei Langerweh hinzieht, welches Dorf auch seinen Namen von Venn abzuleiten scheint. Allerdings sind die Ausläufer hier meistens mit Wald und Buschwerk bewachsen. Weithin schweift hier der Blick voll Sehnsucht nach der Gegend des Horizontes, wo sich die fruchtreichen Niederungen der Erft und Roer ausdehnen und auf das Vorgebirge, hinter dem wir das sonnige Rheinthal wissen.

Jetzt geht es bergab. Der Kutscher theilt die Lust der schneller trabenden Rosse und singt, um uns seinen Patriotismus zu beweisen, „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“ so freudig, daß es weit über den schilfbewachsenen Moorgrund schallt. Bald kommen wir an deutsche Dörfer mit welschen Namen. Bei Mont Choffraix geht es in jähen Windungen zur Warche hinab; im Thalkessel liegt Malmedy. Wir sind auf einer Strecke von 2 Meilen Länge von Botrange bis hierher 37 m abwärts gestiegen.

> Hier in der Heimat der Wölfe, entsteigst du, holde Gewerbstadt,
> Südlich idyllisch gebaut, eine Oase dem Schnee,

sang J. B. Rousseau, und das in der Nähe gelegene Dorf Stavelot heißt wörtlich, aus dem wallonischen übersetzt, „Wolfsstall“ (= stabula luporum). Hatten wir oft schon in Eupen Mühe das Sprachkonglomerat auseinander zu halten, um die bestverständlichen Brocken herauszufinden, so ist es in Malmedy selbst dem lieben Gott nicht mehr möglich, seine lieben Erdenbürger zu verstehen, wie dies Alexander Kaufmann so launig in seinem Gedichte „Die Wallonen“

beschreibt. Petrus ist nämlich krank und bittet den lieben Gott um einige Tage Urlaub vom Pförtneramt:

„Herzlich gern", erwiedert der Herr, „doch weißt du mein Lieber,
Welche Gefahr uns dann vom Pack des Gehörnten bevorsteht?
Weißt du doch selber es wohl, wie arg uns der Satanas aufpaßt,
Wie er so manchen Gesellen uns noch an der Thüre gekapert
Und hohnlachend hinab in des Pechs Untiefen verschlungen.
Siehe, du bist es allein in der ganzen Versammlung der Heil'gen,
Welcher mit jeglichem Volk in der eigenen Sprache —"
„Verzeiht, Herr", fiel ihm hier der himmlische Thürhüter ins Wort,
„Sankt Jürgen versteht es noch besser,
Redet Französisch wie Ihr, spricht Englisch und Spanisch und Flamändisch,
Schwätzt mit Heiden und Türken, als wär' er der Ihrigen einer,
Laßt Jürgen so lang statt meiner die Pforte behüten."

Sankt Jürgen kam, da er zum Herrn beschieden war, natürlich in seinem schönsten Waffenschmucke. Der Herr stellte ihm das Anliegen seines getreuen Pförtners vor und bat ihn, für einige Tage den Dienst zu übernehmen da er, wie er eben höre, eine ausgedehnte Sprachkenntniß besitze, was man nicht jedem Portier nachrühmen könne. Jürgen zuckte jedoch die Achseln:

„Herr, viel Länder und Völker durchzog ich,
Als auf Erden ich einst Linddrachen erlegt und Gewürme,
Lernt' auch Sprachen dabei — nur eine, Gewaltiger, verzeiht mir,
Wollte mir nicht in den Kopf, so verzweifelt konfus ist der Mischmasch.
Drunten im Hainault redet man sie, auch schwätzt in Namur man,
Wenn ich nicht irre, das Zeug und in Limburg, wo man den Käse,
Wißt Ihr, den trefflichen, macht, und die Leute benennen's Wallonisch.
Dreißig Jahre studirt ich daran, doch immer vergebens,
Ob ich das Englische gleich in vierzehn Tagen erlernet.
Kämen Wallonen nun an und ersuchten sie mich um den Einlaß,
Ließ ich die sündigste wie die erbaulichste Seele passiren,
Schaut, das ginge doch nicht." —

Petrus fiel Jürgen ins Wort und versicherte dem Herrn, der Besuch der Wallonen sei gar so selten an der Himmelsthür, daß man die Wenigen, die kämen, auch unangefochten einlassen könne.

Lächelnd erwiedert der Herr: „So geh' und verfüge zu Bett dich,
Und Sankt Jürgen verrichte den Thordienst, bis du genesen."

Sankt Jürgen soll nun alle Wallonen, die kamen mit Kind und Kegel, zum Himmel eingelassen haben. Dieses hat ihm bei dem ganzen Volke viele Ehre eingebracht. Heute hat er bei den Wallonen noch einen großen Stein im Brete. An vielen Orten ist er Schutzpatron und sein Tag wird besonders hoch gehalten. In Malmedy jedoch haben sich seit Sankt Jürgen's Zeit Deutschthum und deutsche Sprache sehr gebessert, so daß die Malmedyer selten mehr unverstanden in den Himmel kommen. Ueberhaupt geben sich sämmtliche dort gelegene Grenzstädtchen und Dörfer durch Pflege der deutschen Sprache Mühe, um durch das Sprachenband mit dem großen Deutschen Reiche enger verbunden zu werden.

Romantisch liegt Malmedy in dem wilden Thalkessel der Warche. Seine 6000 Einwohner betreiben Papierfabrikation, Leimsiederei, besonders aber Gerberei, und manche steife Ochsenhaut wird dort im Jahre über geschmeidig gemacht. Die Firma Beckmann-Doutrelepont macht alljährlich allein 7000 Häute gar. Fritz

Lang & Co. führen jährlich 4000 Häute Sohlleder ihrer edleren Bestimmung zu. Auch Mineralquellen besitzt Malmedy, die an Gehaltsreichthum zu den ersten Deutschlands gehören, und den berühmten Eisenquellen Spaa's nicht im Geringsten nachstehen. Früher regierte in Malmedy die reichsunmittelbare Benediktinerabtei. Unter den Krummstab des dortigen Fürstabtes beugte sich das Fürstenthum Stablo und die Grafschaft Lygne. Seit dem Luneviller Frieden ist der Krummstab nebst seinen Machtsprüchen zu den Akten gelegt. An der über die Warche führenden Engelsbrücke sollen die Türken bei ihrem letzten Zuge in Deutschland Kehrt gemacht haben, weil ein Engel mit flammendem Schwerte den Uebergang verwehrt habe. Wenn doch Mohammed jetzt seinerseits auch den Türken solche schützende Engel senden wollte! Doch der scheint in seinem siebenten Himmel seiner getreuen Moslemin wenig mehr zu gedenken.

Wieder mahnt uns das Posthorn in seiner melancholisch-fröhlichen Weise zur Mitfahrt, doch dieses Mal mit einem langgezogenen „Ade, ade, Scheiden und Meiden thut weh". Wahrscheinlich hat der Schwager sein Wallonenliebchen in Malmedy, dem dieser melancholische Abschiedsgruß gilt. Wir benutzen nunmehr den Dreispann, der in leichtem Trabe im weiten Umkreise um das nebelbelagerte Hochplateau der hohen Venn auf Montjoie zu fährt. Wieder geht es über Berg und Thal, jedoch allmählich immer höher. In Elsenborn „Zur Hoffnung", also $2\frac{1}{2}$ Meilen von Malmedy, befinden wir uns schon wieder annähernd 315 m höher, von dort geht es abwärts steigend ins Monschauerland zu der Buckskinstadt Montjoie mit ihrem alten Bergschlosse, dessen Gründung man Karl dem Großen zuschreibt. Auf einer Eberjagd hatte sich der Kaiser nach der hohen Venn verirrt. Ohne Obdach und ohne Begleitung, legte er sich auf einen großen Stein zur Ruhe nieder. Dieser Stein wird heute noch im Volksmunde „Karl's Bettstat" genannt. Am andern Morgen treibt ihm sein Jagdgefolge unvermuthet einen Eber zu, den er in der Nähe des Steines erlegt. Da gründete er zum Andenken an die Kaisernacht unter des Himmels Baldachin auf dem Berge das Schloß „Bergfreude". Montjoies hießen jedoch früher bei den Franzosen eine Reihe aufrecht eingesetzter Steine, die den Pilgern und Wallfahrtsbrüdern als Wahrzeichen dienten, daß sie noch auf dem rechten Wege zum Wallfahrtsorte seien. Es ist immerhin möglich, daß bei den gefährlichen Sumpfwegen der hohen Venn hier solche Steine gestanden haben, und der Ort daher seinen Namen hat.

Das Städtchen Montjoie, obgleich Kreisstadt, ist klein und faßt gegen 2500 Einwohner. Seine Buckskinfabriken sind berühmt, auch wird viele Kunstwolle hier fabrizirt. Mancher schäbige Flausrock muß hier wieder das Zeug zu einem anständigen Visitenfrack hergeben, welcher allerdings bei etwas strapaziöser Behandlung bald wieder, noch alter Schuld bewußt, in sein früheres Nichts zurücksinkt, aus dem ihn Wolf und Haspel emporgehoben hatten. Aufs Neue macht er dann die Metamorphose durch, und in derselben Wolle vielleicht übergiebt der Gesandte seine Beglaubigungsschreiben, die vor einigen Jahren sein fortgejagter Lakai trug. Das ist die Seelenwanderung der Kunstwolle.

Montjoie hatte früher eine eigene Gerichtsbarkeit, die sich auf einen Umkreis von 4—6 Stunden erstreckte und das Monschauer Ländchen genannt wurde. Doch wem wären die Monschauer nicht bekannt? Im Frühjahr, wenn die Schwalben wiederkommen, kommen auch die Monschauer „Dreckschwalben",

wie sie im Volksmunde heißen, mit Kind und Kegel heran. In der idyllischen Ziegelhütte, durch die der Winter seinen Schneesturm gejagt und aller unbequemen Miteinwohnerschaft vom vorigen Jahre den Garaus gemacht hat, schlagen sie ihre Wohnung auf. Dann geht's an die Ziegelarbeit. Der erste wie der letzte Sonnenblick der langen Tage findet sie bei der Thätigkeit. Männlein wie Weiblein sind sehr naiv, aber für die Arbeit sehr praktisch kostümirt.



Montjoie.

Da wird gemengt, geformt, getragen und aufgeschichtet, daß es eine Lust ist. Ist der Formvorrath zu Ende, so mahnt ein kräftiges „Lehm op" den trägen Träger an seine Pflichten. Und wem wäre die historische Bedeutsamkeit dieses Wortes noch unbekannt? Hat es nicht seinen Antheil am Siege bei Königsgrätz? Moltke sagt zwar, der preußische Schulmeister habe die Schlacht gewonnen, das magische „Lehm op" der Monschauer Ziegelbäcker als Schlachtruf unserer braven Husaren hat auch seinen Theil daran.

Von Montjoie aus steigt die Landstraße wieder bis auf eine Höhe von 340 m. Gleich oberhalb Montjoie kommen wir zu dem großen Dorfe Imgenbroich, bekannt durch seine Pferdezucht. Die Pferde sind von einer kleinen aber kräftigen Rasse, mit schwarzen, um den kurzen Kopf gekräuselten Mähnen, unter denen das dunkle, feurige Auge unheimlich dreinschaut. Auf den großen, eingezäunten Moorweideflächen laufen sie bis zum dritten und vierten Jahre frei umher. Wild und unbändig sind sie daher Anfangs unter der Last des Reiters

und den beengenden Fesseln des Geschirres, aber durch die lange, frische und arbeitslose Jugend entwickeln sie dann eine bedeutende Körperkraft. Wie der Sturmwind sieht man die kräftigen, krausmähnigen Fohlen oft in den Umzäunungen daherjagen, echte wilde Söhne einer deutschen Pußta.

Bei Fringshaus, der höchsten Stelle unseres Weges, lassen wir die Pferde etwas rasten. Der redselige Postillon erzählt uns hier eine Mär aus alter Zeit, die gar ein Dichter „bedichtet" habe, wovon er noch einige Verse wußte, und deren Wahrheit deshalb außer Zweifel sei. Ein armes Weib sei dort oben auf der Oede vom Schnee und gleichzeitig von einem jungen Erdenbürger überrascht worden. Auf stolzem Roß sei ein Reiter genaht, der aber, von den Klagen des Weibes ungerührt, weiter gewollt habe.

Da habe sich das Roß hoch aufgebäumt und sei nicht von der Stelle zu bringen gewesen; es hackt der Reiter im Zorn:

Die scharfe Zacke tief ihm zwischen seine Rippen,
Da rennt es wüthend fort bis zu den nahen Klippen,
Hoch bäumend wirft es ihn am Rand der Felsen ab,
Dort in der tiefen Kluft der Reiter fand sein Grab.
Rasch dreht das Roß sich um und eilet gleich dem Winde
Dorthin, wo weinend fleht die Mutter mit dem Kinde;
Es neiget seinen Kopf und haucht sie wärmend an,
Wie Esel einst und Ochs zu Bethlehem gethan.

Kind und Mutter sind durch den wärmenden Hauch gerettet worden. Dann habe das Roß noch Beide auf seinem Rücken nach Hause getragen, kein Auge aber je mehr etwas von ihm gesehen. Schade darum; dem Roß hätte eine Ehrenmedaille am Bande gebührt, es hätte sie eben so gut und eher verdient, als Mancher, den eine Auszeichnung schmückt, über die Mit- und Nachwelt und er selber sich vergebens den Kopf zerbrechen, was er denn eigentlich Großes dafür geleistet habe.

Wir steigen wieder ein, und nun geht's bergab, und bald haben wir das Dorf Röttgen erreicht, das sich auch noch von Pferdezucht, außerdem aber vom Torfgraben und im Sommer vom Ziegelbacken ernährt. Nun noch eine halbe Meile Wald und Moor, und eine gesegnetere Flur mit wogenden Saatfeldern lacht uns entgegen. Weit hinten winkt uns schon der Thurm von Cornelimünsters alter Abteikirche. Der Alpdruck der gesehenen Oede fällt uns von der Brust. Ehe wir jedoch in Cornelimünster einkehren, wollen wir einen Rückblick auf die schauerliche Sumpf- und Waldöde werfen, die wir eben durchzogen haben. Wir wollen uns bemühen, ihre zweifelhaft berechtigte Existenz nach Kräften zu würdigen. Die hohe Venn ist die Mutter fast aller der Flüßchen, die von dort aus nach allen Richtungen fließen, oder diese Bodenschwellung verstärkt sie wenigstens durch die Bäche, die in ihren Moorgründen entquellen. Sie gebärt die Wenze, die Warche, die Roer, die Jade und eine Menge Zuflußbäche. Ihr Inneres birgt die ältesten Gesteinschichten der dortigen Gegend, meistens Schieferfelsen. Bei Montjoie und Kalterherberg werden Dachschiefer durch Stollenbau gewonnen. Die untere Deckschicht über dem Schieferfelsen besteht aus durch Versumpfung untergegangenen Wäldern, deren Reste das Torfmoor einschloß. Diese nennt man die Hagetorfe, die von einer dichten Beschaffenheit sind. Die mittlere Deckschicht nennt man Moortorfe, die noch viele Vegetabilien in unveränderter Beschaffenheit in sich bergen; über dieser liegt die lebende Pflanzendecke,

die unreife Torfmasse; hier steigt mit jedem Herbst zu Grabe, was der Frühling emporsprossen ließ. Wo durch Entwässerung die Torfbildung nicht vernichtet wird, ersetzt sich sogar in den ausgestochenen Gruben allmählich die Masse wieder, wozu die dichten Sumpfgewächse natürlich die Hauptbestandtheile liefern.

Ganz besonders aber stehen die Sauerquellen der hohen Venn mit den heißen Thermalquellen Aachens und Burtscheids in nächster Verwandtschaft, und sind wol gar ihre Erzeuger. Die über 315 m höher liegenden Sauerquellen dringen in die Tiefe, treffen dort auf Kalke und sprudeln als heiße Thermalquellen wieder hervor.



Cornelimünster.

Es scheint dieses auf den ersten Blick eine gewagte Behauptung, aber wir treffen dasselbe Verhältniß bei den heißen Quellen in Ems und Wiesbaden an, wo die Sauerquellen ebenfalls hoch über den Badeorten bis zum Vogelsberge hin liegen. Bei Karlsbad brechen die heißen Wasser aus einer Spalte hervor, während 315 m hoch über Karlsbad, bei Marienbad, die Sauerquellen fließen. Ein Gleiches finden wir wieder bei Neuenahr, wo hoch oben die Eifeler Sauerquellen liegen. So schafft auch an der hohen Venn die große Natur in ihrer Werkstatt zum Wohle ihrer Kinder, wenn sie auch scheinbar in träger Ruhe und in lethargischer Unthätigkeit verharrt.

Während wir unsere Hypothesen auf einander thürmen, um der hohen Venn Existenzberechtigung zu beweisen, fahren wir über den noch jungen, aber schon lustig sprudelnden Münsterbach nach Cornelimünster hinein. Cornelimünsters alte Abtei ist berühmt. Unter Leitung des heiligen Benedikt wurde

sie schon unter Ludwig dem Frommen gegründet. Die Kirche besitzt unter Anderem auch das Haupt und das Horn des heiligen Papstes und Märtyrers Cornelius. Aus letzterem trinken die Fieberkranken, die bei dem Heiligen Heilung suchen. Fast alle Moorgegenden haben die selten tödtliche, aber langwierige Kaltefieberkrankheit gemeinlich als eine sehr unangenehme Zugabe. Ganz besonders ist die Umgegend der hohen Venn davon heimgesucht. Dem heiligen Cornelius zu Ehren wird in Cornelimünster alljährlich ein acht Tage dauernder Jahrmarkt abgehalten, der fröhlich oder andächtig, je nach Laune und Art der Besucher, gefeiert wird.

Auf steiler Felsenhöhe befindet sich auch hier eine Eremitage, um die sich tief unten der Jadebach malerisch herumwindet. Eigentlich beginnt das Flüßchen erst in Stollberg den Namen Jade zu führen, wo der Münsterbach und der Vichtbach zusammenfließen. Die ausgedehnten Gebäude der alten Abtei sind in der Neuzeit zu einer Tuchfabrik eingerichtet, und wo sonst den Mönchen die Rosenkranzperlen durch die Finger glitten, eilen jetzt die geschäftigen Fäden des Jacquardwebstuhles. Andere Zeiten, andere Thätigkeiten und mit den letzteren andere Sitten und andere Anschauungen. Wir nehmen nun Abschied von Cornelimünster und biegen in das reiche Gewerbthal der Vicht, nach Stollberg ein.

Von weitem sehen wir schon den Cyklopenhauch der Industrie den hohen Kaminen in Gestalt schwarzer, gekräuselter Rauchwolken entsteigen. Hohe Schutthalden glasiger Schlacken zeigen uns an, daß hier die Elemente zu einem nutzen- und gewinnbringenden Kampfe gegen einander entfacht werden, und daß schlackengereinigt aus diesem das edlere Metall hervorgeht, um dem erhöhten Dienste der Kunstfertigkeit und der Gedankenarbeit zu dienen. Ein Lebensbild der Gegenwart im großen Stile! Schwarzberußte Arbeiter begegnen uns, deren aufgerollte Hemdsärmel die Stahlmuskeln des arbeitgewohnten Armes sehen lassen. Einige sind wahre Cyklopengestalten, die aber nicht, wie weiland Polyphem, mit einem Auge auf der Stirne umherrennen und Menschen fressen, sondern mit zwei hellen, klaren Augen freundlich dreinschauen und sich mit Käse, Brot und Fleisch begnügen, höchstens, daß sie einen magenverbessernden Schnaps dazu nehmen. Tag für Tag gehen sie mit frischem Muthe dem gewohnten Kampfe mit den Fährnissen und Beschwernissen ihrer Thätigkeit entgegen, sei es die kochende Glut des Schmelzofens, der funkenspritzende Dampfhammer, oder der dunkle Stollengang, die, so lange der Arm nicht versagt, ihnen den Broterwerb sichern.

Nun wollen wir uns Stollberg ansehen.

Die Industrie Stollbergs datirt ebenfalls von der Ausweisung der Protestanten aus Aachen, im Jahre 1614, als die Spanier unter Spinola die Stadt einnahmen und die Katholiken die ihnen von den Protestanten entrissenen Rathsstühle wieder einnahmen. Ganz besonders siedelten sich die Messingfabrikanten in Stollberg an. Dort hob sich diese Industrie zu einer hohen Blüte, und im Jahre 1819 wurden in 50—60 Oefen schon 13000 Centner Messing gegossen. Die Messingfabrikation zog auch allmählich die Stecknadelfabrikation, die 1615 in Aachen eine Innung erhalten hatte, zum Theil nach Stollberg. Damals wurde der Draht noch aus Altena und Nürnberg bezogen. Wie bedeutend früher schon die Stecknadelfabrikation war, das bezeugt die Thatsache, daß im Jahre 1813 Aachen allein schon 3000 Centner Eisendraht zu Stecknadeln verarbeitete. Als jedoch im Anfange der Dampfkraft in Aachen die erste Stecknadelfabrik entstand,

bezog sie den sämmtlichen Messingdraht aus Stollberg. Der dort lagernde geeignete Sand zog die Glas- und Spiegelfabriken dahin. Dennoch ist die Industrie Stollbergs und Aachens eng zusammen verwandt. Die Spiegelglasfabrik, die große chemische Fabrik Rhenania und viele andere Häuser haben ihren Hauptgeschäftssitz in Aachen und Burtscheid. Hüben und drüben wird dasselbe fabrizirt und sich in den Rohstoffen ergänzt, die Statistiken verschmelzen sich gänzlich. Wie groß allein die Fabrikation der Stecknadeln Aachens und Stollbergs insgesammt ist, erhellt daraus, daß drei Fabriken, ausgerüstet mit 72 Pferdekraft Dampfkraft und 754 Arbeitern, 1900 Millionen Stecknadeln jährlich fabriziren. Bei dieser Massenerzeugung ist es ja kaum mehr der Mühe werth, sich um eine zu bücken, um sie von der Erde aufzuheben. Die Glasfabrikation liefert in drei Fabriken mit 840 Pferdekraft Dampfkraft und 1095 Arbeitern 90000 qm polirtes Spiegelglas, 187500 qm Fensterglas und 1250000 kg Hohlglas. Da schadet ein Hagelwetter nicht mehr, wenn's nicht gar zu bunt wird. Das Hüttenwerk „Rothe Erde" verarbeitet mit 900 Mann jährlich ca. 24 Millionen kg Eisen, vom Drahtstift aufwärts bis zur Eisenschiene. An diese genannten Werke schließen sich noch, ganz besonders in Stollberg, eine Menge großartiger Werke an, als chemische Fabriken, feuerfeste Steinfabriken, Zinkhütten, für Eisenbahnbedarfsartikel, Gerbereien und dergleichen. Nun tritt die Kohlengewinnung der Jade und des Wurmrevieres noch hinzu. Von der hiesigen Kohlengewinnung nähren sich ungefähr 14700 Menschen. Im Jahre 1874 erstreckte sich die Ausbeute auf 15 Millionen Centner; da kann man sagen:

Der Bergmann steiget kühn hinab
Zu den verkohlten Palmen,
Dort schreitet er durch manches Grab,
Umrankt von Schachtelhalmen.
Wo einst die Woge hat gerauscht,
Er muthig Nacht um Sonne tauscht,
Doch manchmal auch für immer.

Hier dürften wir einen geognostischen Rückblick auf die Verhältnisse der Kohlenlager der Gegend werfen. Die untere Abtheilung der Kohlengruppe besteht aus einem einfachen, geschlossenen Kalksteinlager, dem Kohlen- oder Bergkalk, das oft eine Mächtigkeit von 240—300 m hat. Diese Kalke kann man an der Eisenbahn von Aachen nach Altenberg, der bedeutendsten Zinkstätte (vieille montagne) in den Einschnitten beobachten. Dem Kohlenkalke folgt unmittelbar das aus Schichten von Schieferthon, Sandstein und Konglomerat bestehende Steinkohlengebirge, welches oft zahlreiche und bis 2 m mächtige Steinkohlenflötze enthält. Diese Flötze füllen als oberste Schichtabtheilung die langen tiefen Falten und Mulden aus, zu welchen das Gebirge zwischen Eupen, Langerwehe und Herzogenrath zusammengepreßt ist. An manchen Stellen treten diese Flötze offen zu Tage, an anderen Stellen werden sie dagegen mit tertiären, diluvialen und alluvialen Ablagerungen bedeckt. Nur zwei dieser Mulden besitzen eine ausreichende Tiefe, die wechselnde Schichtenfolgen mit zahlreichen Steinkohlenflötzen in sich aufnehmen, an der Jade bei Eschweiler und an der Wurm, nördlich von Aachen. Die Eschweiler Mulde hat jedoch bessere Verhältnisse für die Gewinnung, da sich hier nicht so viele erschwerende Sattel einschieben wie in der Aachener Mulde. Auch hat die Eschweiler Mulde ausschließlich Fettkohle, wohingegen das Wurmrevier bei Aachen, mit geringer

Ausnahme, nur magere Kohle birgt. Man schreibt diese letztere, schlechtere Eigenschaft der Wurmrevier-Kohle zu, weil sie nur von schwachem, jungem Gebirge bedeckt sei. Die Flötze an der Jade liefern schön erhaltene Pflanzenabdrücke, weniger die des Wurmreviers. Auch findet man sehr häufig Fossilien einer marinen Gattung angehörig, in den Mulden, daher die sie umschließenden Schieferthone ebenfalls marinen Ursprungs sein müssen. In der Richtung nach Belgien und Holland hat sich das Kreidegebirge auf die Kohlenflötze gelagert, östlich von der Eschweiler- resp. Jademulde, auf Schleiden und Gutenheide zu, überlagert die Kohle eine so starke tertiäre Bedeckung, daß man sie dort trotz den vielen und tiefen Bohrversuchen noch nicht erreicht hat.

Treten wir nun nach dieser Exkursion in die Unterwelt wieder in den goldenen Sonnenschein des Lichtes und wandern durch Stollberg. Stollberg ist eine langgestreckte Stadt an dem Jadeflüßchen hinauf und voller Leben und Schaffen, wohin man nur sieht. Eine Zweigbahn führt bis beinahe ans obere Ende der Stadt und erleichtert den großartigen Transport und Verkehr. Seine 10,500 Einwohner treten arbeitgewohnt mit gleicher Freudigkeit an den Amboß wie zum Schmelzofen, fahren mit gleichem Muthe in den Erzstollen wie zum Kohlenschachte. Auch ein in Ruinen zerfallenes Schloß besitzt Stollberg, welches ein Jagdschlos Karl's des Großen gewesen sein soll. So heiligt der Nachruhm eines großen Mannes jeden Ruinenstein, und überall feiert ihn die Nachwelt in Sage und Lied. Selten zeigt sich das Leben den großen Männern freundlich, doch der Tod windet ihnen unvergängliche Kränze der Erinnerung.

Hier in Stollberg schließen wir unseren heutigen Rundgang, nachdem wir durch die Extreme der scheinbar unthätig versumpfenden Natur der hohen Venn geschritten sind, doch rund um das Moorgefild herum den größten Fleiß gefunden haben, als gälte es mit Dampf- und Muskelkraft eine Ausgleichung des dort scheinbar Verlorenen hervorzubringen. An dem Fuße einer seit Jahrtausenden schlafenden, versunkenen Torfmasse ein Cyklopengeschlecht der Arbeit!

Les extrêmes se touchent, werden die Wallonen sagen. —



Römisches Feldzeichen, gefunden im Kastell bei Nieder-Biber. (Zu S. 249.)



Der runde Thurm zu Andernach.

Rheinfahrt von Koblenz bis Bonn.

Neuwied und Umgebung. — Andernach und seine Geschichte. — Burg Hammerstein und Schloß Rheineck. — Sinzig und Linz. — Rolandseck und Nonnenwörth. — Königswinter und Godesberg.

Auf dem schlanken Kahne fuhren
Lustig wir hinab den Rhein;
Thal und Berg und Burg erglänzten
Blau im duft'gen Morgenschein.

An den Ufern Thürm' und Städte,
Blitzend schien die Sonne drauf,
Bunte, sonntagsfrohe Menschen
Grüßten jauchzend unsern Lauf.

Auf dem Decke klangen Lieder,
Jubelnd kreiste der Pokal;
Leicht dem Augenblick ergeben,
Dachte Keiner seiner Qual.

So beschreibt Müller von Königswinter, der besten Söhne des Rheinlandes einer, eine fröhliche Rheinfahrt, und ihr folgend, besteigen wir das elegante Halbdeck des Dampfers „Loreley" und fahren fröhlich hinaus in den Morgennebel, der auf den Wassern des Stromes gleich einer drückenden Decke liegt. Im Nebel tauchen die Bastionen des Ehrenbreitsteines auf, den Nebel kaum

durchbrechen die im Morgenstrahle erglänzenden Thürme der St. Castorkirche. Während das rechte Ufer noch eine Zeit lang seine Plateauhöhe behält, liegt die linke Seite in weiter Senkung vor uns; man nennt die von den Eifelbergen in weitem Halbkreis umschlossene Ebene das „Neuwieder Becken“. Zwischen zwei langgestreckten flachen Inseln mitten hindurch geht jetzt die Fahrt; Nieder-Werth heißt die zur Rechten. Einst stand auf dem Eilande eine Cisterzienser-nonnenabtei, gegründet 1242, jetzt hat der Staat auf ihrem Grund und Boden eine Kretinenanstalt errichtet. Noch einen Blick zurück auf das im lieblichen Grunde gebettete Vallendar mit seiner neuen, von Lassaulx erbauten Kirche, dann erscheint vor uns ein langgedehnter Thalgrund, aus dessen Tiefe alte Burgen melancholisch auftauchen. Es ist das Thälchen der Sayn, die hoch herabkommt vom Westerwalde, die römisch-gallische Sequana, die Cäsar vielleicht schon von Engers hinauf zog, die Sueven mit seinen Legionen zu züchtigen. Wo der ein-same Bergfried der Isenburg auftaucht, vereinigt sich der Waldbach mit dem Isar- oder Iserbach und fließt dann vorbei an Schloß Sayn nach Süden dem Rheine zu, der ihn zwischen Bendorf und Engers willig in sein Bett aufnimmt. Die Sayn und die in gleicher Richtung vom Westerwalde kommende Wied bildeten vormals den Engersgau, der im Norden vom Auelgau, im Süden vom Einrich, im Westen vom Maiengau umgeben war. Aus diesem Gau gingen die alt-fürstlichen Häuser Sayn, Isenburg und Wied hervor, deren verfallene Stammsitze, jetzt eingehüllt in den Rauch qualmender Essen, im Halbkreise vor uns liegen. Aus den Saynern entstanden die Sponheimer, aus den späteren Wiedern die Isen-burger und Runkeler. Unter preußischer Hoheit bestehen hier noch wiedische Be-sitzungen; Sayn und Isenburg herrschen jetzt dagegen an der Eder und am Main.

Burg Sayn liegt zwischen Sayn und Brex (950 Brachysa) auf hohem Felsen, nach der Tradition vom Grafen Eberhard im 10. Jahrhundert ge-gründet. Mit Graf Heinrich III., dem Großen, ging 1247 das alte Geschlecht der Sayn zu Grunde; aus Unachtsamkeit soll er seinem einzigen Sohne den Schädel eingedrückt haben. Als Erben folgten die Grafen von Sponheim, aus denen das Haus Birkenfeld und der jetzige regierende Zweig der Dynastie Wittelsbach hervorging. Ein Zweig der Sponheimer nahm Ende des 13. Jahr-hunderts den Namen „Grafen von Sayn“ wieder an, von ihnen stammen auch die jetzigen Fürsten von Wittgenstein ab. 1849 erbaute der Fürst Sayn-Wittgenstein auf der Grundlage einer alten Ruine, welche am Fuße der ver-fallenen Stammburg lag, ein neues, prächtiges Schloß. Schon September 1850 war der Bau, den das Fürstenhaus jetzt noch bewohnt, hergestellt. Das Innere schmücken werthvolle Oelgemälde von Vernet und Decamps, von Wapers und Mörenhout. Die Schloßkapelle, im gothischen Stile erbaut, zieren goldene Reliquienkasten, ein Münchner Glasgemälde, eine Madonnenstatue aus Marmor und ein Christusbild aus Elfenbein. Den weiten Park beleben schnell-füßige Damhirsche, im Dunkel bergen sich die Ruinen älterer Gebäude. Dicht am neuen Schlosse erheben sich die Schlöte der „Sayner Hütte“, die Kurfürst Clemens Wenzeslaus 1769 ins Leben rief. Fast ganz von Eisen ist das geschmackvolle Gebäude aufgeführt, das wieder Eisen und Stahl liefert. Die Hütte gehört jetzt dem Eisenkönig Krupp von Essen, und sie produzirt kunstvolle Gußwaaren, Stahlgeschütze und Kriegsmaterial. Weiter oben im Brexthale liegt die ehemalige Prämonstratenserabtei Sayn, von Graf Heinrich II. 1201

gestiftet; in ihren Räumen liegt jetzt die evangelische Kirche, das Schul- und Pfarrhaus. Oben über den Bergrücken, den Saynthal und Wiedbach scheidet, zog vor anderthalb Jahrtausenden der Grenzgraben der Römer, der limes Romanus. Im Halbkreise streckt er noch seine Linien, tief vergraben im Walde, angelehnt an Burg Sayn und Schloß Braunsburg nach Nordwest und Südost; noch ragen die Grundmauern manch gewaltigen, mörtellosen Thurmes hervor, und das Andenken des Volkes nennt der Römer Vertheidigungswerk „die alte Burg".

Unterhalb des Städtchens Engers ragt am Strome das seit 1758 im Zopfstil erbaute, weitläufige Schloß der Kurfürsten von Trier; die praktische Neuzeit hat in diese Räume seit 1863 die Kriegsschule für das 7. und 8. Armeecorps verlegt, und wo sonst im Parke Schäfer und Schäferinnen sich zierten und girrten, erschallt jetzt strammes Kommandowort der einübenden Offiziere. Auf der Weiterfahrt längs der flachen Ufer, auf denen die gewaltigen Massen der aus dem Bimsstein gewonnenen Engerser „Sandsteine" uns entgegenschimmern, leuchtet von den Bergen, die im Norden den weitern Kranz beginnen, Schloß Monrepos entgegen, die Sommerresidenz der Wied'schen Familie, umgeben von hochragendem Buchenwalde, mit dem weiten Blicke auf die Neuwieder Ebene, welche die Eifelberge, der Westerwald und des Hunsrücks Ausläufer als Ränder umgeben.

Zur Linken erscheint jetzt Weißenthurm mit viereckigem Wartthurm, errichtet vom Trierer Erzbischof Kuno von Falkenstein an der Mündung der Nette zum Grenzzeichen zwischen Köln und Trier. Von seiner Gründung heißt es in einem alten Berichte also:

„Ertzbischoff Cuno von Falkenstein bauete nebst dem Cunen-Engers auch diesen Thurm, und sperrte die Straß mit einem dabei aufgeworfenen Graben, worüber eine Bruck den Reisenden den Durchzug gab. Anfangs stand bei dem Thurm und Graben nur ein Haus für die Thürmer, das ist für die Thurmwächter, dahero scheint es heißt das Ort am Thurm, des Orts Einwohner heißen die Thürmer. Nach und nach ist das Ort angewachsen zu gegenwärtiger großer Gemeinde. In diesem Thurm ist eine Wohnung, jedoch schlecht, in welcher der Thurm-Mann wohnet, welcher von verschiedenen Gemeinden etwas an Geld jährlich erhaltet; diesen ernennet der zeitliche Amtmann. In diesem Thurm ist unten in der Felse ein Gefängniß, in welches man mit einer Leiter steigen muß, zwei andere sind in der Mitte, welche wohl verwahrt sind, und zur Bestrafung der Unterthanen dienen, oben auf ist ein Zimmer, so man einheitzen kann, und für jene, welche geringere Verbrechen begangen haben, gebrauchet wird. Gegen dem weißen Thurm über war nur ein Haus, und von diesem Thurm an bis an dieses ein Schlagbaum und ein sehr enger Weg, hinter diesem Haus aber ein sehr tiefer Graben bis an den Rhein, welcher die Passage sperrete; dieses Haus ist voriges Jahr (1783) von Kurfürstl. Hofrentkammer anerkauft, abgebrochen und die Passage erweitert worden, wozu mit beigetragen hat, daß die Neuwieder Brucke hinweg geschaffet worden, so daß all Fuhrwerk aus den Niederlanden fast alle dort übernachten. Dieser Ort machet dermalen eine unterschiedene Gemeinde aus; die Gemarkung, worauf er stehet, gehört theils zu Kärlich unten zum Wasser zu, theils nach Kettig oben der Landstraß. Vor 30 Jahren hat die Gemeinde eine unterschiedene Gemarkung, welche aber bloß in einem Weidenort längs den Rhein von der Andernacher Gränze bis an den guten Mann bestehet, erhalten, der Ort stehet aber jederzeit in der Kettig- und Kärlicher Gemarkung."

Hier vom Weißenthurm aus setzte nach den Angaben des Florus (III. 10), dem eine Reihe deutscher Archäologen folgt, Julius Cäsar nach der Vernichtung der Usipeter und Tencterer über den Rhein und drang, Schrecken und Angst verbreitend, längs der Wied bis an die Wasserscheide vor in das Land der Sueven. Dederich und Cohausen verlegen zwar die Rheinübergänge nach Wesseling und Bonn, und ihnen folgt General von Veith. Allein mag immerhin der erste Uebergang der Römer streitig sein, so beweisen doch die Funde von Engers bis nach Neuwied aus der Römerzeit, daß hier von Ufer zu Ufer ein lebhafter Verkehr wogte. Hier ging 1797 General Hoche mit der Sambre- und Maasarmee über den Rhein, um kurz darauf in Wetzlar zu sterben. Er war ein braver Soldat, wenn auch die Wetzlarer Weiber bei seinem Tode sprachen: „Alleweil hot en der Deuwel geholt.“ Als Denkmal errichtete ihm seine Wittwe einen vierseitigen Obelisken vor dem Weißenthurm mit der Inschrift:

L'Armée
de Sambre-et-Meuse
à son général en chef
Hoche.

Dicht hinter der Anhöhe fließt in langsamen Windungen die Nette zum Rhein, gerade gegenüber dem Schlosse von Neuwied. Von der Hand des Botanikers Wirtgen zu Koblenz möge hier eine Beschreibung der Nette folgen, die wir dem rheinischen Antiquarius (III. Abth., 2. Bd.) entnehmen:

„Rasch strömt die Nette, das freundliche Eifelflüßchen, nach zehnstündigem, vielfach gekrümmtem Laufe, bei Plaidt aus ihrem engen Felsenthale hervor und nimmt im Dorfe den Kruster Bach mit dem Abflußwasser des Laacher Sees auf. Auf dem größten Theile ihres Weges hat sie sich erst Bahn brechen müssen zwischen den Lavamassen, die von den Wahnenköpfen und dem Plaidter Hummerich herabkommen, und hat mächtige Schlammlavaströme zerreißen müssen, die spätere Ausgrabungen tief in die Erde hinein durchwühlten und auf deren Ueberwölbungen der Ort Plaidt sich ausbreitet, wie Paris über seinen Katakomben. An der Rauschermühle durchbricht sie noch einmal einen mächtigen Lavastrom und schenkt dem Wanderer ein unendlich freundliches Landschaftsbild. Aber noch immer hat die Arme keine Ruhe. Die ungeheuren Bimssteinmassen, von einem noch unbekannten Vulkane in der Nähe von Laach in die Luft geschleudert und als eine mächtige Wolke bis in die Gegend von Dillenburg, Wetzlar und Gießen getrieben, haben hier sich zunächst entladen und der Nette neue Hindernisse bereitet. Wie mag die Nette in jenen frühen Zeiten hier in der Ebene herumgeschweift sein und kleine Seen gebildet haben, ehe sie sich Bahn gebrochen hat! Nun aber hat sie bald rechts, bald links die mächtigen Bimssteinschichten unterwühlt, die nun mitunter Abhänge von 6 und mehr Meter Höhe bilden. Durch diese frühzeitige Thätigkeit hat sie sich eine solche Bewegung angewöhnt, daß sie noch immer mit einer Schnelligkeit dahinströmt, deren Ursache man kaum erkennen kann. Und ungeachtet dieses schnellen Laufes und ihres reinen klaren Wassers ist sie von einer Menge von Pflanzen belebt, die wie kleine bewegliche Inseln in ihr herumfluten. Da ist in Menge der gemeine Wasserstern (Callitroche stagnalis), der flutende Hahnenfuß (Ranunculus fluitans) mit seinen schönen milchweißen Blumenkronen, der knotige Sumpfschirm

(Helosciadium nodiflorum), den die Bewohner von Koblenz lange Jahre als Brunnenkresse genossen und sich wohl manchmal den Magen daran verdarben; aber auch die echte Brunnenkresse, Veronicaarten und mannichfache Gräser beleben das Wasser und die Ufer. So strömt sie an dem tief zwischen Bäumen und Gebüsch versteckten Netter Hammer, einem Besitzthume des ehemaligen mexikanischen Bürgers D. Backhausen, vorüber. Weiter abwärts hat sie eine kesselartige Vertiefung gebildet, in der man noch die Spuren ihrer mehrfach veränderten Richtung erkennen kann. Mächtige Pyramidenpappeln strecken sich hoch in die Luft, und der feuchte Boden ist mit zahlreichen Arten, Abarten, Bastarden der Gattung Mentha bedeckt, die, ein Schrecken der Botaniker, sich in kein Gesetz, in keine künstlich aufgestellten Merkmale fügen wollten; doch scheint jetzt Licht und Ordnung auch hier einkehren zu wollen, und namentlich werden die zahlreichen, an dieser Stelle vorkommenden Formen das Ihrige dazu beitragen.

„Hier entdeckte auch Wirtgen 1843 jene merkwürdige Scrofularia, die derselbe dem der Wissenschaft und insbesondere der rheinischen Flora viel zu früh entrissenen Professor Nees von Esenbeck (gest. am 14. Dez. 1837 zu Hieres) zu Ehren als Scr. Neesii dedizirte, und die nachher durch das ganze mittlere und südliche Deutschland und in der Schweiz aufgefunden wurde. Außerdem aber finden sich hier noch mehrere seltene und schöne Formen der Gattung Verbascum und in Menge der echte Alant (Inula Helenium L.). An hohem Bimssteinufer und ausgedehnten üppigen Wiesen, in einem großen Bogen, strömt das Flüßchen hinter dem Netter Hause vorüber und durch das Gut „Zur Nette“. Dieses schöne Etablissement, dem Herrn Bianchi aus Neuwied gehörig, besteht aus einer großen Oekonomie mit Oel- und Mahlmühle, Trockenräumen für den hier stark kultivirten Tabak und ganz vortrefflichen Gartenanlagen.

„Bald trikt die Nette ins flache Land hinaus, durchschneidet die Kölner Landstraße, versteckt sich noch eine kurze Zeit zwischen Weidengebüsch und 12—15 Fuß hohen Ufern und erreicht endlich, dem fürstlichen Schlosse von Neuwied gegenüber, mit sehr seichtem Wasser den Rhein, das Bett noch angefüllt mit allen möglichen vulkanischen Produkten, die sie auf ihrem raschen Laufe mit fortgerissen und nun, wie jeder eifrige Sammler, doch zuletzt verlassen muß.“ —

Der Dampfer dreht sich in gewandtem Bogen, schrill tönt die Glocke, die Seile durchschwirren die Luft, die fliegende Brücke schiebt sich an das Ufer, und der freundliche Kondukteur der Düsseldorfer Dampfbootgesellschaft verkündet Landestation „Neuwied!“ Eine nicht geringe Menge von Bootpassagieren drängt sich herüber und hinüber. Neuwied ist eben ein verkehr- und industriereiches Städtchen von fast 10,000 fleißigen Einwohnern. Unmittelbar an den Landeplatz stößt der schattige Park des fürstlich Wied'schen Schlosses. Ein weitgedehnter, gut erhaltener Bau im hübschen Zopfstile ist dieses Schloß mit seinen Hunderten von Gelassen. Erbaut ward es ursprünglich von dem Gründer der Stadt, Graf Friedrich von Wied, nach dem dreißigjährigen Kriege, erweitert und verschönert von Graf Alexander Mitte des 18. Jahrhunderts. Ungehindert schreiten wir durch ein Seitenthor, promeniren durch die mit hochgipfeligen Platanen besetzte Allee, welche leider eine Rheinüberschwemmung ebenso wie die ganze Parkanlage stark mitgenommen hat, und besuchen das in einem Seitenbau untergebrachte Kabinet römischer Alterthümer. Der Diener in schmucker Livree öffnet die Pforte hierzu und giebt die nöthigen Erklärungen.

Die Sammlung enthält vorzugsweise die bei dem Ausgraben eines Römerkastelles am nahen Dorfe Nieder-Biber ausgegrabenen Inschriftensteine, Waffen, Schmucksachen, Werkzeuge und Thongefäße. Dort nach Norden, wir können die Stelle von einem Schloßfenster wahrnehmen, lag über Heddesdorf hinaus auf einer Bodenschwellung zwischen Wied- und Aubach ein römisches Kastell, wo die Bauern schon seit Jahrhunderten Steine brachen und altes Eisen und alte Münzen aufsuchten. Systematische Ausgrabungen veranstaltete auf diesem Kulturboden, den jetzt wieder Kornfelder bedecken, seit 1792 Ingenieur-Hauptmann Hoffmann, dem seit 1823—1826 Dr. Hundeshagen und Dr. W. Dorow folgten. Die Ausbeuten dieser Untersuchungen sind hier vereinigt; die literarischen Resultate haben Hoffmann und Dorow in eigenen Schriften publizirt; die Arbeit des Letzteren erschien 1827 zu Berlin unter dem Titel: „Römische Alterthümer in und um Neuwied" mit 32 Tafeln, worunter vorzügliche Pläne des Kastells und der ganzen Gegend. Das Kastell erstreckte sich danach in seiner Längenausdehnung von Süd nach Nord, mit der Front und der porta praetoria gegen letztere Himmelsrichtung. Die Ausdehnung der Länge mit der Circumvallation beträgt 830 rheinische oder 870 römische Fuß, die Breite 670 rheinische und 700 römische Fuß. Das Prätorium im Norden, das Forum in der Mitte und daneben das Quästorium wurden im Grundriß bloßgelegt; noch standen die Gußmauern mit dem felsenfesten Mörtel mehrere Fuß hoch über dem bepflanzten Boden. Die vielen verbrannten Balken und Ziegel, Gefäße und Metallwaaren gaben Zeugniß von dem Untergang der römischen Festung, welche des Volkes Mund noch als „alte Burg" bezeichnete. Hoffmann glaubte aus einer Inschrift, welche auf einem Aufsatze steht, welcher einen mit der Mauerkrone, dem Füllhorn und einer Schale versehenen Genius aus Bronze trägt, den Namen des Kastells und der angenommenen städtischen Ansiedelung als „Victoria" deuten zu können. Das Ganze hat eine Höhe von 55 cm.

Die wichtige Inschrift lautet:

IN H DO BAJOLI
ET VEXILLARRICOL
LEGIO VICTORIENSIS
IVM SIGNIFER
ORVM GENIVMD
ESVO FECERVNT
VIIII KAL OCTOBR
PRESENTE ET ALBINO
COS·
H XIIII D·S·R·

Ueber diesen Fund äußerte sich der bekannte Archäologe Heyne, Professor zu Göttingen, also:

„Das Merkwürdigste ist die Inschrift, die das Jahr 246 n. Chr. Geburt angiebt. Also unter Kaiser Philippus war Victoria ein blühender Ort. Die Schrift lese ich: In honorem Deorum Bauoli et Vexillarii Collegio Victoriensium signiferorum Genium de suo fecerunt VIII. Kal. Octobris Praesente et Albino cos. h. XIIII de suo repararunt. Brutus Präsens und Albinus waren Konsuln V. C. 999 oder 246 n. Chr. Geb. unter Kaiser Philippus.

Außer dem Aquila der Legion hatte jede Cohors ihr Vexillum und ihren Vexillifer oder Signifer. Da nun den Limes entlang mehrere Kohorten vertheilt standen, so muß unter den Signifern ein Kollegium errichtet worden sein, d. i. ein Verein."

Grotefend vertheidigt eine etwas verschiedene Erklärung, und Dorow will unter dem Victoriensis einen Ort Victoria in Britannien verstanden haben, wo Agricola seinen großen Sieg erfocht. Dem sei wie ihm wolle, jedenfalls zeigen die zahlreichen Funde aller möglichen Artefakte von der Bedeutung und der langen Behauptung des Kastells von Seiten der Besatzung, die wohl zuerst in der Cohors IV Vindelicorum bestand, von der die meisten Stempel herrühren.



Das ausgegrabene Römerkastell bei Nieder-Biber.

Von besonderer Wichtigkeit für die Zeitbestimmung sind die zahlreichen Münzen, und da das Kastell wegen seiner Intaktheit und seiner wichtigen Lage gegenüber den Sigambern und Katten nicht weniger Bedeutung für sich in Anspruch nimmt, als die Salburg bei Homburg, so sei hier für Freunde der Archäologie nach Dorow ein kurzes Verzeichniß (siehe Seite 250) der Münzfunde bis 1827 gegeben. Wohl aufbewahrt liegen sie dem Beschauer zur Ansicht in der Sammlung auf.

Unsere Aufmerksamkeit nimmt ferner in Anspruch der in Silber getriebene Schild eines römischen Kohortenzeichens (Abb. s. S. 242). Es scheint der jugendliche Caracalla oder Gordianus III. zu sein, welcher im kaiserlichen Kriegskleide, den Speer in der Linken, das kurze Schwert, Paragonium, in der Rechten, den als bärtiger Greis dargestellten Rhein mit Füßen tritt. Germanische und gallische

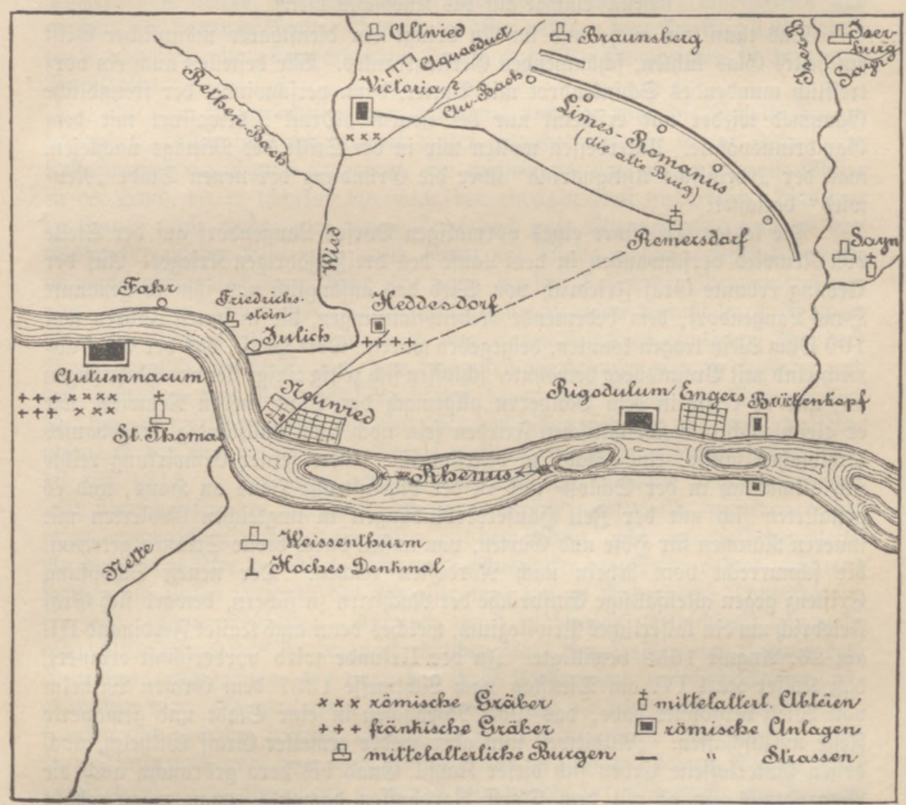
Waffen, als Schilde und Helme, Lanzen und Wurfbeile, geflammte Dolche und Kriegstrompeten, liegen dem Cäsar gleichfalls zu Füßen. Die ganze Platte, 19 cm im Durchmesser, ist umgeben von einem Eisenstab und einem gezahnten Rande.

	Gold.	Silber.	Erz.		Gold.	Silber.	Erz.
a. Familienmünzen.				Transport	1	116	132
Marcus Aurelius	—	1	—	Macrinus	—	1	—
Licinia	—	1	—	Elagabalus	—	38	—
Naevia	—	1	—	Julia Paula	—	2	—
				Aquilia Severa . .	—	1	—
b. Kaisermünzen.				Julia Soaemias . .	—	4	—
Augustus	—	2	9	Julia Maesa	—	13	—
Agrippa	—	—	1	Alexander Severus	—	67	1
Tiberius	—	1	2	Barbia Orbiana . .	—	1	—
Germanicus	—	—	1	Julia Mammaea . .	—	12	—
Caligula	—	—	1	Maximinus	—	8	—
Claudius	—	—	2	Paulina	—	—	1
Nero	—	1	3	Balbinus	—	1	—
Vespasianus*) . . .	1	1	8	Gordianus III. . .	—	16	—
Titus	—	—	1	Philippus senior .	—	10	—
Domitianus	—	1	3	Otacilia	—	1	—
Nerva	—	3	—	Philippus junior .	—	2	1
Trajanus	—	1	11	Decius	—	2	—
Hadrianus	—	1	21	Herennia	—	1	—
Sabina	—	—	2	Herennius	—	1	—
Aelius	—	—	1	Gallus	—	4	—
Antoninus Pius . .	—	7	20	Volusianus	—	3	—
Faustina senior . .	—	2	4	Aemilianus	—	2	—
Marcus Aurelius .	—	5	15	Valerianus	—	6	—
Faustina junior . .	—	—	12	Gallienus	—	6	13
Lucius Verus . . .	—	1	2	Solonia	—	2	—
Lucilla	—	1	2	Posthumus	—	3	1
Commodus	—	7	7	Claudius Gothicus	—	—	4
Crispina	—	1	—	Tetricus pater . . .	—	—	5
Pertinax	—	—	1	Tetricus filius . . .	—	—	1
Septimius Severus	—	43	1	Maximianus	—	—	1
Julia Domna . . .	—	9	2	Constantinus M. .	—	—	96
Caracalla	—	19	—	Constantius	—	—	2
Plautilla	—	2	—	Valentinianus sen.	—	—	3
Geta	—	5	—				
Transport:	1	116	132	Summa:	1	323	261

Aus Werthmetall fanden sich noch mehrere aus Silberblech gefertigte Beschläge und Ringe, dann geschnittene Steine, aus Eisen Pfeile und Lanzen, Schlösser und Riegel, Hämmer und Hobel, aus Bronze Schmuckfibeln und Ringe, eine Reihe hübscher Gefäße aus terra sigillata, mächtige Amphoren für den Weinkeller, geschmolzenes Blei, Pfriemen und Nadeln aus Hirschhorn und andere dem Ruin entrissene Werke der Menschenhand. — Wir werfen noch einen Blick auf die daneben aufgestellte Bibliothek mit umfangreichen Erdgloben, vernehmen mit Bedauern, daß die von dem Erdumfahrer Prinz Maximilian zu Brasilien von 1815 bis

*) Dieser goldene Vespasian hat den seltenen Revers cos. III. fort. red. und eine weibliche Figur (die Fortuna?).

1817 gesammelten Schätze in den Rocky=Mountains an zoologischen und botanischen sowie besonders an ethnographischen Gegenständen leider für Geld in die Ferne wandern mußten und begeben uns von den weiten Komplexen des Schlosses in die anstoßende Stadt. Breite, saubere Straßen, mit dem Signat der Neuzeit versehene Kirchen nehmen wir wahr; wir wandern vorüber an umfangreichen Fabrikgebäuden, welche der hiesigen Herrnhutergemeinde angehören, in denen das bekannte „Neuwieder Gesundheitsgeschirr“ gefertigt, sowie Fayencegefäße nach guten, alten Mustern vortrefflich imitirt werden.



Historische Punkte im Neuwieder Becken.

Mennoniten oder Herrnhuter, die sich seit 1780 hier ansiedelten und von Fürst Alexander eine Konzession für ihre Einrichtungen erhielten, bewohnen einen eigenen, hübsch angelegten Stadttheil. Da sind Kirchen und Schulen, Bet= und Logirhäuser, Armen= und Wirthshäuser erbaut. Es sind seltsame Leute mit ihrer Abgeschlossenheit und ihren eigenthümlichen Kultusformen, wenn z. B. während des Gottesdienstes Thee umhergereicht und die Generalversammlung der Gemeinde in der Sylvesternacht 11 Uhr abgehalten wird, wenn weiße Häubchen mit rothem Bande die Mädchen, mit blauem die Frauen, mit weißem die Wittwen kennzeichnen müssen u. A. der Art, aber die Assoziation, die Vereinigung

vieler Schwachen zu einem großen Ganzen, erzeugt offenbar bei den Herrnhutern, den Nachkommen der mährischen Brüder, viel Gutes, und mit Neid blicken die Neuwieder auf ihre blühenden Anstalten und Fabriken. Es ist unterdessen Mittag geworden, die Sonne reflektirt von den weißen Bimssteinquadern der schattenlosen, breiten Straßen, und wir ziehen uns zur Erquickung zurück in die nahe Bierbrauerei der Brüdergemeinde. Ein hübsch getäfeltes, aber leeres Zimmer empfängt uns; an einem Knopfe rechts am Eingange steht geschrieben:

„Willst du ein Glas vom kühlen Bier,
Drück' einmal auf das Knöpfchen hier."

Das thun wir auch, und im Nu bringt ein dienstbarer männlicher Geist ein helles Glas kühlen, schäumenden Gerstentrankes. Wir bestellen auch ein vortrefflich mundendes Schinkenbrot mit Butter, dann verschwindet der freundliche Ganymed wieder und erscheint nur bei neuem „Druck", bewaffnet mit dem Gambrinuspokale. Unterdessen wollen wir in der Stille des Mittags nachlesen, was der „rheinische Antiquarius" über die Gründung der neuen Stadt „Neuwied" berichtet:

Die letzten Trümmer eines vormaligen Dorfes Langendorf auf der Stelle von Neuwied verschwanden in dem Laufe des dreißigjährigen Krieges. Auf der Oedung erbaute Graf Friedrich von Wied das anfänglich von ihm so genannte Haus Langendorf, dem bedeutende Rebenpflanzungen, die in guten Jahren wol 100 Ohm Wein tragen konnten, beigegeben waren. Dem Hause, das der Graf abwechselnd mit Braunsberg bewohnte, schlossen sich zeitig einige kleinere Wohnungen an, und es reifte in dem Bauherrn allgemach der Plan, neben Neuwied, wie er gleich nach dem Westfälischen Frieden sein noch nicht vollständig ausgebautes Schlößchen taufte, eine Stadt zu begründen. Unter seiner Einwirkung reihte sich allmählich in der Schloß- und in der Rheinstraße Haus an Haus, und es gestalteten sich mit der Zeit Häuserverbindungen in ungleichen Gevierten mit inneren Räumen für Höfe und Gärten, von außen durch breite Straßen getrennt, die schnurrecht vom Rhein nach Nordosten reichen. Der neuen Schöpfung Existenz gegen allenfallsige Einsprüche der Nachbarn zu sichern, bewarb sich Graf Friedrich um ein kaiserliches Privilegium, welches denn auch Kaiser Ferdinand III. am 26. August 1653 bewilligte. In der Urkunde wird vordersamst erinnert, daß Kaiser Karl IV. am Dienstag nach Lichtmesse 1357 dem Grafen Wilhelm von Wied vergönnet habe, das Dorf Nordhofen in eine Stadt und gemauerte Feste umzuschaffen. „Alldieweil nun aber weder ermelter Graff Wilhelm, noch dessen hinterlassene Erben sich dieser Kayßl. Gnad bis hero gebraucht, auch die Bewandtnus, so es mit dem Dorff Nordhoffen damahls etwan möge gehabt haben, seithero durch die Zeitt so drei Secula in sich begreifft, sehr verendert worden, daß solches Vorhaben jetztmahls nicht füeglich zu werck zu richten, hiengegen eingangs gemelter Graff Friedrich zu Wiedt ahn einem wohlgelegenen Orthe der Grafffschaft Wied, unfern von dem Rhein, ein Hauß, Neuen Wiedt genannt, auffgebauet und vest darahn einen Umbgreiff außgesehen, so bereits mit verschiedenen Häußern besetzt, und wegen des Orths Bequemlichkeit auß dem Niederland, und anderen Orthen außerhalb des Reichs sich mehr Leuthe dahien zu ziehen nicht ungenaigt weren. Alß hat Uns derselbe underthänigst gebetten, Wir wolten gnädigst geruhen, ob inserirtes Kayßer Carl's Privilegium auff Neuen Wiedt, zur Erbauung einer Statt allergnädigst zu transferiren, oder

von neuem zu ertheilen. Wenn Wir dan angesehen solche ermeltes Graff Friedrichen zu Wiedt demüethig ziemliche Bitte, Hierumb so haben Wir mit wohlbedachtem Muth, guetem Rath, und rechtem Wißen, obeinverleibtes Kayßer Carl's Privilegium gnädigst confirmirt, approbirt, bestättigt, Und dasselbe auff obg. Hauß Newen Wiedt transferirt, Thuen das auch, confirmiren, approbiren, bestättigen, und transferiren Dasselbe hiemit, undt gönnen Ihme Graffen und deßen Erben, daß Sie ahnstatt des obbemelten Dorffs Nordhoffen, vorberüertes Hauß Newen Wiedt und seinen Begriff, mit Graben, Mauren, Thürmen, Erkern, Porten, und anders, wie Sie können und mögen, versehen, umbgreiffen und machen, mit ferner gnädigster Verleihung aller anderen dem Dorff und Gemeindt zu Nordhoffen, in obeinverleibten Brieff ertheilten Freyheiten, Rechten und Privilegien." —

Die Zeit ist unterdessen vorgeschritten, und um rasch die Schuldigkeit zu begleichen, drücke ich rasch dreimal hinter einander auf den Knopf, damit dem Kellermeister ein Signal zu geben. Er erscheint im Nu, aber drei volle Gläser in der Hand, die er lächelnd vor mich, den einzigen Gast niedersetzt. Was war zu thun? Ich mußte zum bösen Spiel doch gute Miene machen und die drei Gläser Neuwieder Bier noch rasch hinter die Binde gießen. Natürlich hatte ich nach solchen Leistungen keine Zeit mehr für den Besuch der Mennonitenkirche oder eines der Schulhäuser, sondern ich zog fürbaß meine Straße durch Neuwied die breitwipfelige Allee entlang nach dem nahen Dörfchen Irlich. Auf dem Wege bot sich der Blick nach dem schmucken Kirchthurm von Heddesdorf und den Häuschen von Nieder-Biber, hinter denen die Römerstadt Victoria lag. Der hohe Bergfried von Altwied blickt über das dichte Gebüsch, und hoch am Berge glänzt in der Mittagssonne die Sommerresidenz der Fürstenfamilie des Landes, die bis 1815 an der Sayn und an der Wied mit mildem Regimente gebot. Wir überschreiten den Wiedfluß auf hoher Brücke; unterhalb derselben mischt er melancholisch sein trübes Gewässer mit dem Rhein, dicht unterhalb der Nette. An das rechte Ufer der Wied grenzen die Ausläufer des Westerwaldes, während drüben am linken Gelände des Rheinstromes bis zu Andernachs Thürmen sich ein weiter Plan ausbreitet. Auf ihm ward in blutiger Feldschlacht vor mehr als 1000 Jahren der Bruderzwist zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen ausgefochten, der über das Erbe Lotharingen zwischen Beiden ausgebrochen war. Es war am 7. Oktober 876, als die Westfranken auf die Ostfranken und Sachsen trafen. Ludwig verfolgte seinen Sieg nicht, sondern ging nach Sinzig und von dort nach Koblenz, wo er sich mit seinem Bruder Karl unterredete; dann überschritt er den Rhein wieder bei Andernach, um heimzuziehen nach Regensburg; sein Brüder zog nach Metz.

Vom alten, verfallenen Schlößchen Teufelshaus oder dem Friedrichsstein meldet die Volkssage wunderbare Mären; bald soll eine Salmiakfabrik durch unsagbaren Gestank (s. v. v.) die Luft verpestet, bald sollen einige Falschmünzer den Ruf des Spukes verbreitet haben, um ungestörter ihr „königliches Handwerk" treiben zu können. Am Fischerdörfchen Fahr, wo unten im Strom die hochhängenden Netze und die langen Stangen dem Salm bittere Nachstellungen bereiten, setzen wir über den tiefflutenden Strom nach dem mit seinem stolzen Thurmwerk uns schon lange Zeit einladenden Andernach. An günstiger Stelle liegt das bis zur Römerzeit zurückreichende Städtchen. Noch meldet der Friedhof hinter den

gebrochenen Mauerzinnen der ehemals kurkölnischen Burg (aus dem Ende des 15. Jahrhunderts) am Martinsberge von der Erdbezwinger Anwesenheit hier an der Spitze des pagus Ambiativus oder Ambiatinus zu Antumnacum. Da finden sich hübschgeformte Urnen aus klingender, graublauer Masse, zarte Glasfläschchen für der Asche beigegebene wohlriechende Wasser, weite mit Figuren gezierte Opferschalen, aus Terracotta gebildete Matronenfiguren und als Obolus Großerz von Augustus und Nero, von Tiberius und Germanicus. Karl Simrock leitet den offenbar latinisirten Namen der Stadt Andernach von „an der Nette“ her, uns dünkt, noch einfacher wäre die Deutung „an dem Nachen“ mit Bezug auf einen uralten Uebergang über den Strom, für den auch der Name des Dörfchens Fahr spricht. Aehnlich wäre diese Ableitung, wie die von „Idistaviso“ von der Antwort des Cheruskers auf die Frage des Römers nach dem Namen der Oertlichkeit „id ist a wies“ — „das ist eine Wiese“. Wied und Nette, Engersgau und Maienfeld waren uralte Uebergangsstraßen und Wechselplätze für den Völkerverkehr und die Völkerwanderungen. Dafür spricht auch die mittelalterliche Bedeutung der Rheinstadt Andernach. Vom Söller ihrer Pfalz zu Andernach sollen die Merovinger dem Salmenfang zugesehen haben, der Kirchhof von Martinsberg bis zum Hange des Krahnenberges hat genug kostbare Fibeln und Broschen, Scramasaxen und Spathen, fränkische Gefäße und fränkisches Schmuckwerk geliefert, um zu erzählen von der Bedeutung des Ortes zur Karolingerzeit. Kaiser Rothbart vergab die Stadt ans Erzstift Köln; 1247 trat sie als freie Reichsstadt dem rheinischen Städtebund bei; die Erzbischöfe bestätigten im 14. Jahrhundert der Stadt die ausgedehnten Privilegien und das alte Schöffenweisthum. Im Jahre 1495 erhoben sich die Andernacher rebellisch gegen des Kurfürsten mildes Regiment. Doch im Jahre 1496 meldet die Chronik: „umbteint Pfingsten quam der Bischof von Cöln behendlich zu Andernach mit einem merklichen Gezeug Reisigen und nöthigte die Burger fast sehr, und nahm ihre Thürme und Porgen allzumal ein, so daß er da der Stadt mächtig war. Und ließ da etliche Burger angreifen und in Gefängnisse legen, der sie eine Zeit inlagen, und mußten sich zuletzt ausgelden um ihrer Ueberfahrungen willen, als man sagt und ihnen auflegte. Und der wurde auch ein Theil der Stadt verwiesen, nimmermehr darin zu kommen. Und der Bischof ließ eine Brucke machen von dem Schloß hinten ab zu Felde, um daran auf- und abzukommen nach seinem Begehren.“

Seit der Zeit war die Kölnische Burg in Andernach der Städter Zwinguri. Die Burg bestand aus der 50 Fuß hohen, viereckigen Warte mit Eckthürmchen und Schießscharten, aus Basaltblöcken zu 10 Fuß dicken Mauern vereinigt, aus einem prachtvollen dreistöckigen Palast, dessen Nordfronte noch vier große Kreuzstockfenster zeigt, einem 40 Fuß hohen, runden Thurm von 12 Fuß dicken Mauern und einer starken an den Stadtgraben anstoßenden Ringmauer. Neben der Burg erhob sich das Pfortenhaus des Koblenzer Thores, mit einem prachtvoll profilirten Thorbogen, offenbar gleichzeitig mit der Burg, etwa 1495 erbaut. Zwischen dieser Thorfaçade und der Eckbastion lag noch ein viereckiger Thurm. Die Ringmauer war, wie noch einzelne Trümmer dem Beschauer zeigen, 20 bis 30 Fuß hoch und über 4 Fuß dick; hinter ihr lief eine auf Bogen getragene Brustwehr, welche den Bering beherrscht. Dies herrliche Bauwerk sprengten die Franzosen im Jahre 1689. Kaum hatte sich die Stadt von den Schrecknissen des Dreißig-

jährigen Krieges etwas erholt und zählte 1656 wieder 406 Gebäude, als die abziehenden Franzmänner die Fackel der Zerstörung in den festen Platz warfen. Genöthigt durch die Fortschritte der Brandenburger, die Stadt zu verlassen, plünderten sie die Häuser, sprengten das Schloß und die Festungswerke; „die Franzosen beraubten die Statt aller ihrer Stücke und Doppelhacken und schleppten solche nach Montroyal. Den 1. Mai 1689 Nachts um 12 Uhr zündeten sie dieselbe an sechs Orten zugleich an, daß also von der ganzen Stadt nicht mehr als 74 Häuser stehen blieben." Nur das Riesenwerk des „runden Thurmes" am Nordende der Stadt, der 1448 den Bürgern 4501 Mark 11 Schilling 5 Heller 5 Pfennig gekostet hatte, versuchte ihr Pulver umsonst zu vernichten. Noch sieht man in seiner Dickung die Sprenglöcher. Seitdem verfiel Andernach, bis der neu erwachte Verkehr der Neuzeit sein Füllhorn auch über das Städtchen auszuschütten begann. Es erfreut sich wieder der verlorenen Gunst der Lage, und der seit 1554 errichtete Rheinkrahn knarrt den ganzen lieben Tag, um die Schiffe mit den Lasten von Mühlsteinen und Traß zu befrachten, die auf der neu eröffneten Zweigbahn von Niedermendig aus nach Andernach gelangen und hier zu Schiff geladen werden.

Wenig ist zu merken von dem alten Stolz der freien Reichsstadt im Innern derselben. Krumm und winkelig sind die Straßen, und mancher Düngerhaufe erinnert an die ländlichen Gewohnheiten der ehemaligen Reichsbürger. Den Glanzpunkt der Stadt bildet am Nordende die romanische Pfarrkirche mit ihren zwei mächtigen Westthürmen, deren altersgraue abgeschrägte Häupter der Reichsstadt Aufblühen schon im 13. Jahrhundert den Rheinfahrern verkündete. Es ist ein Muster des rheinischen Uebergangsstiles, diese aus dunklem Tuffstein erbaute Pfeilerbasilika, mit den eigenthümlichen Bildkapitälen, dem schönen Tympanonrelief, dem hohen Chore und dem alterthümlichen Thurm an seiner Nordseite. Der letztere soll noch von der unter Ludwig dem Kinde erbauten Kirche herrühren. Die jetzige mag nach dem Architekten Lassaulx zu Anfang des 13. Jahrhunderts erbaut worden sein, vielleicht von Erzbischof Johann von Trier, welcher 1212 das Patronatrecht derselben erkaufte. Dicht in der Nähe bewundern wir das Wunderwerk des „runden Thurmes". Um einen runden Unterbau von 105 Fuß Höhe und von 15 Fuß Dicke erhebt sich ein achteckiger Oberbau von weiteren 75 Fuß, der nach allen Seiten gegiebelt und durch ein Spitzdach gekrönt ist. Schweden, Kaiserliche, Franzosen probirten an ihm umsonst die Macht ihres Pulvers. Eine Merkwürdigkeit, wegen der sich die Gelehrten früherer Jahrhunderte, Gesenius, Browne und Minola stritten, soll das hier befindliche Grab Kaiser Valentinian's sein. Nach Gottfried von St. Pantaleon soll der Leib dieses Kaisers um 1174 von Feldarbeitern in der Nähe Andernachs gefunden worden sein. „Eodem anno apud Antonacum quidam fodientes corpus Valentiniani imperatoris invenerunt, sicut in subscriptione denarii, qui una secum repertus est, continebatur, ad caput quoque ejus corona, ad pedes vero urna, ad latus autem gladius rubigene peraesus, aureum habens capulum et lapidem Victoriae, est inventus, qui gladius imperatori ad inspiciendum delatus." Mit Recht führt Minola an, die Fundumstände deuteten eher auf das Grab eines Frankenkönigs, als das eines römischen Imperators; keiner von den drei Valentinianen ward übrigens auf deutschem Boden beigesetzt. Auf der weiteren Wanderung durch die Straßen der Stadt

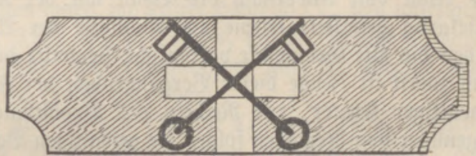
nehmen wir oberhalb eines Brunnens mit zierlichem Eisengeländer das Wappen Andernachs wahr, ein Kreuz geschnitten von zwei Schlüsseln, und lassen uns in das sogenannte „Judenbad“ führen. Im Hofe des alten Rathhauses steht ein unterirdischer Bau, ein architektonisches Räthsel; er hat bei einer Tiefe von über 35 Fuß die Gestalt eines viereckigen Thurmes. Das Innere ist durch Gewölbe in dreifache Räume getheilt. Das oberste davon reicht etwa 5 Fuß über die Oberfläche des Hofes, über der Sohle des untersten steht Wasser, welches mit dem Rhein steigt und fällt. Die beiden unteren Gewölbe haben in der Decke viereckige Oeffnungen, durch welche spärliches Licht einfällt. Lang und Minola wollen in diesem sonderbaren Bau ein römisches Bad erkennen, wofür am Ende die in unmittelbarer Nähe gefundenen römischen Gefäße und Skulpturen zu sprechen scheinen, die mit mittelalterlichen Resten, Bildern und Instrumenten, Waffen und Geschirr, in einem Gelaß des Rathhauses aufgestellt sind. Lassaulx hat den Bau für ein Judenbad erklärt, bestimmt zur Reinigung der Frauen, wie sich solche ähnlich zu Koblenz, Friedberg, Speyer, Worms vorfinden. Eine Reihe von triftigen Beweisen hat Prof. Braun 1853 für die Ansicht beigebracht, daß wir in diesem Gebau nichts Anderes zu erblicken haben, als ein mittelalterliches unterirdisches Gefängniß, wie sie ähnlich die lex Longobardica verordnete. Die unter Wasser stehende unterirdische Zelle sollte besondere Malefizverbrecher nach den humanen Ansichten jener Zeit durch Nässe und Kälte mürbe machen. Das jetzige Rathhaus ist seit 1574 erbaut; das ältere war neben dem Hofraum gestanden, von welchem aus man in das sogenannte Judenbad hinabsteigt. Es bildete sonach einen Theil dieses städtischen Gebäudes. Der Name „Judenbad“ entstand in der Verfolgungszeit der Juden; da gab man diesem vergessenen und wieder aufgedeckten räthselhaften Bau diesen Unnamen.

Nun laßt uns diese Erklärung für probat erklären, und wollen wir nun nach so mancher Anstrengung im gastlichen Hause von Herrn Hackenbruch die Alterthümer seines Kellers untersuchen. Auch solche „Studien“ sollen am Rhein ja außerordentlich lohnend sein. Neugestärkt durch edlen „Dollenberger“ oder „Ahrbleichert“, laßt uns den rheinischen Antiquarius hernehmen und dort III. Abth. 4. Band beurkunden, was Weyden über das Aussehen der uns rasch lieb gewordenen Stadt in früheren Zeiten schreibt. Auch andere interessante Notizen finden sich daselbst für unsere Belehrung.

„Im 16. Jahrhundert bot die Stadt Andernach von außen noch ganz den ernsten Anblick einer starken Festung dar. An der Nordrheinseite erhob sich kühn der starke runde Thurm mit Schießscharten und Wachthaus versehen, während an der Südseite ein festes, freistehendes, gedecktes Bollwerk mit vier Eckthürmchen, das sogenannte Zollhaus, das auch das kurkölnische Wappen trug, aus starken Grundmauern, gleich einer Eisbreche, emporstieg. Breite Gräben umgaben die ganze Stadt, mit Wasser versehen durch den aus dem Gebirge kommenden Schafbach, der hinter dem Zollhause, wo er in den Rhein fällt, im Stadtgraben eine jetzt abgebrochene Mühle trieb. Die Südseite der Stadtmauer war durch einen starken viereckigen Thurm, das außerordentlich feste, auch mit starken Erkerzinnen versehene Burgthor und die erzbischöfliche Burg geschützt. Nach der Westseite schützten acht viereckige gedeckte Thürme und das Kirchthor, und nach der Nordseite zwei feste Thürme des Kölnerthors, nah an dem großen Wartthurme, die Stadt. Das Innere der Stadt hatte

wenig Reizendes, die Straßen waren eng, nur theilweise gepflastert, sehr viele Häuser von Holz und sogar noch mit Stroh bedeckt, und selbst an einigen Häusern befanden sich die Abtritte noch auf der Straße. Das geht aus der im Jahre 1582 am 29. Nov. aufgestellten Polizeiordnung hervor, wo in einem Artikel geboten wird, die Strohdächer auf Häuser und Ställen in 14 Tagen abzubrechen, die nicht mehr geflickt werden sollen, und auch die so gelegenen Abtritte unter Strafe von 5 Mark für das Geschütz. Es wird auch den Bürgern unter Gefängnißstrafe verboten, ihre Kinder an den Thüren betteln gehen zu lassen. „„Item verbeut Rhaidt das überflüssige lange Fressen und Sauffen mit großen Potten und Glaseren Strichvoll, in ein Soffaus uff Gesountheit oder wie solches zugehe, geschehe oder Namen haben mag." " —

Ein vortheilhafteres Bild von Andernach entwirft, über ein Jahrhundert später, der Reisende Blainville (10. April 1705). „Wir hielten uns eine halbe Stunde zu Andernach auf, einer von den alten Festungen, welche Drusus gebauet hat, um die Deutschen im Zaum zu halten. Man glaubt, daß sein Sohn Caligula hier geboren wurde. Diese Stadt sowol als Linz ist churkölnisch, und die beste unter allen, welche wir nach Bonn gesehen haben. Es sind drei ansehnliche Klöster darin und verschiedene andere Kirchen. Die Hauptkirche hat zween hohe doppelte Thürme, die denen von Unser lieben Frauen zu Paris nicht unähnlich sind.


Stadtwappen von Andernach.

„Andernach ist mit einer starken wohlvertheidigten Mauer umgeben, daher die französischen Maroden sich hüten, hier dergleichen Ausschweifungen zu begehen, wie zu Sinzig. Zwo Compagnien Soldaten, welche das Cölnische Domcapitel hier hält, würden sie mit warmen Pillen empfangen. Im Jahre 1632 brachte ein Theil von des Königs von Schweden, Gustav Adolf's, Armee nur drei Tage mit ihrer Einnahme zu, ungeachtet eine Besatzung von 800 Mann darin lag. An einem Winkel von der Mauer steht noch ein alter Thurm, von welchem man vorgiebt, daß er von dem Drusus, des Tiberius Bruder, als er in Deutschland Krieg führte, gebauet worden. Er siehet bald aus wie der Torre d'Oro, oder der goldene Thurm zu Sevilien, an dem Ufer des Guadalquivir, oder der alten Bätis, von welchem die Einwohner glauben, daß ihn Julius Cäsar gebauet habe."

Ueber die Landessprache schreibt eben daselbst N. Becker: „Merkwürdig bleibt dieser Ort wegen der auffallenden Veränderung der Menschen, ihrer Sprache und Lebensart. Sowie man bei Weißenthurm über die Nette geschritten ist, befindet man sich auf einmal in einem ganz neuen Lande. Die Sprache wird platter und sanfter, als man sie weiter hinauf hört. Das schneidende Gekreisch der Koblenzer hat sich in ein melodisches Gurgeln verwandelt, das dem Ohr fast eben so wohl thut, als die sanften Töne der Westfälinger und Niedersachsen.

„Merkwürdig ist die Veränderung der Sprache hier am Rhein. Oben in Mannheim spricht man anders als in Mainz; in Mainz anders als in Koblenz; und der Koblenzer, der doch ohne Vergleich in dieser ganzen Gegend am schlechtesten spricht, nimmt sich sogar heraus, über die Sprache des Westerwälders

und Maienfelders zu spotten.“ So ganz ausgemacht ist es doch nicht, daß der Koblenzer am schlechtesten in der ganzen Gegend spreche. Im Gegentheil wird in einer illustrirten Zeitung, gedruckt in dem Jahre 1857, der Koblenzer Dialekt als einer der wohlklingendsten, angenehmsten gerühmt: in verwandter Weise hat der Schwede das Sprüchwort Han är hastig som en Tysk, er ist hurtig, wie ein Deutscher, während der Franzose spottet: lourd comme un Allemand. Becker fährt fort: „Was ist die Ursache dieses auffallenden Unterschiedes? wirst du fragen. Es wäre leicht von der Sache zu kommen, wenn man die Ursachen in der Erziehung und der Verschiedenheit des Klimas suchen wollte. Es ist nicht zu leugnen, daß jene vorzüglich mitgewirkt hat, diese Menschen von einander zu scheiden, und daß dieses nebst den verschiedenen Arten der Getränke, die hier genossen werden, im Stande ist, die Sprachorgane geschmeidiger oder ungeschickter zu machen. Auf dem Hunsrück haben wir drei Dörfer (die drei Steinmoich) gefunden, deren Bewohner alle (wie die von Capellen) das R nicht aussprechen können, und doch sprechen es alle ihre Nachbarn ohne Anstoß aus. Die geläuterte Bergluft (denn die Dörfer liegen so hoch als keines in dieser Gegend) und das Wasser sollen die Ursache davon sein.“

Hinter Andernach beginnt zu beiden Seiten des Stromes die hohe Barrière des Gebirges; wir stehen vor dem zweiten Durchbruchsthal des Mittelrheines. Es reicht von Andernach bis Bonn mit der kleinen Unterbrechung durch die kesselartig gestaltete Ebene am Ausflusse der Ahr. Zur Linken und Rechten haben die alte Grauwacke vulkanische Produkte durchbrochen und gespalten. Vor uns zuerst ist Zeuge dieser Vergangenheit der Fornicher Kopf, ein vulkanischer, gewaltiger Krater, zur Rechten des Brohlthales; zwischen Unkel und Erpel gegenüber von Remagen folgen die gewaltigen Basaltbrüche, und den Schluß der ehemaligen vulkanischen Erhebungen bilden die kühnen Trachytkegel des Siebengebirges. Unterhalb Godesberg und Königswinter beginnen wieder die diluvialen Gebilde der Rheinebene, und nur von niederen Hügelketten begleitet bewegt sich der Strom frei von den Fesseln des Vulkans und der Gäa hinaus in die unendliche rheinische Tiefebene. — Von ziemlicher Eintönigkeit ist im Ganzen die Strecke von Andernach bis Sinzig, die wir jetzt zu durchmessen haben. Zur Linken niederes Buchen- und Eichengebüsch, selten dazwischen eine entrindete Schälwaldung, zur Rechten von der Südsonne bestrahlt an den Hängen des Schiefergesteines die Pfähle, um die sich die Rebe, mit ziemlich saurem Safte begabt, üppig herumschlingt. Hinter dem Krahnberg treffen wir auf das inmitten einer kleinen, fruchtbaren Aue gelagerte Namedy. Den Namen wollen Gelenius und Minola von „a nomine Dei“ ableiten, besser begründet erscheint die Annahme, daß er auf gallischen Ursprung zurückgeht. Bekannt ist das liebliche Oertchen durch sein schwunghaft betriebenes Flößergeschäft sowie durch das Burghaus der alten rheinischen Ritterfamilie „Husmann von Andernach“. Der älteste Husmann, der 1211 verstarb, hat in der Klosterkirche einen Grabstein mit der Inschrift:

MCCXI obiit nobilis d. Gerhardus dictus Husman miles
de Andernaco.

Unter Bäumen liegt die ehemalige Klosterkirche verborgen, ein zierlicher Bau der Spätgothik mit schlanken Säulen und farbenprächtigen Glasgemälden. Von dem sicheren und bequemen Ankergrund des Dörfchens aus, der die

natürliche Veranlassung zur Anlage von größeren Werften für die mächtigen nach Holland gehenden Schiffsflöße ward, setzen wir auf flinkem Nachen auf das rechte Rheinufer über. Zur Rechten liegt Leutesdorf mit seinen alterthümlichen Gebäuden und seinen verfallenden Thorfaçaden, zur Linken erreichen wir von Gottes lieber Sonne beschienen die traulichen Häuser von Ober-Hammerstein. Die Kirche hier im Orte repräsentirt drei Bauperioden; der Chor mit seinem Rundbogenfries entstammt dem 12. Jahrhundert; auf dem viereckigen Unterbau ruht ein achteckiger Oberbau aus gewaltigen Tuffquadern erbaut. Das Mittelschiff gehört dem 16. Jahrhundert, die Seitenschiffe dem Zopfstile des 17. Jahrhunderts an. Leider geschieht für die Restauration der Kirche nicht viel. Wir werfen einen Obolus in die Sammelbüchse hinter der Pforte und wandern dem mächtigen Grauwackenfelsen zu, der dem Strom ein gebieterisches „Halt“ zuzurufen scheint. Die wenigen Trümmer des Beringes und der Halbthürme von Hammerstein sehen aus wie mit dem Fels verwachsen. Durch die hochgewachsenen Weinberge hindurch führt der schattenlose Fußpfad vom Rücken des Gebirges zu den wenigen Trümmern der Burgruine. Kaum dringt der Fuß die Rampe hinan durch der Schlinggewächse Hemmniß hindurch. Verlassen und verfallen ist die Stätte, wo ehemals Graf Otto vom Stamme der Salier seiner Irmengard die treue Liebe bis zum Tode bewahrte, wo vormals das Gaugericht im Engersgau abgehalten ward, wo Kaiser Heinrich IV., sein unseliger Nachkomme, Schutz fand vor der Tücke seines Sohnes, wo die Könige oftmals die Reichskleinodien verwahren ließen, wo Jahrhunderte lang die Grafen von Hammerstein getreulich hielten „die Wacht am Rhein“.

Jammervoll, voll Gestrüpp und Dornen sind die Trümmer dieser ältesten, stolzesten und festesten Burg am Rhein. Kaum einen Halbthurm haben die Kurtrierer 1654 von der Reichsfeste stehen lassen, der schon im 10. Jahrhundert die gewaltigen Mauern gethürmt wurden. Steil fallen die Wände des Beringes hinab zum Strom, einsam schaut die gebrochene Zinne des verlassenen Felsenhorstes hinab zu den hohen Thürmen Andernachs, hinüber gen Brohl und Rheineck. Hier läßt die Sage den späteren Papst Gregor im Gewahrsam schmachten, den Mönch Hildebrand; ihn soll Heinrich III. hier ins Gefängniß geworfen haben, weil, wie das Chronikon erzählt, dem Kaiser einst träumte, dem jungen Hildebrand seien zwei Hörner gewachsen bis an den Himmel, und mit diesen habe er seinen Sohn aufgehoben und in den Koth geworfen. Der Volkssinn verbindet nach epochemachenden Thaten Das, was vorher niemals zusammenkam, und läßt erfüllt sein, was sein eigener frommer Wunsch und Gedanke. Vom Aufenthalte des Kaisers Heinrich IV. schreibt der Annalist Saxo: quantocius urbe (Moguntia) eggressus ad castellum Hamerstein venit ibique aliquamdiu est commoratus. Am Westabhange des Hügels, wo eine Linde dem Wanderer kühlen Schatten spendet, steht ein Kapellchen zur Erinnerung an des unglücklichen Königs Schicksal. Der königliche Dulder ist in einer Statue dargestellt mit den drei Kronen auf dem Haupte, zwischen den Knieen hält er die Taube und das Bild des Gekreuzigten. Das Ganze, mit bunten Farben bemalt, soll wol die Versöhnung des von Staat und Kirche schwer geprüften Regenten mit der Lehre des Kirchenregiments darstellen.

Karl Simrock hat die Treue des salischen Grafen in hübsche Reime gebracht, die wir im Schatten lesen wollen:

Das salische Blut.

Da droben saß auf Hammerstein
Das schönste Paar am ganzen Rhein.

Doch aus verjährtem Hasse grollt,
Von Mainz ihm Bischof Erkenbold.

Er sprach: „Vernimm der Kirche Schluß,
Dir ziemt nicht deiner Muhme Kuß.

Zu nahe Sippe wehrt dem Band,
Nun trennt euch oder seid gebannt.“

Graf Otto spricht: „Was Gott vereint,
Das soll nicht scheiden Freund noch Feind.

Der Himmel segnet unsern Bund,
Lebend'ge Zeugen thun es kund.

Der Mainzer neidet uns den Kuß,
Der Kuß und Liebe meiden muß.

Komm küsse mich, lieb Mühmchen schön,
Wir trotzen ihm von diesen Höh'n.

Und trennt uns Beide salisch Blut,
So fließ' es für das höchste Gut.“

Der Bischof schleudert Acht und Bann
Und zieht des Kaisers Macht heran.

Und bei dem ersten Sturm aufs Schloß,
Getroffen sank der Graf vom Roß.

Beim andern ward die Gräfin wund,
Beim dritten Beide wieder gesund.

Und daß der Feind geworfen ward,
Das schuf zumeist Frau Irmengard.

Da sprach der Kaiser Heinz: „Fürwahr,
Wir lägen hier noch tausend Jahr'.

Das römische Reich hat nicht die Kraft,
Zu lösen solcher Liebe Haft.

Herr Bischof, sänftet Euren Muth,
Vergossen ist ihr salisch Blut.

Was ihnen blieb, ist unverwandt,
Die Sippe wehrt nicht mehr dem Band.

Und mögt Ihr noch so finster schau'n,
Ihr sollt nun selbst das Pärchen trau'n.

Ich aber will Brautführer sein.“
Da gab's ein Fest auf Hammerstein!

Eine melancholische Landschaft liegt vor uns: die Reste dieses castellum firmissimum, quod Hamerstein dicitur, das ehemals Schutz bot dem verfolgten römischen Kaiser und deutschen König, das die Reichsinsignien barg und dem Trümmerhaufen zu Füßen diese einsame Kapelle, wo gen Abend der Landmann sein Gebet verrichtet und vor dem ehemals verfehmten Heiligen sich andächtig bekreuzigt. Eine Abbildung der Burg vor der Zerstörung hat uns anno 1645 der Topograph Merian gegeben, wonach aber schon damals die Hauptgebäude größtentheils in Trümmern lagen. Chr. von Stramberg schreibt darüber im rheinischen Antiquarius III. Abth. 6. Bd. S. 84—85 Folgendes:

„So viel sich aus dem regellosen Steinhaufen, der nun das Innere der Ringmauern ausfüllt, schließen läßt, bildete die Burg ein dem Bergrücken folgendes unregelmäßiges Oblong von 160 Schritten Länge und 55 Schritten Breite, mit abgerundeten Ecken, eingefaßt von einer in römischer Manier mit Gußfüllwerk zwischen Quaderstein=Außenwänden aufgeführten, zwischen 8—16 Fuß dicken und an den höchsten Stellen noch 20 Fuß hohen Ringmauer von felsenfester Struktur. Vor der Ringmauer liegt auf der äußersten Spitze über dem Rhein ein runder, niedriger, zweistöckiger Thurm in 6 Fuß dicken Basaltmauern, nach der Merian'schen Ansicht einst mit einem stumpfen Kegeldache bedeckt, höchst wahrscheinlich der gegen 1400 von Bischof Werner erbaute Thurm, zur Beobachtung des Rheines und des darauf zu erhebenden Zolles bestimmt. Auf der entgegengesetzten Seite bemerkt man auf dem Abhange des Bergkegels gegen das Gebirge zu, auf der einzig zugänglichen Seite des nach drei Seiten steil abfallenden Burgbergs, die von den Lothringern gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges angelegten hohen Wälle und Gräben; auch sind an den Abhängen dem Rheine zu noch wenige Spuren eines Zwingers mit runden Halbthürmen zu erkennen. Der ganze Innenbau der Burg ist verschwunden, und deuten nur ein

paar Mauerreste, Kellereingänge und ein großer Schutthaufen in der Mitte der Ringmauer die Stelle an, wo die Hauptgebäude standen.

„Für den Architekten und Alterthumsforscher ist ungezweifelt die bereits erwähnte Struktur der Ringmauer am interessantesten, da sie zeigt, wie die Tradition alte römische Mauerkunst bis ins tiefe Mittelalter noch aufrecht erhielt, ein Umstand, den von Lassaulx auch an der Brömserburg zu Rüdesheim und an anderen Orten nachgewiesen hat. Am besten kann man die Form des Mauerwerks da unterscheiden, wo 1654, unzweifelhaft durch Minengewalt, das Hauptthor der Feste weggesprengt worden ist, und in der breiten Lücke noch ungeheure Bruchstücke umherliegen. Zwischen mächtigen Außenwänden von Lavaquadern ist nämlich die Mauer bis zu einer Dicke von 16 Fuß durch ein Füllwerk (emplecton) von kleinen Bruchsteinen ausgefüllt, und zwar so, daß die Steine, fischgrätenartig bald rechts, bald links gegen einander geneigt, durch einen sehr festen grobkörnigen, im Ueberfluß angewendeten Mörtel mit einander verbunden oder besser ausgegossen sind. Neben der Lücke des Thores führt eine breite, später überwölbte Treppe auf die Brustwehr und den Rondengang, und ist hier eine alte Schießscharte (offenbar erst im Dreißigjährigen Kriege) durch unregelmäßiges Abbrechen der beiden Seitenmauern so erweitert worden, daß in dieselbe ein kleines Geschütz zur Bestreichung des Thores placirt werden konnte. Das Ganze ist offenbar einer der ältesten, wenn nicht der älteste nachweisbare mittelalterliche Burgbau in den Rheingegenden (circa 1000 nach Christi Geburt)."

Das Bild alter Zeit umschwebt uns lebhaft bei solcher Lektüre unter dem Blütendach der Heinrichslinde; wir sehen den König herziehen auf die Feste, die er 1071 umthürmt hatte, im Geleite weniger schwergepanzerter Ritter; wir sehen den gebeugten Greis nach fruchtloser Unterredung mit dem heimtückischen, pflichtvergessenen Sohne wieder nach Koblenz die Schritte wenden, um von dort aus auf Burg Klopp dem Verräther in die Hände zu fallen. Der Bann von Heinrich's Leib ist genommen, noch liegt er aber schwer auf seiner Burg, dem einsamen Hammerstein.

Das Bild untergegangener Größe verlassen wir; es hat wenig Seinesgleichen am Rhein, Burg Stahleck bei Bacharach, die Madenburg bei Speyer, am ähnlichsten noch erscheint Hammerstein dem untergegangenen „Schloßeck" im Isenachthale bei Dürkheim, das gleichfalls im 10. oder 11. Jahrhundert der Hand der Salier entstammt ist und von den Ranken des Epheus und den Zweigen des wilden Dorngestrüppes überwachsen liegt. Durch die Weinberge von Nieder-Hammerstein steigen wir jählings abwärts. Noch läßt die Sonne hier recht wackeren Bacchustrank auf dem Schiefergesteine wachsen. Der Landmann wählt hier zu Lande wol für Weißwein Riesling und Elben, Traminer und Ruländer, doch zieht er den rothen Rebsatz vor und pflanzt mit Erfolg Clärner und Burgunder; das Produkt heißt man Rheinbleicharte; im Orte selbst gehört der Trank, den wir vorgesetzt erhalten, entschieden den Säuerlingen an, doch mit wirklichem Säuerling versetzt, mundet er gegen den Durst nicht übel. Wir setzen abermals über den Strom, begrüßen das hübsche gothische Kapellchen von Fornich, in deren Schutz nur wenige Hütten stehen, und gelangen nach dem uns bekannten, freundlichen Orte Brohl. Die freundliche Straße durchwandern wir leichten Schrittes, sehen uns vor dem Orte die Schiffsladungen voll staubigen Trasses an und wandern die Straße entlang, bis hinter dem Miniaturkirchhofe

mit seinem ehernen Kreuze ein lauschiger Waldweg nach oben führt. Der hochragende Buchenhain gestattet dem Wanderer hier den Blick auf das in üppiger Fülle prangende Rheinthal, auf die gesegnete „goldene Meile", deren Strecke über die beiden Breisich bis zur Ahrmündung sich hinzieht. Wir können bei solchem Anblick des Wortes von Müller von Königswinter gedenken, das mutatis mutandis lautet:

„Von schlanken Buchen überdacht,
Schau'n wir ins Rheinthal ernst versunken;
So wie die Welt von Sonnenpracht,
Sind wir von seinem Anblick trunken."

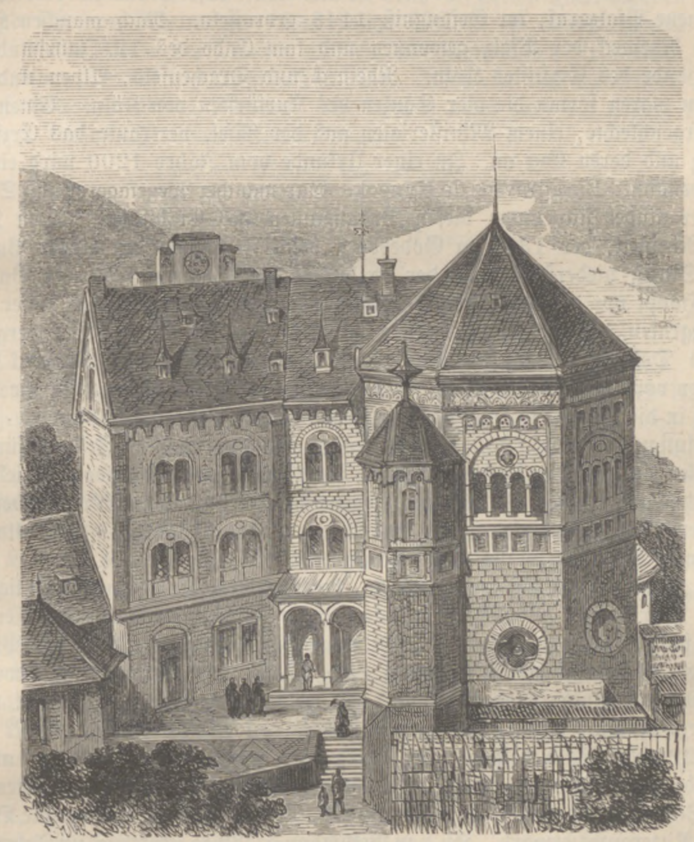
Immer aufwärts führt der Waldespfad; wir biegen um die Ecke, ein sorgsam geziertes Gärtchen ist mit Rosenrabatten an den Hängen einer Schlucht angelegt, und jetzt stehen wir vor einem stolzen harmonischen Prachtbau, dessen Schönheit im Schlummer sieben Jahrhunderte überlebt zu haben scheint, vor einem gewaltigen, achteckigen Palais, dessen Rundbogenfries und Bossenquadern uns die Formen des 11. Jahrhunderts ins Gedächtniß rufen. Wie im Märchen von Dornröschen kommt sich der Wanderer vor, wenn er aus dem dunklen Walde heraustritt und im hellen Sonnenscheine die Zinnen und die Thürme, die Säulen und die Mauern von Burg Rheineck vor sich erstehen sieht.

„Sieh', im Gehölz verlieret sich der Weg,
Und mich umdüstern Eich- und Buchenwipfel;
Mit Freude folg' ich mehr betret'nem Steg,
Da glänzt ein weißes Burghaus durch die Gipfel.

Der schlanke Bau, die Thürme hochbedacht,
Sie spiegeln sich im stillen, glatten Weiher,
Steinlöwen stehen an dem Thore Wacht,
Und auf den Zinnen halten Tauben Feier."

So beschreibt der Dichter ein Schloß am Rhein, und jedes Wort paßt auf die hehre Burg vor unseren entzückten Augen. Wir schreiten durch die hohe Pforte, betrachten das stilgerechte Wohngebäude des früheren Professors und Ministers, des kunstsinnigen Besitzers Bethmann-Hollweg, und schlagen den Pfad zur Linken ein, der uns am Gewächshause vorbei zum Fuße des alten Wartthurmes führt, dessen graugedunkelte massige Quadern der Burg Entstehen und Vergehen geschaut haben: es ist der einzige Rest von Altrheineck. Noch 14 Quaderreihen stehen vom alten Bau aus Tuffquadern, die mit Wahrscheinlichkeit hier an der wichtigen Position, gedeckt vom Rhein und dem Vinxtbach, schon die Römer zum praesidium auf einander gethürmt haben. 11 m im Quadrat mißt der viereckige Bergfried, dessen Nordeingang der Neuzeit angehört, während die ursprüngliche Pforte jetzt noch auf der Südseite zur Plattform hinaufführt. An 20 m mag seine Zinne über das Plateau emporragen. Eine weite Fernsicht belohnt den Ersteiger. Gen Westen blicken wir auf die spitzen Kegel der vulkanischen Eifel, gen Süden grenzt den Horizont ab die blaue Linie des Taunus, und im Osten ruht das Auge auf den Kuppen des Westerwaldes. Die reizendste Aussicht aber bietet der Norden dem verwöhntesten Auge. Da hebt sich über dem Silberbande des Stromes gleich einem den Wappenschild hochhaltenden Recken der kühne Riß des Drachenfels, und ihm schließen sich, von dem untergehenden Gestirn roth angehaucht, an die breite Wolkenburg und

der spitze Oelberg, mitsammt allen untergeordneten Knappen, welche insgesammt den edlen Namen führen vom „Siebengebirg“. Im Vordergrunde liegt tief, vom Gewässer aufgerissen, die rothe Schlucht des Vinxtbaches, und zur Rechten sehen wir hinab auf den von Dampfern und Flößen reichbelebten Strom. Man kann sich kaum trennen von dem schönen Bilde hier oben. Dem alten Wartthurm zu Füßen ruht ein Mauervorsprung mit Tisch und Bank; dort läßt sich so süß träumen von den Schatten der Vergangenheit, und den Lichtern der Gegenwart läßt sich dort so angenehm in das Auge schauen. —



Burg Rheineck.

Eng ist die Geschichte der Burg Rheineck verwandt mit dem Lose der herrlichen Gegend, die allmählich bedeckt wird von duftiger Dämmerung. Hier am Vinxtbach, der Grenze der Trevirer und Eboronen, der alten Völker- und Sprachenscheide, mag wol ein ripuarischer Edler auf römischem Adlersitze seinen Horst vor einem Jahrtausend aufgeschlagen haben. Als Herr des Gebietes erscheint in den Urkunden des 11. Jahrhunderts der Pfalzgraf von Aachen, der erste Kronbeamte nach dem fränkischen König. Pfalzgraf Otto übergiebt den Landstrich 1045 dem Stifte zu Essen, nur Rheineck und sein Gebiet hält er sich aus.

Pfalzgraf Siegfried übergab seiner Gemahlin Gertrude als Allod und Witthum Burg und Gebiet, das diese 1113 als Besitz antrat. Sie heirathete den Grafen Otto von Salm, den Sohn des Gegenkönigs von Heinrich IV., des Grafen Hermann von Luxemburg. Von 1126 erscheint dieser in Urkunden als comes de Rinegke. Als Anhänger des Sachsen Lothar und der Welfen, ward er nach Erledigung der Pfalzgrafenwürde von dem Staufer Konrad III. übergangen, und diese Würde erhielt der Feind des Luxemburgers, Hermann von Stahleck. Otto den Jüngeren, den Sohn des Aelteren, ließ Hermann von Stahleck, der neue Pfalzgraf, im Gefängniß 1148 erdrosseln. Nach manchen Händeln ward Rheineck der Pfalz gewonnen und kam Ende des 12. Jahrhunderts in die Hände des Erzstiftes Köln. Rheineck und Drachenfels, Alpen und Odenkirchen waren fortan die vier Säulen des Kurfürsten von Köln. Einem neuen Rittergeschlechte, einem Ministerialen aus der Eifel, vertraute das Erzstift die Burg und deren Gut an. In einer Urkunde vom Jahre 1200 wird ein Heinrich benannt: Burggravius de Ryneck. Gar mancher Wegelagerer und Straßenräuber findet sich unter diesen Burgmannen des Erzbischofs. Den Johann von Rheineck, der 1347 zu Godesberg beim Festmahle den Ritter Bullmann von Sinzig niederstieß, ließ der Erzbischof Tags darauf vor dem Burgthore das Haupt vor die Füße legen. 1548 erlosch der Mannsstamm dieser wilden Burggrafen, und im Lehen folgten bis 1654 die Ritter von Warsberg. Um 7000 Dukaten verkauften diese damals die Lehnsgüter von Rheineck an den Grafen von Sinzendorf. Bald darauf, 1689, warfen die Franzosen die Brandfackel in die hohe Feste; nur ein Försterhaus stand noch in den Ruinen. In der Revolutionszeit kam 1805 die Burgruine mit den nächsten Feldern für 3870 Franken an den Oberförster Schurp. Die Grafen von Sinzendorf erhielten zur Entschädigung 1801 für das eingezogene Reichslehn das im Württembergischen gelegene Dorf Winterrieden und eine Rente von 1500 Gulden. Der alte Pfalzgrafensitz blieb ein wüster Trümmergraus bis auf die Neuzeit.

„Das Burgschloß war zerstört", berichtet uns der rheinische Antiquarius, „das Territorium zersplittert, jegliches Band zerrissen, und abermals erhob es sich, schöner denn je. Im J. 1832 erwarb die Burg der damalige Professor an der Rhein-Universität zu Bonn, Hr. M. A. von Bethmann-Hollweg, für 20,000 und einige hundert Thaler. Derselbe suchte das Territorium, welches bei dem Ankaufe aus 18 Morgen Weinberg, 15 M. Ackerland, 12 M. Wiesen und 220 M. Wald bestand, der Burg entsprechend zu vergrößern, und jetzt umgeben über 800 M. Wald, die schönsten Wiesen und die fruchtbarsten Aecker das Schloß, welches dieserhalb unterm 22. März 1845 neuerdings die Qualität eines Rittergutes erwarb. Hr. von Bethmann-Hollweg übertrug im Jahre 1832 den Neubau eines Schlosses auf dem Grunde des alten dem rühmlichst bekannten Architekten Joh. Claudius Lassaulx (geb. in Koblenz den 27. März 1781 und gest. daselbst den 14. Oktober 1848); derselbe hatte eine schwere Aufgabe zu lösen, denn die Burg war damals ein Chaos alter und moderner Gebäude, welche ohne Zusammenhang, wie der Zufall und die Laune des jedesmaligen Besitzers es mit sich brachte, oft in der schlechtesten Konstruktion neben einander gesetzt waren. Die Reste der alten Feste bestanden aus dem viereckigen, 65 Fuß hohen Wartthurm und den sehr zerfallenen, nothdürftig bedachten Wänden einer achteckigen Kapelle oberhalb des Burgthors. Da dieses Bauwerk dem Stile

nach dem Ende des 12. Jahrhunderts entsprach, so war es wol unzweifelhaft ein Theil der von Philipp von Hemsberg erbauten Burg. Die übrigen Häuser und Ställe waren in sehr armseligem Stile nach den Bränden von 1689 und 1785 errichtet worden. Da von diesen sämmtlichen Bauwerken keines der Erhaltung lohnte, die Kapelle aber so baufällig war, daß sie abgebrochen werden mußte, so ward ein neues Schloß nach neuem Plan von Grund aus errichtet. Dasselbe umschließt in mehrfach gebrochener Fronte die Nordseite des Hofes und wendet seine drei, mit Giebeln und Erkern reich verzierten Hauptfaçaden nach Nord und Ost dem Rheine zu. Das jetzige Schloß, im Rundbogenstil aufgeführt, ist eine Zierde des Landes und ein Meisterstück der Architektur, das selbst in seinen Details die Originalität seines Schöpfers und die reichen, ihm zu Gebote stehenden Mittel bekundet. So konnte denn auch mit vollem Recht ein neuerer Dichter, Hermann Müller, singen:

„Da, wo Rheineck neu erstanden
Auf der rauhen Eifel Saum,
Niederstaunend zu den Landen,
Wie erwacht aus langem Traum, —
Wo es raget rebumranket
Ueber Auen reich und weit
Und mit Pracht dem Thale danket,
Daß es solche Pracht ihm leiht."

„Der Kapelle wurde eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Sie ist im Aeußeren der alten getreu nachgebildet, bis auf die Krönung des Unterbaues, jene an der Chornische und die Bogenstellung mit Allem, was über derselben steht. Neben der architektonischen Schönheit bilden die Hauptzierde dieser Kapelle die trefflichen Freskobilder, welche Steinle (geb. in Wien 1810) in den Jahren 1839 und 1840 ausführte, und die zu den werthvollsten neuen Arbeiten in diesem Gebiete gerechnet werden. Es sind fünf größere und fünf kleinere Bilder, die Bergpredigt und die in derselben verheißenen Seligpreisungen darstellend, und im Schlußbilde Christus und die Seliggesprochenen in ihrer Erhöhung zeigend.

„Der schöne achteckige Saal über der Kapelle mit seiner doppelten Säulenreihe an den Fenstern gewährt in einzelnen Bildern die schönsten Fernsichten. Die gemalten Wappen in den Fenstern sind jene der Burggrafen von Rheineck, der von Warsberg, der Grafen von Sinzendorf und des jetzigen Besitzers.

„Das Innere des Schlosses, zu dessen Besichtigung ein segnender Engel über der steinumkränzten Hausthür freundlichst einladet, ist theils im mittelalterlichen, theils im neueren Geschmack eingerichtet. Im Speisesaal befindet sich ein vortreffliches Oelgemälde von C. Begas (geb. in Hemsberg 31. Sept. 1794), im Jahre 1837 gemalt, den Kaiser Heinrich IV. im Schloßhofe zu Canossa vorstellend. Der Kaiser steht im Gewande eines Büßenden und barfuß vor der verschlossenen Thür und erregt unser innigstes Mitleiden, indeß der Papst Gregor VII., neben sich die Markgräfin Mathilde von Toscana, gleichsam triumphirend vom Altane herabschaut. In dem Zimmer neben dem Speisesaal ist ein Paul Veronese sowie ein Familienporträt sehenswerth. Die alte Warte mit ihren 7 Fuß dicken, auf den Fels gegründeten Mauern trägt auf ihrer Höhe die keck in den Lüften flatternde Fahne des Schlosses; in freudigem Stolze sieht sie dieselbe in gleichem Glanze, wie vor 800 Jahren, über sich wehen, und in

felsenfester Treue bewahrt auch sie ihres Herrn frommen Wahlspruch: Ego et domus mea serviemus Domino."

Die Dämmerung wird dichter, wir verlassen den reizenden Platz und gedenken der Gegensätze: dort drüben die gebrochene Burg Hammerstein, öde und verlassen, ein Zufluchtsort der Falken und der Raben; hier in mittelalterlicher Schönheit, aus Trümmern erstanden, Burg Rheineck. Wir durchschreiten den im Abendlicht liegenden Wald, schauen hinab auf den erblassenden Strom und denken an das Dichterwort:

„Es hüllt sich stromentlang
Das Thal in Dunkel ein,
Und Abendglockenklang
Weht über'n tiefen Rhein." —

Dicht hinter Rheineck vereinigt der Vinxtbach sein geringes Wasser mit dem Rhein. Nach Prof. Freudenberg wäre der Vinxtbach die Obringa des Ptolemäus und als solcher die Scheide zwischen den römischen Provinzen Ober- und Untergermanien gewesen; noch heute scheidet sich in dieser Gegend nach Simrock das Oberland vom Niederland. Später trennte der Bach die Kurfürstenthümer Köln und Trier, und noch heute will man einen sprachlichen Unterschied bei den Bewohnern rechts und links dieses Baches bemerken, der von finis den Namen tragen soll. Nach anderer Ansicht hätte der Bach jedoch nur zwei Gaue geschieden, und wäre die Obringa des Ptolemäus die Pfrimm, die bei Worms in den Rhein geht. Wir überschreiten am nächsten Morgen dieses in der Geschichte nicht unwichtige Gewässer auf der von den Franzmännern 1813 mit großem Gepränge getauften Pont de Wagram und bemerken, daß des Vinxtbachs Ufer wohl bevölkert sind mit blühenden Ortschaften.

Königsfeld, ein bedeutender Ort, ziemlich hoch oben, wird bereits genannt in einer Urkunde vom 19. Mai 922, wodurch Kaiser Otto III. den Gebrüdern Sigebodo und Richwin einen ausgedehnten Wildbannsbezirk — qui est inter Cunigesueld et Rameresbach — anweist. Königsfeld war der Ort des ripuarischen Sandergaues, des pagus Rigomagus, von dem Remagen den Namen innehat. Oben hoch auf der Scheide liegt ein Ort Franken, auch ein Zeichen, daß hier ehemals zwischen verschiedenen Völkern eine Grenze sich hinzog; denn solche Ortschaften mit Volksnamen, z. B. Sachsenhausen, Baiersdorf, Schwabing u. s. w., liegen stets dort, wo der Name des Volkes selbst dem Orte eine unterscheidende Bezeichnung giebt. Vor uns dehnt sich jetzt bis zur Ahrmündung das fruchtbare, ebene Gelände der „goldenen Meile". Rheinbrohl mit seiner stattlichen gothischen Kirche, um die sich die Häuser scharen gleich den Küchlein um die Henne, liegt hinter uns am rechten Rheinufer; vor uns taucht auf aus dem Morgennebel Nieder- und Oberbreisig und gegenüber Hönningen mit dem stolzen Schlosse dahinter, dem Ahrenfels oder Argenfels mit seinen 365 Fenstern.

Der Name Breisigs geht ohne Zweifel zurück wie der von Breisach auf ein gallisches Brisiacum oder Brisacum; den Römern war es schon bekannt als Station zwischen Rigomagus und Antumnacum; um 1040 erscheint der Ort bereits urkundlich, und seit 1233 wird mit seinem Gebiete Graf Otto von Jülich belehnt, und des Herzogthums südlichster Grenzort ist Breisig geblieben bis auf den Anfang unseres Jahrhunderts. Den am Waldessaume drüben gelegenen Fürstensitz Ahrenfels hat Heinrich von Isenburg um 1250 begründet; er war vermählt

mit einer Gräfin Mathilde von Are und Hostaden. Der letzte Isenburger starb 1664, und Kurfürst Karl Kaspar verlieh 1670 die Herrschaft „Arienfels" gegen 20000 Reichsthaler an die Freiherren von der Leyen. Bis 1847 blieb Ahrenfels im Besitz der unterdessen gefürsteten Familie, bis sie durch Kauf in die Hände der Grafen von Westerholt-Gysenberg gelangte. Auf dem Grunde der alten Burg, von der nur eine runde Warte mit 4 m dicken Mauern übrig war, ward 1849 der großartige Bau nach Entwürfen des Dombaumeisters Zwirner aufgeführt, der jetzt eine hohe Zierde des Rheinthales bildet. Das gegenwärtige Schloß bildet ein dem Rhein zu offenes Viereck mit zwei runden Thürmen auf den hinteren Flanken und zwei viereckigen Treppenthürmen auf den inneren.



Die Pfarrkirche zu Sinzig.

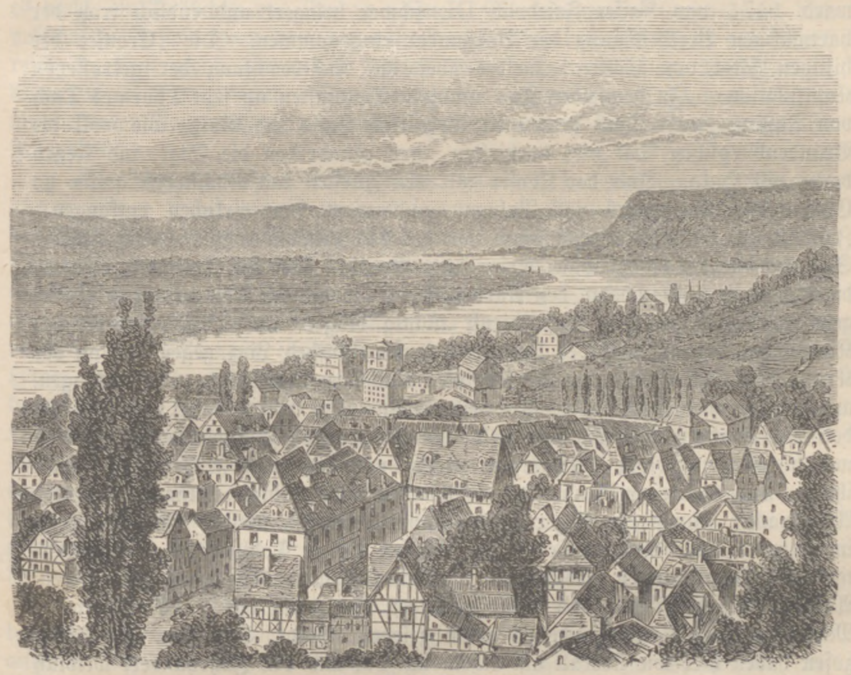
Die Gebäude sind dreistöckig und mit hohen Giebeln gegen den Strom zu verziert. Eine reiche Waffensammlung schmückt die Prachtsäle von Schloß Ahrenfels. — Wir lassen zur Rechten das niedere Schloß Ahrenthal — man merkt schon an den Namen, daß man der Ahr sich nähert — und die Villa Helenenberg, die eine Marmorstatue der Kaiserin Helena ziert, zur Rechten Ariendorf und Leubsdorf mit seinem mittelalterlichen, wohl erhaltenen Burghaus und ziehen ein in das Weichbild des Städtchens Sinzig.

Im Hintergrunde taucht der breite Rücken der Landskron auf, weiter nach rechts der Spitzenbau der Apollinariskirche, und gegenüber ruht am Fuße des Kaisersberges Linz mit seiner starkgliederigen Martinskirche. Rechts im Vordergrunde strecken bei Dattenberg die Basaltsäulen ihre schwarzen Häupter zum sonnenhellen

Himmel. Sinzig selbst, eine ehemals jülich-pfälzische Amtsstadt mit 2000 Einwohnern, liegt am linken Hochufer der nordöstlich von ihr sich in den Rhein ergießenden Ahr. Zur Römerzeit Sentiacum benannt, soll es seinen Namen von dem Wunderzeichen — Sinnzeichen — erhalten haben, das hier der Kaiserin Helena kriegstüchtiger Sohn Konstantin am Himmel erblickt hat vor der Entscheidungsschlacht gegen Maxentius. Aber wahrscheinlicher ist die Version, daß wie Brisiacum auch Sentiacum auf gallische Taufe zurückgeht; sent, sint bedeutet im keltischen wie germanischen Idiom Pfad, Weg. Später besaß der Ort in seinen Mauern seit 762 eine pfälzische Königspfalz, jetzt umgewandelt in ein kleines gothisches Schloßgebäude; auch hier treibt eine „weiße Frau" ihren rasselnden Spuk. Trier und Köln stritten sich um den Besitz des wichtigen Punktes, der die Straße rheinauf und rheinab und in das Ahrthal beherrscht, bis Stadt und Gebiet Karl IV. an das Haus der Grafen von Jülich verlieh. Bemerkenswerth ist vom Städtchen die weithin sichtbare Pfarrkirche. Sie nimmt die Ehre in Anspruch, gleich vielen anderen am Niederrhein von der Kaiserin Helena gestiftet worden zu sein. Der jetzige Bau repräsentirt gleich der Kirche zu Andernach den Uebergangsstil vom Beginne des 13. Jahrhunderts. Gebaut ist sie aus Tuffstein; über dem Chor gewährt eine durchbrochene Galerie eine prächtige Aussicht über die beiden hier mündenden Thäler und das Felsenthor unterhalb Remagen, stromauf reicht das Auge bis zum Wartthurm von Rheineck. Das Innere des Gotteshauses bietet ein Flügelbild der altkölnischen Schule, stilvolle Holzschnitzereien und eine unter Glas und Dach liegende merkwürdige Mumie ohne eine Spur von Verwesung. Das Volk taufte den vor 200 Jahrhunderten gefundenen Leichnam den „heiligen Vogt". Dieser „Alte" wurde von den Franzosen bei der Okkupation des linken Rheinufers zum Unwillen des Volkes als Kuriosität nach Paris geschleppt. Nach dem Pariser Frieden verlangte auch Sinzig seinen geraubten Schatz, den „heiligen Vogt", zurück und erhielt ihn. Seitdem ruht der alte Burggraf von Landskron sicher im Gewahrsam von Glas und Riegel, und gläubig beschaut die wohlkonservirte Mumie Jung und Alt aus Stadt und Land. Habeant sibi! — Auf der fliegenden Brücke fahren wir vom Dörfchen Kripp aus, nachdem die hier stille Ahr passirt ist, hinüber nach der Nachbarstadt Linz.

Terrassenförmig steigen die alten Häuser des alten Städtchens Linz gleichsam aus dem Strome empor; zu beiden Seiten flankiren die Enden des Ortes zwei sturmgebräunte viereckige Thorthürme; oberhalb des Städtchens und seiner hochliegenden St. Martinskirche lugt der Bergfried der gebrochenen Burg Dattenberg aus dem Grünen hervor, dahinter erscheint der 535 m hohe Hummelsberg mit dem Sedankreuz; stromabwärts schließt das echt rheinische Bild Dorf Ockenfels mit den malerischen Ruinen der Burg Ley ab. Das Innere ist in horizontaler und vertikaler Hinsicht sehr unregelmäßig gebaut: horizontal, denn die Sträßchen und Gäßchen ziehen kreuz und quer; vertikal, denn das wellige Terrain steigt und hebt sich, auf dem die 3000 Einwohner ihr Heim aufgeschlagen haben. Des Städtchens Schmuck ist die hochgelegene St. Martinskirche mit ihren drei Schiffen und den spätgothischen Zuthaten von Pforten und Glasgemälden; der Bau selbst stammt wie der zu Sinzig und Andernach aus der Zeit des Uebergangsstiles von der eigentlich rheinisch-germanischen zur fränkisch-gothischen Bauart, Anfang des 13. Jahrhunderts. Der Architekt Lassaulx schreibt über

die Kirche: „Der schöne schlanke Helm auf dem Thurme besitzt die leichteste Dachrüstung, die dem Verfasser noch vorgekommen; sie verdankt ihr Dasein wahrscheinlich dem großen Brande von 1391. Das schöne Gemälde, schon durch den bekannten Bildermörder Pereira vielfach beschädigt, ist im verflossenen Jahre durch einen unglücklichen Sturz beinahe völlig zu Grunde gegangen." Das Kircheninnere zieren außer gedachtem Flügelbilde der Kölner Schule von anno 1463 zahlreiche Grabdenkmäler mit Umschrift und Wappen; sie gehören den zahlreichen Rittergeschlechtern der Umgegend an, den „Rollmann von Dattenberg", den Herren von Rennenberg und Isenburg, den Rittern von Hoheneck und von der Leyen.



Linz, vom Donatusberge gesehen.

Hinter der Kirche und deren Friedhofe, wo gleichfalls manch Reisiger aus der Umgebung schlummert, führt ein mit frommen Stationen versehener Weg zum Kaisersberg, seiner gothischen Kapelle und seiner freundlichen Aussicht auf Stadt und Strom, auf das Ahrthal und die Apollinariskirche. Es lugen die Firste der alten Thürme und die Zinnen des Beringes fast greifbar nahe empor; sie melden von vergangenen Zeiten und manchem harten Strauß, den sie erlebt und überstanden haben. Schon 873 erscheint Lincesce „am Rhein", später tritt der merkwürdige Name als Lyinse, Lyns, dann für immer als Linz auf. 1198 wird Linz in der Fehde zwischen Philipp von Schwaben und dem Welfen Otto in einen Aschenhaufen verwandelt; durch die Gräfin Mathilde von Wied gelangte der Ort, villa Linz, Mitte des 13. Jahrhunderts an das Kurstift Köln.

1365 ließ hier an der Nordwestecke der Rheinfront Erzbischof Engelbert III. eine feste Burg aufführen, von der noch der rechteckige Thurm mit seinem Kegeldach nebst einem gothischen Thorbogen zur Zierde des Städtchens erhalten steht. Die Limburger Chronik meldet 1366: „In demselben Jahr und darnach ein wenig ward Lintz auff dem Rhein genommen, also daß es erstiegen wurde und gar geplündert bis uff den Grund."

Ein gleich schlimmes Los traf die geplagte Einwohnerschaft schon kurz darauf, wovon benannte Chronik erzählt: „Im Jahre 1391 verbrandt Lintz von eigenem Feuer bis uff ein Drittheil der Stadt." Im Neußer- oder burgundischen Kriege ward Linz abermals ein schweres Schicksal, und die Stadt ward 1475 von Kaiser Friedrich III. schwer belagert und endlich trotz der hartnäckigen Vertheidigung der Burgunder eingenommen. Die „Cronica der hilligen Stat von Cöllen" meldet über die Nichtbeachtung der getroffenen Kapitulation: „In demselben Jair umbtrint Halbfasten up sent Thormes Dach von Aquinen wart Lyns gewonnen, behaltlich Lyffs ind Goitz, wie wall die Brandenburgschen Dat niet vorhielten, mer plünderden die Stat, ind kregen dertzo vill Hulp. Ind der Keyser mit den Fürsten ind Rychsteden quam tzo Cöllen des Maendages vor Palmen, und wart seer eirlichen entfangen." Zugleich ein hübsches Testimonium von des 15. Jahrhunderts niederrheinischer Schreibart und Orthographie, dieser kurze Bericht. Bei der Gelegenheit hatten die Linzer ihren Nachbarn, den Andernachern, die bei der Belagerung getreulich geholfen hatten, solchen Liebesdienst tüchtig eingetränkt. Das Andernacher Kontingent lagerte nach der Uebergabe guten Muthes Linz gegenüber an der Kripp. Im Schlafe wurden die sorglosen Nachbarn überfallen, viele erschlagen, andere entrannen kümmerlich. Auf dem Rathhause zu Linz bewahrt man noch das den Andernachern abgenommene Zelt. Grimmiger Haß zwischen beiden Städten war hiervon die Folge; „es herrschte nachher noch eine so große Antipathie unter ihnen, daß weder ein Andernacher Mädchen einen Linzer Jungen, noch ein Andernacher Junge ein Linzer Mädchen hat heirathen wollen", schreibt Lang im Jahre 1789. Andernacher Siebenschläfer, Linzer Todtschläger sind Ehrentitel und Begrüßungen, welche die feindlichen Brüder noch heute austauschen. Auch im Truchsessischen und Dreißigjährigen Kriege litt die für Mordbrenner, Marodeure und Räuberbanden bequem gelegene Stadt; Schweden und Franzosen haben hier wie überall am Rhein im 17. und 18. Jahrhundert weidlich gehaust und zerzaust. Unter der preußischen Regierung ist für die vielgeplagte Stadt der Schein besserer Tage aufgegangen; der Verkehr hebt sich, und die nahen Basaltbrüche bringen Arbeit und Gewerbfleiß den Linzern und der Umgebung.

Von Linz stammt der Maler der Revolutionszeit und ihrer Helden, als Kleber und Hoche, Mengelberg, sowie der kenntnißreiche rheinische Archäologe Alexander Bertram Joseph Minola, der hier 1759 geboren wurde. Seit 1786 wirkte er als Professor an den Gymnasien zu Koblenz und Bonn. Seit 1818 bis zu seinem Tode 1829 widmete er sich vollständig seinen wissenschaftlichen Untersuchungen. Sein bekanntestes Werk führt den weitschweifigen Titel: „Kurze Uebersicht dessen, was sich unter den Römern seit Julius Cäsar bis zur Eroberung Galliens durch die Franken am Rheinstrome Merkwürdiges zugetragen", Ehrenbreitstein 1804, bei Gehra. Auch für den Schutz der Weinberge gegen

die Maifröste schrieb unser wackerer Kenner der römischen Literatur eine interessante Abhandlung, betitelt: „Das Rauchfeuer, kein neuer, sondern den Alten bekannter Gebrauch“, Köln, bei Matthieux, 1826. Als Freund der rheinisch-römischen Alterthumskunde wirkt zur Zeit zu Linz der Rektor des Progymnasiums Dr. J. Pohl. Die Linzer Archäologie stirbt deshalb noch nicht aus!

Gleich über dem Kaisersberg liegt ein durch Bergschluchten in mehrere Theile getrenntes Dorf, mit einer in Resten starken Burgruine dem Rheine zu, Dorf und Schloß Dattenberg. Etwas vertieft im Grunde gewahren wir die Pfarrkirche zu „Unserer Lieben Frauen“. Der hiesige Rothspon ist eines der vorzüglichsten Gewächse von dieser noch immer weinreichen Gegend und verdient es wohl, ein Pröbchen von ihm zu nehmen. Ein bedeutender Basaltbruch, das vulkanische Gestein, von dem die ganze rechte Rheinseite bis Unkel und Erpel reich ist, liegt gleich hinter des Dorfes Ende. Der ehemalige Professor zu Bonn, Ernst Moritz Arndt, schreibt über ihn und seine zu Tage tretenden, in wunderbarer Regelmäßigkeit gegossenen, achteckigen, 9—12 m hohen Säulen Folgendes:

„Wer aber ein wahres Naturwunder sehen will, der wandere zwei Stunden weiter höhere Berge hinauf zu dem sogenannten Minderberg (nordöstlich zu dem Hofe Erl). Dieser Basaltknollen, eine stumpfe Pyramide, etwa eine halbe Stunde im Umfang, hebt sich stattlich unter den übrigen Höhen empor. Man tritt mit einer Art von Staunen wie in einen Zauberpalast in seine weite Oeffnung, so gewaltig stehen die Basaltsäulen zum Theil 50—60 Fuß lang in verschiedenen Richtungen, schnurgerade oder geneigt, zu Tage hervor, und viele Hände sieht man geschäftig, sie zu lösen und zu brechen, und Wagen auf Wagen begegnet man, die nützliche und kostbare Beute zum Rhein hinunterzufahren. Hier auf dieser Höhe, kaum anderthalb Stunden vom Rhein, befindet man sich an manchen Stellen und in manchen Klippen und Thälern plötzlich wie in einer einsamen Wildniß, indem nur hier und da ein verlorenes Vögelchen einem über den Kopf hinschwirrt, oder kämpfende Geier über den Berggipfeln die anmuthig geschwungenen Kreise in der Luft winden. Hier steht gegen Südosten der Rummelsberg (Hummelsberg) als der König unter seinen Brüdern im Hintergrunde, in dessen Nähe sich bedeutende Bergwerke des Fürsten von Neuwied befinden. Diese Berge hier kann man gleichsam als den Fuß des Westerwaldes ansehen, der 6—8 Stunden weiter gegen Osten liegt und im Wonnemond auf seinem Gipfel oft noch eine dichte Schneedecke trägt.“

In der Rheinfront oberhalb dem von Steinbrechern und Winzern bewohnten Dörfchen erhebt sich der abgebrochene, noch 9 m hohe Bergfried der Burg Dattenberg oder Dadinberg. Eine starke Umfassungsmauer aus Basalt umgiebt die Warte und die Stelle der ehemaligen Wohngebäude. Eine zweite Ringmauer umschloß Süd- und Westseite. Ein breiter, in den Felsen eingesprengter Graben scheidet Burg und Berg. Dies das Bild aller rheinischen Burgen aus dem 13. und 14. Jahrhundert, ein einfaches castrum, bewohnt Jahrhunderte lang von der Familie der drei Geschlechter Dattenberg, der Burgmänner des Kölner Erzstiftes, bis 1623 nach ihrem Aussterben auch in weiblicher Linie das „Kunkellehen“ von Köln wieder in ein „Mannslehen“ verwandelt wird. Nach manchem Wechsel gelangte die Burg an den Fiskus von Nassau und Preußen; Notar Steppenbach stellte 1845 neben die Ruine ein zierliches Landhaus, und der

jetzige Besitzer von Mengershausen vergrößerte den Besitz zu einem landtagsfähigen Rittergut. So leben die alten Geschlechter am Rheinstrom wieder stattlich auf zu neuer Vertretung. —

Wir wandern zurück nach dem freundlich im grünen Hage gebetteten Linz, erquicken auch den Leib neben dem mittelalterlichen Rheinthor im „Deutschen Kaiser", und warten, bis „Humboldt" oder „Friede", „Loreley" oder sonst ein dampfendes Ungethüm unsere müden Glieder zur Weiterfahrt aufnehme.

„Wenn nur 'was käme
Und uns mitnähme",

sprechen wir mit dem Kinderliede.

Und schon schwimmt der feurige Drache der Neuzeit heran mit blähenden Nüstern und schäumender Brust; getrost sich anvertraut seinem breiten Rücken und entgegengeschwommen der letzten Strecke vom romantischen Lande, dem Drachenfels und dem Rolandsbogen mit ihrer Sagenwelt und ihren Erinnerungen an Siegfried und die Nibelungen, die Rolandssage und Dietrich von Bern!

Es ist der Abschluß des romantischen Landes von Mainz bis Bonn, diese Wonnefahrt von Remagen bis Godesberg. Stolzer heben sich die Wogen des Rheines, wenn sie vorüberfluten an dem Diadem in seinem Länderkranze, an der Apollinariskirche, die wie eine Märchenprinzessin vom Throne herabschaut auf das Gelände; wenn sie mit ihrem Athem kühlen die Ufer, auf denen der Rolandsbogen sich hebt und der Drachenfels sein kühnes Haupt zum Himmel emporstreckt; wenn die Wellen an die Auen schlagen, auf denen die stolzen Villen der Könige und Fürsten unter den rheinischen Kaufherren im Glanze der Sonne ruhen; wenn sie endlich streifen an die Fluren, welche die letzte Perle der langen Kette ziert, Burg Godesberg mit ihren romantischen Trümmern. Ja, das herrliche Land, an dessen Busen Unkel und Erpel, Honnef und Mehlem, Königswinter und Rüngsdorf ruhen, erscheint dem heller strahlenden Auge als das Campania felix im Rheinlande. Wie dort am seligen Busen von Bajä der heiße Kuß der Sonne auf den vulkanischen Gefilden die Reben auf Velletri's Fluren zeitigt, wie dort Meer und Land einen ewigen Bund zur harmonischen Schönheit geschlossen haben, so auch zaubert hier der Sonnenstrahl zum letzten Male am Rhein das edle Traubenblut aus den Massen des emporgetriebenen Trachyts, so erscheinen auch hier Strom und Gelände verbunden zu einer zauberhaften Einheit, zu einem irdischen Eden, das der Mensch mit einer gewissen Andacht und mit geweihten Händen betreten soll. Man kann an die Basaltfelsen bei Unkel mit großen Initialen den Weihespruch einschreiben:

„Introite et hic sunt dei." —

Der Dampfer ist mit freudig erregten Menschen besetzt; die halten Wacht am Bugspriet, den ersten Blick zu werfen auf neue Schönheiten der Scenerie, jene beschauen abwechselnd ihre Reisebücher und die malerischen Felsengruppen, welche unterhalb der hochliegenden Apollinariskirche und dem aussichtsreichen Victoriaberge bei Erpel den Strom zum letzten Male einengen. Erpel stellt sich als schöner Flecken mit ansehnlichen Häusern aus der Kurzeit dar, oberhalb seiner stattlichen Gebäude spendet die Erpeler Ley, ein fast senkrecht aus dem Rheine aufsteigender, mehr als 210 m hoher Basaltfels, in guten Sommern köstlichen Bleichart. Unter dem Namen Herpille kommt Erpel 1116 vor, das

Hospital Rolandswerth war hier begütert; in Herpla besaß das Kloster Rheindorf und die Abtei Essen schon 1173 Weinberge, und die Mönche tranken dazumal nichts Schlechtes. Von „herber Pille" kann also der Name unmöglich herkommen, mögen sich die Leser nach anderer Deutung umsehen.

In einer Biegung des Stromes, dem Schloß Maienfels schief gegenüber, erscheint jetzt das Städtchen Unkel, eingeschlossen von durchwühlten Steinbrüchen. Vormals gehörte es zu dem am linken Ufer gelegenen Weinorte Birgel. Die Sage meldet, daß Unkel bei seinem Entstehen gleichfalls auf dem linken Rheinufer stand. Noch in der Neuzeit durchbrach der angeschwollene Strom die Ebene zwischen Stadt und Westerwald und wühlte sich mitten durch die fruchtbare Flur sein wildes Bett; so geschah es 1784, 1845 und 1850. Die Abtei Prüm besaß schon 893 zu Unkel Güter: „sunt in Unkele mansus sex"; 1057 wird die Villa Unkolo in einer Stiftungsurkunde des Erzbischofs Arno II. von Köln an die Königin Richenza erwähnt; Weinberge zu Unkelo, Uncla werden gleichfalls schon im 11. Jahrhundert namhaft gemacht. K. Simrock erinnert bei dem Namen der Stadt an die Tintenfarbe des Basaltes, sowie an eine der Dea Uncia geweihte Votivtafel. Unterhalb des sich allgemach modernisirenden Städtchens, dessen Schmuck eine frühgothische Hallenkirche bildet, lag vordem im Strome der Unkelstein. An diesem Riffe scheiterte in früheren Jahrhunderten manches Schiff; ehedem war es Gebrauch, auf ihn vom Schiffe vorn abzuspringen, ein Glas Wein auf Gesundheit der Reisegefährten zu leeren, und sodann hinten in das Schiff wieder einzusteigen. Aber leider sind Stein und Brauch vom nie rastenden Strome verschlungen worden. Die hohen Basaltbrüche hinter dem Städtchen haben schon die Römer auszubeuten verstanden; auch in ihnen stieß man wie im Brohlthale auf einen dem Hercules Saxanus geweihten Altarstein. Aber jetzt weg mit den Unken und Römern: ein Landschaftsbild gleich großartig und lieblich erschließt sich plötzlich dem staunenden Auge, und Operngläser und Tubusse der Mitreisenden richten sich wie mit einem Schlage nach Norden. Der grünschimmernde Strom weitet sich meergleich nach allen Seiten aus, und aus seiner Tiefe hebt sich der kühnragende Drachenfels, wie der Wappenhalter des Siebengebirges, und die Burg auf dem Haupte gleich einem mächtigen Helme. Im Halbkreis lagern sich neben dem kühnen Recken die übrigen Berge des feuergeborenen Gebildes. Hoch über allen die Löwenburg mit ihrer waldbedeckten Wölbung, die so ruhig daliegt, als gehöre ihr Alles, was sie ersieht, und neben dem Thorwächter des Drachenfels als der Hirte der Völker dem sinnenden Auge sich darstellt. Mit spitzem Haupte überragt die niederen Brüder der Hemmerich, und ihm schließt sich der Leiberg mit seinem verstummten Krater an. Zur Rechten im weiten Grunde ruht das rheinische Nizza im rheinischen Thal Tempe, Honnef, geschmückt mit einem blühenden Kranze von Villen und Gärten, geschützt gegen den rauhen Nord und den stürmischen Nordwest. Vor uns aber mitten im Strom dehnen sich zwei grüne Stromauen, zur Linken Rolands- oder Nonnenwerth mit dem vielfensterigen Gebäude des ehemaligen Frauenklosters, weiter nach rechts hin die kleinere Insel Grafenwerth; zwei Smaragde in der stolzen Krone des Vater Rheins.

Willst du aber, o Wanderer, den Zauber der Landschaft so recht in die Seele dir einsaugen, daß du das Bild dir mit ehernem Angedenken in der Brust bewahrest, dann verlaß mit uns das dampfende Boot bei dem von Landhäusern

umgebenen Rolandseck. Anmuthige Wege führen im Schatten kräftigen Buchenwaldes mit wechselnden Blicken auf die kühnen Centauren des Siebengebirges zur Höhe. Ein von Epheu umwundener Bogen krönt den Vorsprung des Bergrückens. Es ist der vielbekannte und vielbesungene Rolandsbogen, der letzte Rest von Feste Rulechesect oder Rulcheseck, die vom Paladin Roland den Namen tragen soll. Eine der köstlichsten Aussichten bietet sich durch den hochgeschwungenen Thorbogen, der in einer stürmischen Dezembernacht 1839 zusammengebrochen war und dann auf Freiligrath's Anregung und mit Hülfe seines Rolandsalbums wieder hergestellt wurde. Vom Rahmen des Bogens begrenzt liegt der Drachenfels vor dir; zur Linken hebt Godesberg seinen kühnen Fritz und den von Halbthürmen umgebenen Mauerring empor; weiter nach Norden ruht das Auge auf dem Hauptthurm der Münsterkirche zu Bonn, und im Hintergrunde hebt sich gespenstig der Dom vom „hilligen Cöllen", den ein scharfes Auge hier oben erspäht. Daß eine solche hochromantische Landschaft den Boden gegeben hat zum Wachsen und Blühen der deutschen Sage, wird Dem leicht begreiflich, der die Beziehungen zwischen Land und Volk, zwischen den Zügen der phantastischen Gegend und seinem Interpreten, dem Volksmunde, nur mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet. Wie sich dort an die Höhlung in der Mitte des Drachenfels die Sage von der Tödtung des schlimmen Unthiers durch den „hörnenen Siegfried" geknüpft hat, so hat sich hier um den Namen der Burg Rolandseck und das friedlich-idyllische Kloster zu Nonnenwerth die schönste Sage des Rheinlandes gleich Epheu geschlungen, die von dem Liebeswerben des Ritters Roland um des Burggrafen Töchterlein auf Drachenfels, „schön Hildegund", erzählt. Die Lagerung der Sage, die von dem Scheiden des Ritters zum Heerbann meldet, von der Trauer der Geliebten, die den Bräutigam todt wähnt und den Schleier nimmt, und die ferner kündet, daß der siegreich zurückgekehrte Held, um der Geliebten, die zu Nonnenwerth weilt, nahe zu sein, auf Rolandseck sich eine Burg erbaut habe — dieser tragischen Handlung ganzer Zug hat unverkennbare Berührungen mit Schiller's Ballade „Ritter Toggenburg". Simrock hat dem Stoff der Volkstradition bekanntlich folgende Form gegeben:

Rolandseck.

Eine junge Gräfin, ein edler Held,
Sie schwuren sich Lieb und Treu';
Er kam aus der Schlacht, er zog zu Feld,
Die Liebe war immer neu.

In Spanien stritt die fränkische Kraft,
O Roncesval, blutiges Thal!
Da fiel die Blüte der Ritterschaft,
Da fiel Held Roland zumal.

„Nun ade dir, Welt! dein süßer Gewinn,
Betrüglich ist er fürwahr:
Maria, himmlische Königin,
Dir weih ich mein goldenes Haar."

Das Kloster beschaut sich mitten im Rhein,
Noch hallen die Glocken im Thal.
Da schallt ein Huf, wer mag es sein?
Der Todte von Roncesval?

Nein, Roland selbst, er leibt und lebt:
Ja wärest du, wärest du todt!
Denn wisse, daß sie das Kloster begräbt,
Die dir zu leben gebot.

„Und begräbt das Kloster schön Hildegund,
So setz' ich mich hier auf den Stein
Und schaue, zeitlebens zum Tode wund,
Hinab auf das Kloster im Rhein."

Im Kloster betete Hildegund,
Held Roland saß auf dem Stein
Und schaute zeitlebens zum Tode wund,
Hinab auf das Kloster im Rhein.



Rolandseck mit Nonnenwerth.

Aber soll, fragt der Forscher, eine solche Liebessage nicht eben so gut droben am schäumenden Quellfluß des Rheines und hier in der Nähe der alten verschollenen Burg des rheinumflossenen Klosters sich gebildet haben? Freilich steht urkundlich die Gründung der Burg Rolandseck durch den Paladin des großen Karolingers nicht gesichert da; freilich wird nach Brief und Schrift erst Anfang des 12. Jahrhunderts auf der Insel Rolandswerth oder Ruleicheswerd von Erzbischof Friedrich I. von Köln ein Frauenkloster gegründet: aber mit Recht erinnert Chr. von Stramberg daran, daß Roland's Grafschaft, der Engersgau, sich bis hierher einst ausdehnte, daß mehrere Frauenklöster schon zu seiner Zeit am Rhein bestanden, und daß recht wohl das Klösterchen auf der Rheininsel der Zerstörungswuth der normannischen See- und Flußräuber im 9. und 10. Jahrhundert zum Opfer gefallen sein kann, bevor die Gunst seiner Lage zu einer neuen Gründung um 1111 angelockt hat.

Und froh, ein historisches Substrat zur Perle der rheinischen Sagen erhalten zu haben, wandern wir den Bergrücken hinan, der uns von dem zerstörten Ringe der Burg Rolandseck, die gleichfalls Erzbischof Friedrich I. von Köln zugeschrieben wird, hinführt zu dem Wartthurm vom Rath, der seit 1848 die letzte Höhe am linken Rheinufer ziert. Von seiner 28 m betragenden Höhe genießt man eine umfassende Rundsicht auf die ganze Landschaft bis zur Eifel und dem Westerwalde, dem Sieglande und hinein in die Niederung; aber poetischer und malerischer ist ohne Zweifel der Blick durch den Rolandsbogen. Gleich in der Nähe enthält der Roderberg einen weiten vulkanischen Trichter, und rings umgeben seine Halden Lava, Bimsstein und vulkanischer Sand. Aber es zieht uns von dem Trümmergestein wilder Naturkraft wieder hinab zu der sonnigen Landschaft, wo der Epheu der Vergangenheit mit der Rebe der Gegenwart ein so herrliches Gerankе bildet. Wir steigen wieder nieder zum Gelände des Rheines und können den Blick nicht trennen von dem Zauber der Formen und der Anmuth der Bilder, welche wechselnd mit Licht und Schatten jeder Tritt auf diesem geweihten Boden bietet. Gerade gegenüber liegt die Honnefer Thalschlucht. Hunnhof, Hunnonis villa ehedem geheißen, lag der Ort mit seinen sieben Hunschaften einstmals zerstreut im Thale, und jeder Hofbesitzer hatte sein Heim nach germanischer Art gegründet, wo es ihm am heimlichsten erschien. Jetzt hat Honnef sich erweitert zu einer ländlichen Stadt, und rings aus dem grünen Kessel lugen die weißen Giebel und die zierlichen Thürme der Landhäuser der reichen Rheinländer hervor. Eng verschwistert mit dieser Villenstadt, liegt am Fuße des Drachenfels die ehemalige Hunschaft Rhöndorf, während hoch oben am Gebirge die Insassen von St. Aegidienberg wohnen, deren Niederlassung Honneferrath vordem eine Seitenkolonie der Honnefer Gemeinde war, die den Wald ausrodete und sich sammelte um die einsame Kapelle zu St. Aegidien. Rhöndorfs Name und Vorkommen geht hoch hinauf in den Urkunden. Eine Villa Raterestohrp wird im Bonnergau in einer Urkunde vom 20. Dez. 866 Erwähnung gethan, in der Abt Ansbald von Prüm der edlen Matrone Hindilda daselbst einen mansum indominicatum cum mansis 9½ ad eundum deservientibus sammt Ackerland, Weinbergen und Wald anwies. Dazu bemerkt Cäsarius, der Chronikenschreiber von Heisterbach: „Retersdorpht est supra Rhenum juxta Draczenviles (= Drachenfels), quam tenet comes Clevensis ab ecclesia.“ Anno 970 wird im Auelgau, in der Grafschaft des Grafen Godefrid

eine villa vel marca Roonthorp, 1102 ein Allodium in „Roendorp" genannt. 1240 kommen Besitzungen in Ründorf beim Drachenfels in Verbriefungen vor; 1271 heißt der Ort Rhöndorf bei Honnef. Gezeichnet scheinen damit die zwei Nachbarorte zu sein, die jetzt Rhöndorf und Romersdorf offiziell heißen. Das Mittelalter unterschied, wie es scheint, ein Rathersdorf und ein Rondorf. Es ändern sich eben mit den Zeiten nicht nur die Menschen, sondern auch die Namen.



Königswinter.

Kein Wunder ist es, daß in solch poetischer Gegend auch Dichter von Gottes Gnaden von jeher ihr Gezelt aufgeschlagen haben; so weilte Freiligrath gern zu Unkel, drüben in Menzendorf der Sagenforscher Karl Simrock, das freundliche Königswinter ist die Heimat des rheinischen Sängers Wolfgang Müller, und zu Oberkassel am Nordfuß des Siebengebirges stand die Wiege von Gottfried Kinkel. Zu Honnef hält manch Bonner Professor seine Sommervillegiatur ab, vor Allem der als Arzt und Naturforscher gleich geachtete Prof. Schaaffhausen, der Heilspender der ganzen Gegend, der Auffinder des Neanderthalschädels, der als ein Zeuge der frühesten Geschichte des Menschen am Ufer der Düssel im August 1856 unter einer 2 m dicken Lehmschicht in einem Grottenraume aufgedeckt wurde. Voll von den Erinnerungen an die Vorzeit und des Genusses der einzigen Landschaft, grüßen wir von der Terrasse des Bahnhofes zu Rolandseck nochmals den stolzen Bogen des Siebengebirges, das reizende Rhöndorfer Thälchen, zur Linken den romantischen, von lichtem Grün umwobenen Rolands-

bogen, zur Rechten den kühn ansteigenden Drachenfels, und besteigen ein Schiffchen, mit raschem Ruderschlag und blähendem Segel, den Strom hinabzugleiten. Und wenn wir so mit Grazie an den beiden letzten Wächtern des romantischen Rheinlandes, zwischen denen dem Wanderer die Wahl wehe thut, vorüberfahren, da überschleicht eine gewisse Wehmuth das Herz, daß es jetzt ein Ende mit den Burgen und Bergen am Vater Rhein. Und noch etwas Anderes in dem schönen Schlußbilde läßt philosophische Gedanken in unserer Seele auftauchen, während das äußere Auge hell geblendet vom Glanze der letzten Rheinfahrt sich schließt. Es ergreift uns hier, wenn wir zwischen Ruinen wandeln, ein Hauch aus jener Zeit, da sie noch stolz und vollendet zum Himmel strebten. Wir sehen die Gestalten aus fernen Tagen an uns vorüberziehen, welche hier einst gelebt, geliebt, gelitten und Anderen Leid gebracht haben. Wir gedenken der Hinfälligkeit alles Menschlichen und der Vergänglichkeit der stolzesten Bauwerke. Und so wird uns ein Gang durch die Ruinenwelt der Vorzeit meist zu einer inneren Einkehr und zu einer philosophischen Sammlung, und wem das Herz im Materialismus der Gegenwart nicht erstarrt und versteinert ist, den fordern jene gebrochenen Hochwarten der Vergangenheit auf, die Gegenwart, die ja uns gehört, harmonisch sich zu gestalten. Und ist es dieser Gedanke gerade hier an der Schwelle der rheinischen Burgenwelt, oder blos die paradiesische Lage des Gaues, oder am Ende Beides zusammen, was gerade hier die Mäcene der Kunst und der Wissenschaft veranlaßte, ihr mehr oder minder stolzes und poetisches Heim zu begründen? Beatus ille qui procul negotiis, kann man solchen Besitzern zurufen. Von Rolandseck bis Bonn bekleidet das linke Ufer eine Perlenschnur von Villen und Landsitzen. Da sehen wir den Palazzo im Renaissancestil mit toscanischen Säulen, daneben die eingebogenen Ecken des gothisirenden Thurmbaues, und dann, von Rosengärten mit Marmorbüsten eingehegt, den prächtigen Mansardenbau Neufrankreichs. Lauter Namen guten deutschen Klanges sind es, welche von Mehlem bis Bonn hier ihre Ruhesitze gegründet haben. Von Rath und Camphausen, Jost und Grysar, Schaaffhausen und Dechmann, so heißen die Villen, wie uns der Schiffer belehrt, die sich an dem Gelände sonnen, das dem Drachenfels und Königswinter gegenüberliegt.

Das anmuthig dem Drachenfels an den trachytischen Fuß geschmiegte Städtchen hat seinen Namen nicht, wie Simrock mittheilt, vom mythischen König Drusian, sondern von seiner Königspfalz, wie König Heinrich II. seiner Zeit dem Frauenkloster Dietkirchen zu Bonn schenkte. Winter in den Nachbarorten Oberwinter und Königswinter ist aus dem gothischen veinatriu entstanden und hängt eng zusammen mit dem althochdeutschen wîn karto = Weinberg. Nicht vom rauhen Winter, sondern vom sonnigen Sommer ist also der geschützte Ort benannt. Jetzt ist das Städtchen der Ausgangspunkt der zahlreichen Touristen, welche in der Saison des Siebengebirges Höhen und Thäler besuchen. Von der schattigen Veranda des Berliner Hofes erschallt Stimmenzuruf und Becherklang; wir folgen aber nicht den Sirenenstimmen, sondern lassen das Boot nach Nordwesten dem gegenüberliegenden Rüngsdorf zulaufen. Durch den freundlichen Ort mit mancher halbverfallenen Villa geht der Weg nach dem nahen Godesberg. Der Name des reizenden Städtchens hieß vorher Godenesberg oder Wodenesberg und hatte seinen hohen Taufpathen in dem germanischen Kriegsgott Wodan, dem hier ohne Zweifel vor Jahrtausenden die Ubier opferten, bevor sie den fremden Christus anzurufen von Römern gelehrt wurden.

Das benachbarte Gudenau, der Goden=Elter bei Ahrweiler, das Godenhaus bei Sinzig stehen nach Simrock gleichfalls mit dem Allvater in Zusammenhang. Der Kölner Erzbischof Theoderich erbaute um 1210 an der Stelle einer Michaelskapelle, die dort an die Stelle von Wodan's Opferaltar trat, eine schützende Feste. Die Michaelskapelle finden wir, wenn wir die alten, malerischen Gäßchen von Altgodesberg durchschritten haben, jetzt am Fuße des Kegelberges angebracht, auf dem die bekannte Ruine sich erhebt. Die gewaltige Warte, die wir schon vom Rhein aus begrüßt haben, errichtete um 1340 Erzbischof Walram. Der Lieblingsaufenthalt der Kölner Kurfürsten fiel 1583 der stürmenden Hand der Anhänger des neugewählten Kirchenfürsten Ernst von Bayern zum Opfer. Hier hatten sich die letzten Anhänger des zum Protestantismus übergetretenen Erzbischofs von Köln, Gehrhard's II., Truchseß von Waldenburg, gegen den Ansturm des neuen Kurfürsten verschanzt. Der Uebermacht und der Gewalt der Minen unterlagen 72 Helden. Seitdem liegt der Sitz der Erzbischöfe in Trümmern; nur der 30 m hohe, gewaltige Bergfried hat den Sturz überlebt. Die Franzosen wollten 1689 die Burg als Stützpunkt für ihre Operationen wieder befestigen, aber es blieb beim Wollen. Jetzt gehört der Burgring der Kaiserin Augusta. Noch lassen die äußere und innere Umfassung, die Mauern des Burgstadels und des Rittersaales, die Treppenthürme und die Mauerthürme die Bedeutung der Feste erkennen. Den Hauptschmuck der Ruine, die im Sommer stets von Einheimischen und Fremden, besonders aber der studirenden Jugend belebt ist, die von Bonn hierher ihre Spritztouren und Chaisenfahrten macht, bildet der runde Bergfried mit seinen zwei sich nach oben verjüngenden Absätzen, zwischen denen vordem eine Ballustrade die Bestreichung des unten anstürmenden Feindes erlaubte. Eine weite Aussicht auf den ganzen paradiesischen Gau bietet sich von oben; aber noch herrlicher wirkt im gebrochenen Rittersaale der Blick durch den erhaltenen Fensterbogen, in dem der Drachenfels und der Rolandsbogen mit dem Bande des belebten Rheinstromes ein glückliches Ensemble bilden.

Da strebt er auf im wunderbaren Bilde,
Gleich einem Märchenbau aus alter Zeit,
Das Haupt gekrönt mit seiner kühnen Warte,
Die scheint zu trotzen einer Ewigkeit.

Gegrüßt du Drachenfels, am breiten Strome,
Du winkst dem Wand'rer wie mit Zauberhand;
Der Vater Rhein er hat zum Rolandsbogen,
Zur Reckenburg gewoben hell sein Band.

Mit Zauberfäden zieht es zu den Burgen,
Die Sonne goldet rings den Blütengau,
Mit Purpurfarben malt sie dort die Berge,
Die streben auf gleich einem Riesenbau.

Es lockt, es gleißt ringsum die Erde,
Der Boden hält den Wand'rer fest am Ort;
Willst du dich dem Sirenenarm entreißen,
Wirst schwer du finden das Erlösungswort.

Mit blindem Auge mußt du weiter ziehen,
Verhüll' den Blick vor diesem Paradies.
Vom Glücke darfst Unglücklicher du sagen,
Wenn dich der Zauberaus dem Banne ließ.

Im Absteigen vom Godesberge werfen wir noch einen Blick auf das idyllische Thälchen, das sich, ein Gegenbild zur Rhöndorfer zerrissenen Waldschlucht, mit

anmuthig weichen Formen gen Westen zieht. Die Draischquelle, die dort unten entspringt, soll schon dem Alles benutzenden Römer bekannt gewesen sein. Der Stahlbrunnen nach Marienforst zu lockt jetzt noch manchen Leidenden an, ebenso wie die unter der bewährten Leitung des Dr. Gerber stehende Wasserheilanstalt in der Kurfürstenstraße; aber lockender ist der Reiz der Lage, die es erlaubt, ohne Anstrengung die Krone des Rheinlandes im dolce far niente zu bewundern, gleich einem Opernabend, wenn wir mit Jules Verne „die Reise um die Welt" machen, im weichen Parketsessel, ohne einen Tropfen Schweiß. Ja, schön ist dies otium et negotium, diese süße Anstrengung des Schauens und Betrachtens, dem sich hier der Kurgast überlassen kann. Wir aber ziehen fürbaß die staubige Landstraße, der nahen Musenstadt zu. Am Hochkreuz, das sich vor dem Orte Friesdorf rechts des Weges in den dämmerigen Abendhimmel erhebt, und das Erzbischof Walram von Jülich im 14. Jahrhundert einem im Zweikampf gefallenen Ritter zum Angedenken errichtet hat, laßt uns noch einmal Halt machen. Vom Fuße der hohen Kreuzespyramide erspähen wir im Nebel vor uns die spitzen Thürme vom alten Bonna; wir wenden die Blicke und grüßen noch einmal die sich vom Himmel abhebende Feste Godesberg, die im Arme ruht von hohen Bergkegeln, welche gen Süden den Horizont abschließen. Und in der Stimmung, in der wir die Wanderung am Rhein beschließen, da kommen uns in die Sinne die stimmungsvollen Verse des Dichters von Königswinter. Laßt uns mit diesen warm empfundenen Strophen die Fahrt ins romantische Land zum Abschluß bringen:

„Auf eines Kreuzes Höhen,
Da steh' ich hingebannt:
So weit die Blicke gehen,
Liegt abendstill das Land;
Des Himmels Wölbung blinket
In tiefem, dunklem Blau:
Wie eine Kirche dünket
Mich jetzt der Weltenbau.

Hochroth in Purpur blühet
Der Westen wunderbar,
Im Weltentempel glühet
Er wie ein Hochaltar.
Es strahlt uns draus entgegen
Die Sonn' im Untergang:
Sie winkt den Abendsegen
Das weite Land entlang.

In Stadt und Dörfern klingen
Die Glocken voller Klang,
Auf leisen, hellen Schwingen
Verhallt der süße Sang.
Da zieh'n am Himmelsbogen
Gewalt'ge Wolken um,
Von Schatten wird umzogen
Des Altars Heiligthum.

Dann schweigt es in den Lüften,
Des Westens Roth vergeht,
Von süßen Blumendüften
Nur steh' ich rings umweht.
Der schöne Tag verglühte,
Doch meine Seele nicht:
Heim geh' ich, im Gemüthe
Voll Fülle, Segen, Licht."



Godesberg.

Das Siebengebirge.

Wanderung durch das Siebengebirge. — Der Mythus im Siebengebirge. — Petersberg, Kloster Heisterbach, Oelberg, Drachenfels. — Fahrt von Bonn nach Königswinter; ein Studentencommers auf dem Drachenfels; Studentenlieder.

Die stolzen Berge strecken
Dunkel die Häupter empor,
Und Felsenzacken recken
Wie Arme d'raus hervor.

Das Siebengebirge. An diese Verse des Dichters muß man denken, kommt man herüber von Rolandseck und dem Rolandsbogen mit seiner märchenhaften Aussicht nach Königswinter, der Heimat des Dichters, dem sie entlehnt sind: Wolfgang Müller. Es ist kein Wunder in dieser die Phantasie anreizenden Umgebung, im Norden das Eldorado der Wissenschaft, Bonn, daneben das heilige Köln mit seinen tausend Erinnerungen an das Mittelalter und seinen Leistungen der Neuzeit, ringsum die kühnen Basaltausbrüche der Mutter Erde, die reckenhaften Vertreter des Basalts und Trachyts, und unten der tief flutende Rheinstrom, der von der Loreley und den vielen Burgen und Bergen ihm zu Häupten zu erzählen und zu flüstern weiß — da muß des Dichters Herz sich heben in höherem Schwunge! Am Rhein, am Rhein, da blühen nicht nur unsere Reben, sondern da gedeiht auch der immergrüne Eppich, und beide Ranken windet sich hier der Dichter um das lockige Haupt!

Mit solchen und ähnlichen Gedanken durchschreiten wir die reinlichen und hübschen Straßen von Königswinter, das sich alten Ursprungs rühmen kann.

Schon unter dem Kaiser Heinrich II. erscheint es urkundlich als „villa Wintêre“, und der schon 1064 hier erwähnte Weinbau legt die Vermuthung nahe, der Name sei aus dem Römermunde vini terra = Weinland entstanden. Ist ja doch das Drachenblut aus der Nähe weithin berühmt, und scheinen doch die Quadern der Ruine Drachenfels über uns dem römischen Baumeister ihre Setzung zu danken! Am Geburtshause des rheinischen Sängers vorüber gelangen wir am Bahnhofe vorbei, in dessen Nähe jüngst Reste von Häusern und Brunnen aus heidnisch-römischer Zeit sich fanden — Heidenhäuser sind sie hier genannt —, durch Weinpflanzungen empor zum heiligen Gipfel des von Wallfahrern besuchten Petersberges. Eine Reihe geschmackloser Stationen zeugt von der Pietät der Umwohner gegen den Schutzpatron des nördlichsten der sieben Berge, des Septimoniums, wie Herrad von Landsberg vor sechs Jahrhunderten das Gebirge nannte. Unter stetiger forschender Unterhaltung mit dem Führer, einem ganz gewandten und landeskundigen Sohne dieser Gegend, geht es den ziemlich steilen Berg hinan.

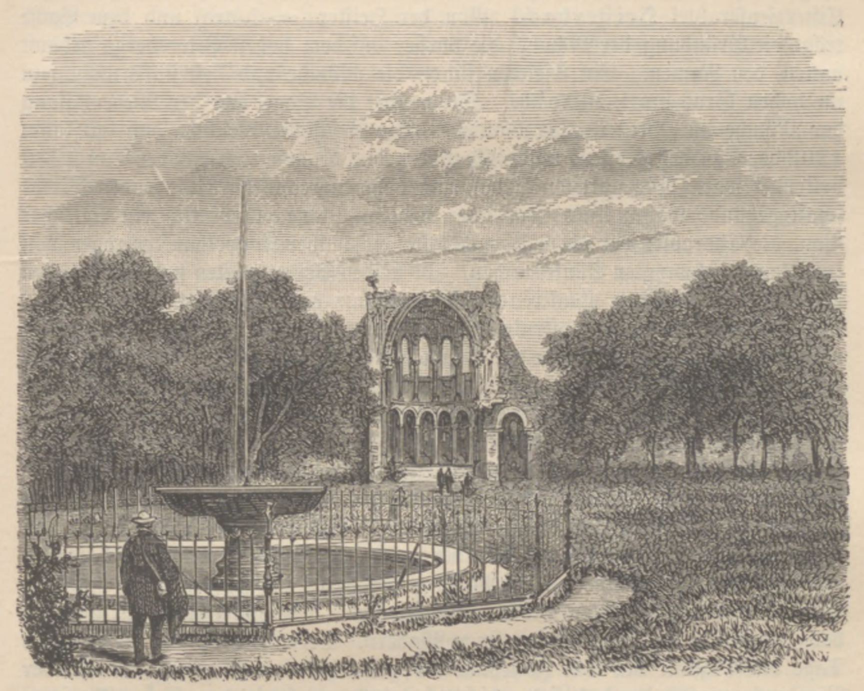
Die verschiedenen steinernen Beter leiten uns sicher auf die Höhe — hat doch auch der Ketzer etwas davon! — und siehe, den Rand des Plateaus, das ca. 280 m nach v. Dechen über des Rheines Spiegel liegt, umzieht ein noch deutlich sichtbarer Wall von Bruchsteinen. Prof. Schaaffhausen in Bonn glaubte Anfangs, an seiner Existenz zweifeln zu müssen, hat sich aber vor kurzer Zeit eigenhändig von des Walles Existenz überzeugt — est et erat! Wie der Augenschein überzeugt, ist er besonders auf der Nord- und Westseite noch ziemlich gut erhalten. Seine Höhe steigt an einzelnen Stellen bis zu 4—5 m. Er ähnelt in seiner jetzigen Gestalt ganz der Dürkheimer Heidenmauer und dem Donnersberger Ringwall. Sollte er in germanischer Zeit nur zur Vertheidigung gedient haben? Man muß daran fast zweifeln; denn auch der Raum innerhalb anderer Ringwälle am Rhein diente, wie nachgewiesen, nicht nur für den Krieg, sondern auch für den Frieden.

Der Germane liebte es, sich in solchen Oppida, wie sie Cäsar und Tacitus nennen, zu vertheidigen, aber auch hier die höchsten Gottheiten Wodan-Odin und Donar-Thor zu verehren. Drüben bei Bonn die herrliche Ruine Godesberg sah einst auf ihrer Stelle den Dienst des Wodan; der urkundliche Name Godenesberg = Wodenesberg zeugt noch davon. Dem Sitze Wodan's, der ara Ubiorum gegenüber, erhob sich hier das rauhere Heiligthum des Donar, welches die Sigambrer, die Anwohner der Sieg, verehrten und besuchten. Ubier und Sigambrer sahen sich hier in die feindlichen Augen; den milderen Odin ehrten jene, diese, die Todfeinde Roms, den donnernden Kriegsgott.

An Stelle des Wodan trat auf dem Godesberge später der heilige Michael. Erst Erzbischof Dietrich I. von Köln ließ dort die alte Michaelskapelle abreißen und stellte dafür eine schirmende Zwingburg hin. Zürnend flog nach der Sage der Engel vom Godesberg auf den Petersberg, wo er sich niederließ. Nach Analogien am Rhein zu schließen, kann kaum ein Zweifel daran sein, daß hier am Petersberge Sankt Peter den Donar der Germanen, den Jupiter der Römer ersetzt hat. Eine Transmutation, die um so weniger Befremdendes hat, wenn wir bedenken, daß die römischen Priester den römischen Namen Wodan und Mercur die neuen anpaßten. So setzten sie denn, dem Transmutationsgesetze bewußter und kluger Weise folgend, für Mercurii mons (Mercur-Wodan),

Michaelis mons und für mons Jovis (Jupiter=Donar) mons Petri; auf solche Art entstanden die Namen: Michaelsberg und Petersberg.

Und hätte ich vielleicht meinem redlichen Führer diesen Darwinismus in der Mythologie, diese Ersetzung mit neuen Namen an alten Kultusstätten klar legen sollen? Grau ist die Theorie nach Mephisto, und grün war die herrliche Veduta hier oben auf dem basaltigen Steinwalle. Wahrhaftig, hier konnte einst Donar, der frohe Donnergott, thronen und mit dem Steinhammer Miölnir zertrümmern der Welschen listige Breitschädel. Die Sigambrer, die Erzfeinde Roms, haben dies auch einstens redlich gethan, und ihre Nachkommen, die Siegländer in Rheinlanden, folgen ihren Spuren allmählich!



Kloster Heisterbach.

Nur das Sauerland drüben am Strande des im Norden blau schimmernden Horizontes liegt immer noch fest an den Banden der ewig herrschenden Roma. Von unten herauf grüßt die Rotunde des zerfallenen Klosters Heisterbach, wo einstens die Mystik blühte. Wohin die Bewohner und wohin die Quadern der festen Räume? — Drüben an der Sieg grüßt das feste Schloß von Siegberg, und weiter nach Osten künden Rauch und Qualm vom Amboßschlag und von zwingender Dampfkraft! Im Westen der Eifel dunkelgraue Halden und verschwimmende Züge; und zur Seite der anbrausende Bahnzug, wohin eilt er? Nach Norden, dem Dome zu, der wie ein Riese sich erhebt über des Landes zwerghafte Tiefebene. Tausend Gedanken stürmen auf den Betrachter der

Landschaft ein. Strom und Kultur, Zeit und Ewigkeit! Es sind zu viele, um alle bannen oder binden zu können. Weiter!

Den steilen Hang hinab führt ein schattiger Weg; über unseren Häuptern zieht eine künftige Drahtseilbahn bereits ihre Fäden; die Menschen müssen den Genuß der Aussicht halt immer bequemer haben, und die Rigi- und Vesuvbahn bringt den Reisenden par excellence im Halbschlummer auf die dominirende Höhe, ohne daß er einen Schritt zu thun braucht. Eine Thalmulde, deren lauteres Wasser nach Norden zur Sieg geht und das wegen seiner Klarheit den Namen „Lauter“ führt, umfängt uns bald in waldumrauschter Einsamkeit. Eine hohe Pforte bietet uns den Eingang; das Wappen am Thorbogen: eine junge Buche und ein Bach künden den Raum an als Territorium der ehemaligen Cisterzienserabtei Heisterbach. Von der Heister (= hêtre) und dem Bache trägt die Gründung der Mönche, die vorher auf dem hohen Petersberge gehaust hatten, den Namen. Ein Eselchen führte die Mönche und ließ sich's wohl sein im hohen Gras am Lauterbache. So meldet die Sage von der Niederlassung der Mönche im „Heisterbacher Mantel“. Die Geschichte berichtet, daß im Jahre 1202 der Bau des Klosters unter Abt Guerardus begann, und daß der Bau 1233 vollendet war. Wir schreiten fürbaß und nehmen rechts die einladenden Wirthschaftsgebäude wahr; links aber über weitem Plane erhebt sich ein köstlicher Bau, die Chorapsis der ehemaligen Kirche, ein halber Kuppelbau, getragen von zwei leichtbeschwingten Säulenreihen. Zu beiden Seiten deuten hohe Thorbögen die ehemalige Existenz flankirender Seitenräume an. Wie ein Demant unter Blumen liegt das luftig konstruirte Kleinod umrahmt von hochstämmigen Buchen vor uns, der einzige Rest, den der Vandalismus der Bergischen Regierung Anno 1810 von der Klosterkirche bestehen ließ. Hinter der Chornische ragen halb versunkene Grabsteine kaum über das hochgewachsene Gras; dicht dahinter schließt der lauschige Wald Kirche und Kirchhof ein. So recht ein Platz, geschaffen zum Dichten und Träumen. Und wirklich, ein Caesarius Heisterbacensis hat uns in seinen von Klostersagen und Geistergeschichten wimmelnden Dialogen Beweis gegeben von dem Einfluß dieser Umgebung. Spukt doch hier die Sage von dem ungläubigen Mönch Xaverius, der grübelnd im Waldesdunkel sich erging und nach drei Jahrhunderten zur Messe zurückkehrte, um zu begreifen, daß dem Herrn tausend Jahre seien wie eine Nachtwache. Aber auch fidele Brüder sah das alte Kloster in seinen weingrünen Mauern. Verlebte doch hier seine letzten Tage ein Erzpoet des 12. Jahrhunderts, Walther von Mappes, als Bruder Nicolaus genannt, der das Lied gedichtet hat, das noch jetzt jedem frohen Burschen auf der Zunge liegt:

Mihi est propositum
in taberna mori.

Er mag wohl den Klosterkeller als taberna angesehen haben, und daß der wohl versorgt war mit manchem guten Tropfen, dafür wußten die frommen Donatoren des Klosters, die Grafen von Isenburg und Sayn, schon zu sorgen. Einen Fremden, der Ende des vorigen Jahrhunderts den Abt nach Alterthümern fragte, wies der Abt an den — Pater Kellermeister. Noch damals scheinen die Alterthümer mit hölzernem Röcklein nicht von schlechten Eltern gewesen zu sein. Aber nicht nur der Weinbau, auch die Kunst fand einst in den stürmischen Zeiten des Spätmittelalters hier ihre sichere Zufluchtsstätte. Berühmt war die Kirche

durch die kostbaren Bilder, welche die achtzehn Altäre schmückten; und wenn in der alten Pinakothek zu München das Auge manch wunderbares Bild der altdeutschen und niederländischen Schule in Augenschein nimmt, dann magst du daran denken, daß dieser Schmuck einst zum „Heisterbacher Mantel" gehörte.

Nach kurzer Rast unter im Ostwind leise erzitternden Eichen geht es wieder bergauf, immer durch Waldesgrün. Bald haben wir gegen 140 m auf der breiten Chaussée erstiegen und stehen auf der Höhe des Stenzelberges (288 m). Der Blick ruht auf den kühnen Recken des Siebengebirges mit ihrem schmucken hellleuchtenden Gewande, und unter uns pocht und hämmert es in der Tiefe der Erde, als ob ein Heer von Wichtelmännchen ohne Rast, ohne Ruh' hier beschäftigt wäre. Aber wenn wir näher treten an den Rand des wol 30 m tiefen Abgrundes, da sehen wir in den Tiefen der Bergeingeweide den Steinhauer wühlen und mit Pickel und Haue die gewaltigen Trachytsäulen absprengen, welche lange Reihen von Wagen hinab an die Gestade des Rheines bringen. Schon im 13. Jahrhundert waren die Steinbrüche des Stenzelberges bekannt; und wie sein grauer Vulkanstein früher zum Bau des Klosters von Heisterbach diente, so haben seine Massen in der Neuzeit den großartigen Dombau zu Köln gethürmt. Die Säulen der Natur, die der nimmer rastende Mensch hier zertrümmert, er baut sie zu neuer Harmonie im „heiligen Cöllen" wieder auf. Auch dem bürgerlichen Hause liefern die Brüche Thürgestelle und Treppen, Quadern und Gewände. Im steten Ausblick nach dem tief unter uns gelegenen Siegthal, wandern wir weiter der nahen Pyramide des höchsten Hauptes des Siebengebirges zu, dem großen Oelberg oder Auelberge. Ein steiler, aber stets schattiger Pfad führt von der Heerstraße ab, und nach manchem verlorenen Schweißtropfen sind wir auf der stattlich ragenden Höhe, 464 m über Meer, 418 m über dem Rhein, matt und müde angelangt. In der Veranda der ländlichen Wirthschaft erfrischen wir uns mit einem kühlen Trunke der Mischung vom Zeltinger und Apollinariswasser, und dann mögen wir auf die umfassende Rundsicht einen begierigen Blick werfen. Schon das scharfe Auge unserer germanischen Vorfahren hat das Haupt des Auelberges als das höchste im Auelgau erkannt, und hierher verlegten sie des Gaues Dingstätte. Hier im Angesicht der umschließenden Berge ward Recht gesprochen von den Richtern und Schöffen aus dem Sieg- und Aggerthal auf der ragenden Malstätte, bis die Mönche sich des Waldberges bemächtigten, die Gauverfassung verfiel und der Spruch des Rechtes im Thale erfolgte. Gen Norden liegt das Bergische Land mit seinen bewaldeten Höhen und seinem verhüllenden Rauch vor uns ausgebreitet. Man mag Siegburg mit seinem Schlosse und den First des Ederkopfes erkennen. Nach Nordwesten zieht sich wie eine schillernde Schlange der Lauf des Rheines, und am Horizonte thürmt sich eine dunkle Masse mit zwei pyramidalen Spitzen — der Kölner Dom. Nach Westen schließt die Aussicht der Saum der Eifelberge, aus deren gezacktem Rand die „Hohe Acht" hervorragt; und im Süden umgrenzen das weite Bild die Linien des Taunus und des Hunsrücks, die als ein Gebirge erscheinen, während den weiten Osten die bleichen Ketten des Westerwaldes einnehmen. Selbst den Donnersberg soll noch ein scharfes Auge erreichen. Fesselnder ist der Blick auf die nächste Umgegend; das Siebengebirge liegt im Vordergrunde wie eine Reliefkarte ausgebreitet, und die Spitzen der Berge — wir können sie handgreiflich zählen. Zwei Bergreihen bilden das Siebengebirg,

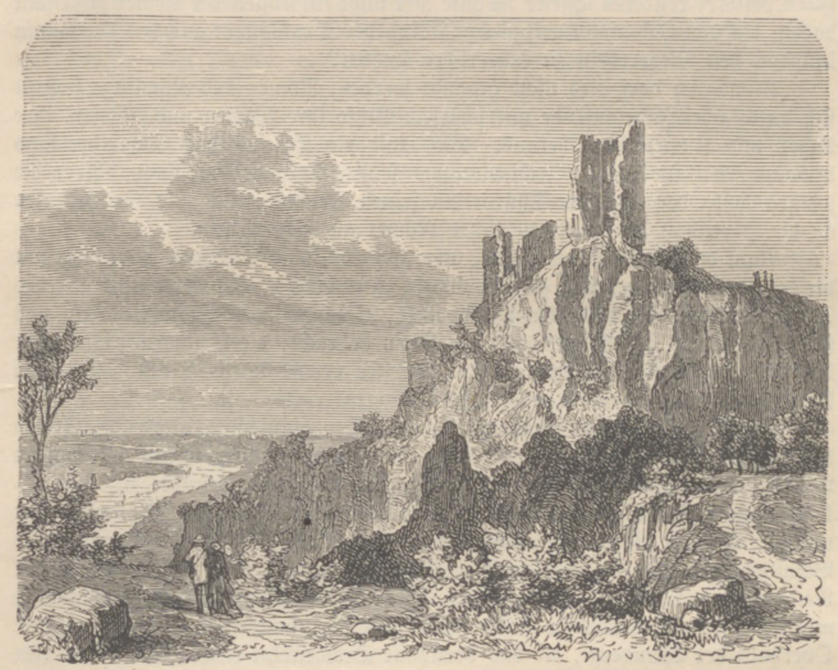
diesen vulkanischen Ausläufer der Eifel, nach Süden vom Röhndorfer Thal, nach Norden vom Lauterthälchen begrenzt. Die Reihen scheidet ein tiefer Einschnitt. Der Oelberg (464 m) und die Löwenburg (459 m) bilden die Anfangspunkte der beiden parallelen Bergzüge. An den Oelberg schließen sich an die kleine und große Rosenau, der Nonnenstromberg (337 m), der Petersberg (334 m); Falkenberg und Stenzelberg bilden Ausläufer dieses Zuges. Auf der Scheide zwischen Oelberg und der Löwenburg steht das Margarethenkreuz (308 m) und der Lohrberg (440 m). An letzteren schließen sich an die Kuppen des Gais- und Schallerberges, denen die mächtigeren Erhebungen Wolkenburg (328 m) und Drachenfels (325 m = 1150 Fuß) folgen. Einen Ausläufer dieser zweiten Berglinie bildet der Hirschberg oberhalb Königswinter. Das Septimonium, wie dies Gebirge Herrad von Landsberg nennt, oder Setmunt, wie es bei Gottfried von Straßburg heißt, besteht demnach aus einem Dutzend Bergen, gelagert im Viereck, dessen Ecken Drachenfels und Petersberg, Oelberg und Löwenburg festigen.

Wir steigen hinab stets mit dem Auslug auf die Landschaft nach dem am Knotenpunkte der Straßen gelegenen Margarethenkreuz. Ein altes Kreuz stellt die Rettung der reinen Jungfrau vor dem Rachen des dräuenden Ungethüms dar. Ueberall spukt hier die Sage und der Mythus von Drachen und Jungfrauen, von Helden und Koboldon. Wir verfolgen den Thalweg, dem zu Häupten links und rechts die Waldriesen emporstiegen und aus deren Innerem das Pochen und Sprengen die gefährliche Arbeit der Steinhauer verkündet. Liefert doch das Siebengebirge dem halben Niederlande seine festen Quadern aus Trachyt, sein bequemes Pflaster aus Basalt und Dolerit. — Den Berg hinab geht es bekanntlich leichter, doch muß den Wanderer die Aussicht auf die Ersteigung des Drachenfels, die noch vor ihm lag, zu Betrachtungen à la Eulenspiegel anregen. Ueber die sogenannten Pferdswiesen ging der Abstieg hinab zum Kanterbonnerbach. Dort hat man am Fuße eines Steinbruches, der uns zufällig unter einer Decke von Opal ein römisches Pilum lieferte, ein hübsches Panorama auf das kühn anstrebende Siebengebirge.

Den Nordpunkt bildet der Petersberg, ihm schließt sich nach Osten der Stromberg an; als der höchste folgt der Rücken des Oelbergs; dann erscheint das gewaltige Haupt der Löwenburg. Auf ihrem Kegel stand vordem eine gewaltige Feste, eine Gründung des 12. Jahrhunderts. Melanchthon und Bucer trafen dort mit dem Kölner Erzbischof Hermann V. zusammen, und das Ergebniß ihrer Diskussionen bildete der Uebertritt des Kirchenfürsten zur Reformation. Nur wenige Trümmerreste erinnern an der Löwenburg ehemalige Bedeutung. Niederer durch Abtrag der Steinmassen schließt sich die Wolkenburg an. Den Schluß bilden Drachenfels und Hirschberg, zu deren Füßen Königswinter seine Straßen dehnt. Die sieben Berge bilden so einen nach Westen offenen Halbkreis, den das Thal theilt, das wir jetzt mit munterem Schritte durchmessen.

Der Eindruck des Siebengebirges auf das Auge beruht einerseits auf der relativen starken Erhebung über dem Rheinspiegel, dann auf dem starken, stracken Ansteigen der Berge und auf der ziemlichen Einsenkung zwischen den einzelnen vulkanischen Erhebungen. Der Eindruck beruht so wesentlich auf einer optischen Schönfärberei. Auch die Landschaft wirkt oft durch Täuschung!

Ueber anmuthiges Ackerfeld, das einen Theil des Bodens als freiwilligen Zoll an unsere Sohlen abgiebt, gelangen wir endlich, den Durchmesser des erwähnten Halbkreises mit den Füßen beschreitend, unter das Dach duftigen Buchenwaldes. In angenehmen Windungen führt eine chaussirte Straße den Berg hinan. Eine Schar munterer Wanderer läßt uns direkt ohne Telephon die Stärke ihrer Stimmmittel empfinden und alte Studentenerinnerungen erwecken.



Der Drachenfels.

Endlich per aspera ad astra ist man auf dem Hospiz unterhalb der Ruine Drachenfels angelangt. Die Aussicht hier oben auf die Ebene, welche der letzte Strahl der Sonne zum Abschiede küßt, hinab auf den Strom, der in allen Farben des Prismas erglänzt, hinab auf die friedlichen Häuser von Honnef, nach Süden gewandt zu den dunklen Bergen des Hunsrücks, dem reizenden Rücken des Westerwaldes, nach Osten auf die stolzen Brüder des Drachenfels muß imposanter genannt werden, als die auf dem Petersberge. Der Steilabsturz zum Strom bringt zur sonst gleichen Aussicht ein romantisch-kühnes Moment. Ein Glas Wein mundet dem Geführten und dem Führer hier oben auf luftiger Höhe. Nun gar hinauf zum Gipfel des Drachenfels, der auf seiner Trachytmasse, ein kühner Ritter, die Lande beherrscht. Das trunkene Auge sieht hier die rheinische Hochschule Bonn vor sich liegen, deutlich erkennt man von Köln des Domes Riesengewölbe und der Thürme Gliederpracht.

Von der einstigen Gründung des Erzbischofs Friedrich I. von Köln Anfangs des 12. Jahrhunderts steht hier nur noch der Mittelthurm, wol an 22 m noch

in die Lüfte emporragend. Von der Nordwestseite aus erkennt man im Innern noch deutlich die Kragsteine für die Balkenlage der drei Stockwerke. Es war eine feste Warte, die sich einstens hier auf schwindelnder Höhe erhob und des Erzbisthums Grenze von Süden nach Norden erkennen ließ.

Und sollen die Thurmtrümmer auf römischer Grundlage ruhen, sollen die alten Sagen Recht haben, die hier oben die Gemahlin des Königs Drusian (= Drusus?) residiren lassen? Sollte hier nicht ein Kastell der Römer gestanden haben, die von Coloniae Agrippinae (Köln), der Drususstadt aus das Germania inferior, den Niederrhein zu beherrschen suchten?

Unmöglich darf dies nicht genannt werden; Römer und Römlinge suchten sich durch zwei Jahrtausende mit scharfem Blicke ihre Warten und Abteien, ihre Lager und Kurien hier heraus. Wo einst ein Drusus das Sigambrerland bewachte, hat später der Archiepiscopus seinen Bergfried errichtet. Aber die jetzigen Reste, der erhaltene Thurm mit seinen Quadern, sind nur ein Andenken an die Herrschaft der mittelalterlichen Römer am Niederrhein!

Nun, das Gute haben die Römer vor und nach Christus, ohne und mit dieser Mittelsperson, doch gehabt, mußte ich ausrufen, als der Lethetrank des Drachenblutes, des bekannten Rothweines, drunten in Königswinter vor uns stand, sie haben den Römer und den Wein gebracht; die Legionen pflanzten den Falerner zuerst bei uns und die Priester tranken ihn zuerst. Darauf kann man beiden ein vivat und floreat bringen! —

Der Mythus im Siebengebirge. Den glänzenden gleißenden Strom hinab geht die rasche Fahrt am stolzen Ehrenbreitstein vorüber, vorbei am üppigen Becken von Neuwied; bei Remagen grüßt uns die rebenumrankte Apollinariskirche, jetzt erscheint zur Linken über Rolandseck der phantastische Rolandsbogen und zur Rechten die feuergeborenen Söhne der Erde, die bizarren Trachyt- und Basaltgruppen, die den Namen Siebengebirge tragen. Und nun magst du zur Rechten den dräuenden Felsen besteigen, dessen Rücken epheuumranktes Getrümmer und geborstene Trutzthürme beherrschen: den sagenumrauschten Drachenfels. Oberhalb der Weinberge, die das berühmte Drachenblut liefern, zeigt man eine Felsenhöhle als das Drachenloch, wo einst ein Ungethüm gehaust haben soll, bis den Drachen, „welcher beid Menschen und Vieh ganz sehr schedtlich was“, ertödtet ein stolzer Ritter burtig aus Griechenland. Deßhalben ihm seine menliche und kühne That wider vergolten ward und man gab ihm denselben Berg mit eim guten Theil daran gelegener Landtschafft und verheyrathete ihn an die Tochter des Veldöbersten der Quaden, die sich zu Oberwinter niedergeschlagen hatten.“ So vermeldet Matthis Quaden von Kinkelbach anno 1609 die Sage. Schon in Urkunden des 12. Jahrhunderts, berichtet Uhland, heißt der Berg mons Draconis, und dieser Autor nimmt an, daß hier die Sage von Wolfdietrich spiele, der von Griechenland gekommen, die Lindwürmer erschlagen und dafür die Hand Sidrat's mit den Landen ihres von diesen Würmern getödteten Gemahls Ortnit empfangen. Noch sind die Abenteuer Wolfdietrich's am Niederrhein volksmäßig bekannt. Eine andere Version der Sage läßt hierher Jungsiegfried vom Niederland kommen, ihn bei dem Schmied eintreten und den Drachen in der Höhle erlegen. Von einer Jungfrau weiß diese Version der Sage nichts. Eine dritte Auffassung läßt hier den menschenfleischlüsternen Drachen durch sein Opfer, eine christliche Jungfrau, die ihm das Kreuz vorhält, in den Abgrund stürzen. Und heutzutage

fabulirt der rheinische Bauer noch vom Drachen, den das Pulverschiff zerschmettert, das er mit seinem Odem entzündet hatte.

Die Anknüpfung des hiesigen Drachenfels an Dietrich unterstützt die Wilkinasage. Dort und in Ecken's Ausfahrt kommt Dietrich von Bern ins Grippingenland an den Drachenfels, der im Gebirge Osning liegt. Er tödtet den Ecke, den Bruder Fasold's, der mit der Königin des Landes auf dem Drachenfels residirt, und erstürmt in Ecke's goldener Rüstung, die im Drachenblut gehärtet ist, Berg und Burg. Später erschlägt Dietrich mit Fasold im Walde Rimslo das größte und stärkste aller Thiere, den Elefant, und erlegt den Drachen, der Sintram in seinen Klauen hielt.

Als erklärendes Moment für Dietrich von Bern an dieser Stelle sei angeführt, daß unmittelbar neben der Stadt Bonna (Bonn) ein Verona bestand, das im Stadtsiegel, in Hagen's Reimchronik und in Schenkungsurkunden vorkommt. Wenn Drusus nach des Florus oder genauer nach des Livius Worten Bonn und Gesoniacum durch eine Brücke mit dem Lande der Sigambrer an der Sieg verband, so wird er nach der Vermuthung Fr. Ritter's bereits angebaute und bewohnte Ortschaften vorgefunden haben, was schon ohne diese Nachricht aus der Natur des Ortes, die eine Ansiedelung erfordert, hervorgeht. Und dieser prähistorische Ort Verona, der in ähnlicher Lage wie sein Namensbruder an der Etsch, wo das Gebirge schließt, gelegen ist und keltischer Sprache den Ursprung dankt, wird das Bern-Verona der Sage am Rhein erklären. Wenn nun Simrock sagt: „Wer nun jener Bonner Theoderich (= Dietrich von Bern) gewesen, dessen Thaten das Heldenlied von „Ecken Ausfahrt" — und fügen wir hinzu die Wilkinasage feiert — weiß ich nicht; schwerlich jener rex Gentilis Dedo, welcher dem heiligen Martin den Platz zu dem Stift Dietkirchen geschenkt haben soll", so stimmen wir diesem bewährten rheinischen Sagenforscher darin *nicht* bei, daß man sich um einen *geschichtlichen* Theoderich von Bern, etwa einem ripuarischen Frankenkönig, einen Vorfahren Sigbert's, nicht zu kümmern hat. Wo kämen wir mit solchen Prinzipien bei dem Nibelungenliede und Gunther und Etzel, den Sachsen und den Hunnen hin? Zum Nebel.

Wol aber mögen in erster Linie das alte Verona-Bern, das Stadtwappen Bonns, der Löwe und vor Allem die *Oertlichkeit* am Drachenfels und des ganzen Siebengebirges, das zur Sagenentstehung herausforderte, und frühere ältere Sagen von einem drachentödtenden Helden die Veranlassung gewesen sein, daß sich hier eine Metamorphose der Sage vollzog. Das Gebirge mit seinen steilen Felsenwänden, mit seinen eingeschnittenen Gebirgsspalten, die Namen wie Fasoltskaule und Dederichsloch tragen, dann die Höhlung im trotzigen Drachenfels, diese ganze wildschöne Scenerie, die uns beim Abschied vom „romantischen Land" ergreifend begrüßt, mußte den Sinn der Bewohner für Erzeugung von Mären über Riesen und Drachen, gefangene Jungfrauen und siegende Helden wecken und ihn zum *produktiven* Organe gestalten. Dazu kam noch, daß dort drunten bei Bonn-Verona auf dem Godesberge, der früher Godenesberg oder Wodenesberg hieß, einst Wodan seine Verehrung auf heiliger Stätte sah. An ihn, den Lenker der Schlachten, erinnert noch der Name des Mittwochs, Godestag, seinen Namen führen noch benachbarte Stätten wie Godenau und Godenhaus. Gegenüber am rechten Ufer erhebt sich der Petersberg, der früher Stromberg hieß. Und wie auf dem Wodansberg später eine Michelskapelle

sich erhob, die ihn zum Michelsberge machte, so wird auch sein Gegenüber, der wilde Petersberg, früher des Donnergottes Verehrung genossen haben.

Wie sich hier am Eingange ins Rheinthal die gewaltigen Wächter des Sigambrer-Chattenlandes, die heiligen Berge des Odin und Donar, erheben, so schließt im Süden das chattisch-fränkische Gebiet das Wächterpaar des Odenwaldes mit seinem Malberge und des gewittersendenden Donnersberges das Rheinland ab. Es kann diese analoge Erscheinung kein Zufall sein! Und wie dort im Süden an der Isenach Strande, im Wonnegau zu Worms Mythus und Sage spielt, wie dort unter den Augen des Allvaters und des gewaltigen Donnerers sich die Mythen entwickelten und abspielten von den feuerspeienden Drachen, den gefangenen Königsjungfrauen, dem drachentödtenden Heldenjüngling, so wird es auch — gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen — hier dem waltenden Menschengeiste ergangen sein. Auch hier am Godesberg und Drachenfels, so gut wie im Odinsthal und am Hohberg, dem Guggenberge und der Seifriedsburg, wird aus göttlichem Stamme ein Held, der Wölsung Siegfried, die Drachen und Riesen, den Lindwurm und Ecke-Mimer erschlagen haben. Auch hier deutet die Sage an, daß des Drachen Blut wunderbare Eigenschaften verlieh, denn Otnit's Panzer, den Dietrich sich durch Ecke's Tod erwirbt, ist

gehernt mit tracken plute;

auch hier kennt die Sage das Mitspiel des ewig Weiblichen in der „Tochter des Veldöbersten“ der Quaden, in den drei Königinnen in Eckens Ausfahrt, in Bolfiana von Drachenfels, der minniglichsten aller Frauen, die Dietrich für seinen Freund Wittig freit, in Gotelinde, der Tochter Drusian's, der er selbst sich vermählt, wie die Wilkinasage berichtet. Es ist dieselbe Basis des Mythus gegeben, wie am Drachenfels im Isenachthale und an der Seifriedsburg. Und nun, wie kommt „Saul unter die Propheten?“ Wie kommt Dietrich an Siegfried's Stelle, wenigstens in einer Hauptvariante der Sagenüberlieferung?

Von Theodorichen (Theoderich, Theuderich, Dietrich) kennt die fränkische Geschichte vier Könige dieses Namens. Und zwar der erste dieses Namens, Chlodwig's Sohn, beherrschte Austrasien und Alemannien, bekriegte den Bruder des Thüringerkönigs Hermanfried und erweiterte das Reich nach Osten hin. Der zweite Theoderich, der Enkel der berüchtigten Brunhilde, ist eben so unbedeutend, wie die letzten dieses Namens, die Schatten ihrer Minister. Nur an Chlodwig's Sohn, den Bezwinger der Thüringer, kann die Sage sich gelehnt haben. Andererseits wird in Dietrich's Abenteuern im Rheinlande und in Italien nachklingen die Sage vom Frankenkönig Theodebert, der, Theoderich's Sohn, im Ostgothenkriege mit seinen Franken von Bayern aus über die Alpen an den Po zog und Witiges und Narses schlug, der selbst von den Gothen das italische Land von Hochrhätien bis an die Adria abgetreten erhielt. Die Einen berichten, ein wilder Stier habe ihn zerrissen, Andere erzählen, er sei am Fieber gestorben. Diese Fahrten und Thaten im sechsten Jahrhundert und vor Allem der Name Verona-Bern-Bonn mögen die Veranlassung gewesen sein, daß ein Dietrich von Bern in niederdeutschen Sagen Drachen und Riesen am Drachenfels schlägt. Doch die Volkssage kennt auch noch den früheren Drachentödter, den hörnernen Siegfried, und so sehen wir an dieser Stelle den Mythus der Franken sich streiten um die Herrschaft am Drachenfels mit den Sagen und Erinnerungen ihrer alten Königsgeschichte.

Wol mag auch hier wie in Worms den Anstoß zu den Mären von Ungethümen die Thatsache Veranlassung gegeben haben, daß sich bei Bonn im Diluvium die riesigen Reste ausgestorbener Thierarten vorfinden, die das brandende Meer hier einst aus den Höhlen herausschwemmte und im Schutte ablagerte. Vielleicht dankt der mons Draconis früher vorgefundenen Skelettheilen untergegangener Exemplare von Mastodon angustidens und Andrias Scheuchzeri oder des Archegosaurus Decheni schrecklichem Schädel den Drachennamen.



Dietrich's Ausgang.

Auch hier im rheinischen Bern wird man vor Zeiten diese Skelette bewundert haben:

> Sonst war es anders! Schaut den Zahn
> Von unserm alten Riesenahn,

und der fränkische Sigambrer wird gleich bereit gewesen sein, sie mit dem Riesenvernichter und Drachentödter Siegfried in Verbindung zu bringen. Dann aber kam die Märe von den Heldenthaten Theoderich's des Ostgothen; man

erinnerte sich an die Abenteuer und Siegeszüge der eigenen Könige, des Theuderich und des Theudebert, die ja einst am Rheine auch über ein Bern herrschten, das nicht unwichtiger war als jenes an der Adige.

So ward in der fahrenden Sänger Munde, die an den Höfen die Langeweile der Winterabende versangen, bald aus dem altmodischen Siegfried am Drachenfels ein neuer Dietrich von Bern, der Ecke erschlägt und Otnit's Wunderpanzer trägt. Wol wird sich die Kunde erhalten haben vom Kampfe Theudebert's mit Witiges, von des Ersteren schnellem und unsicherem Tode, von des Letzteren Untergang zu Ravenna, dem großen Hafenplatze. Und da sang man von Dietrich's Zweikampfe mit Wittig und des Letzteren Tod in der See bei Gransport = grandis portus = Ravenna. Der hehre König Dietrich hatte dem Zauberbilde des Herrschers mit goldenem Geweihe nachgejagt, und gleich Lohengrin und Romulus verschwand er dem Gesichte der Seinigen. Man wünschte den Herrscher, den Rhein und Donau, Po und Adige kannten, zurück, aber keine Sehnsucht und kein Gebet brachte den Amelungen wieder. Sein Ahnherr Wodan hatte den Heldensohn zu sich erhoben, und mit ihm, dem wilden Jäger, im Gefolge braust er dahin auf falbem Rosse über Berg und Thal, wenn der Wind heult und die Tannen ächzen. So hat ihn mancher Wanderer schon erblickt, des Gothenvolkes großen König, des stolzen Reiches reckenhaften Gründer, und das Volk in der Lausitz und andern Gegenden kennt und benennt ihn noch jetzt als „Dieterbernet" (= Dietrich von Bern) im Geleite des nächtlichen, wilden Gejages. Wie die Griechen ihre Heroen in die Sterne versetzten, so hoben die Germanen ihre Helden zum Himmel empor als Mannen des einäugigen Wodan.

So band sich hier am Niederrhein die fränkische und die gothische Sage, anknüpfend an historische Erinnerungen, an gleiche und ähnliche Namen, an mythische Drachen- und Riesenkämpfe.

Das Volk aber, es wußte nichts oder nur den Namen von jenem König Theoderich oder Dietrich; es erzählte am Drachenfels und am Wodansberge — dem Godesberge — in Siegburg und in Godenau noch fort von dem Wölsung, dem glänzenden Gottessohne Siegfried, der unverwundbar mit den Ungeheuern sich herumschlug. So ging die Sage zwei geschiedene Wege Jahrhunderte lang fort. Und endlich paßten sich die Variationen einander an: aus dem rheinischen Königssohn wird in Erinnerung an den Ostgothen ein stolzer Ritter „burtig aus Griechenland". Zur Vergeltung für die kühne That stirbt er nicht — nein, man ward auch in der Sage praktisch — er wird Burgherr in der Landschaft. Die Sage des Volkes an der Saale und hier an der Sieg weiß ursprünglich nichts von der E r l ö s u n g e i n e r J u n g f r a u. Dieser Zug kommt erst später, hier unorganisch, in die Erzählung hinein, und so erhält er die „Tochter des Veldöbersten der Quaden", von der vorher nicht die Rede war.

So mengt und mischt sich Mythus und Sage, Name und Ort, Zeit und Held — die Züge verwischen sich, aber auch den vergehenden und verwehenden Mythus kannst du erkennen — noch leben die Taufpathen des Sonnenjünglings: zur Rechten der Drachenfels, zur Linken der Godesberg!

Studentenfahrt auf das Siebengebirge; Studentencommers auf dem Drachenfels.*) Es giebt manch holden Erdenwinkel, der selbst den flüchtigsten Wanderer mächtig fesselt und dessen Sonnenzauber uns noch dann dauernd labt, wenn wir wieder im Bannkreis harter Pflichten und beengender Mauern zu weilen gezwungen sind. Denn braucht die Schönheit etwas Anderes, um zu wirken, als eben nur sich selbst? Derjenige aber, der tiefer in das Wesen und die Bedeutung einer Landschaft blicken will, muß noch ein Weiteres verlangen, wenn er einen nachhaltigen, vollendeten Eindruck gewinnen will; das ist ein inhaltsvolles und gesundes Volksthum. Dieser Moment erhebt eine Landschaft erst zur vollen Bedeutung, und darum erscheinen uns die gefeiertsten Städte und Stätten des Rheinthales so reizvoll, weil man überall das Bewußtsein uralter Geschehnisse und tausendjähriger Thaten vor sich hat. Es erscheint uns nicht gleichgiltig, wenn wir die Abendglocken auf der Insel Nonnenwerth läuten hören, daß vor langen Jahren nach dem baumumrauschten Kloster sehnsüchtig Ritter Roland's liebende Blicke schweiften; daß auf dem zackigen Drachenfelsen der böse, giftige Drache, dem Zeichen des christlichen Glaubens weichend, floh und „fiel zum tiefsten Höllenort". Und auf wen konnte wol dieser gedoppelte Zauber der landschaftlichen Reize und der altersgrauen Sagen erfolgreicher auf Herz und Gemüth einwirken, als auf den deutschen Studenten, den ein gütiges Geschick in dieses Paradies gesetzt hat? Ja in den Blicken dieser fröhlichen Jünglinge spiegelt sich das Bild der Gegend am klarsten und reizvollsten ab, und gelingt es uns, dasselbe von dort so getreu wie möglich abzuzeichnen, so wird der Leser erkennen, wie schön und lieblich es ist in Bonns lachender Umgebung.

Man hat gewiß nicht Unrecht, wenn man sagt, die alten Ritter wie die alten Mönche hätten es vortrefflich verstanden, für ihr Heim, die Burgen und Klöster, die schönsten Flecke in den deutschen Gauen auszusuchen. Aber auch die Musen haben es verstanden, sich meistens mit überaus glücklichem Griff ihre Sitze zu wählen. Und unter den schönsten dieser Musensitze, nur etwa Heidelberg könnte um den Preis mitstreiten, strahlt Bonn hervor, die alma mater Fridericia Guilelma Rhenana. Bonn hat nicht das Malerische und unmittelbar Ueberwältigende der Lage Heidelbergs, aber das Gesammtbild der lachenden Landschaft ist ein so viel reicheres und großartigeres. Die Nahesicht ist in der Ruperto Carolina das Schönste, die Fernsicht auf die weite Rheinebene und das in Duft zerfließende Hardtgebirge ist wol etwas zu fern; bei der Fridericia Guilelma ist all das wunderbar Schöne nahe genug, um in seiner Gesammtheit leicht und bald betrachtet und gewonnen zu werden. Nebst dem gewaltigen Vater Rhein, zu dessen Besuch, man möchte fast sagen, magnetisch die poetische „Warnung vor dem Rhein" Altmeister Simrock's anlockt, giebt das Siebengebirge der Landschaft ihr charakteristisches Gepräge, jene Berggruppe mit ihren originellen Formen, wie sie Deutschland außerhalb der Alpen nicht zum zweiten Mal kennt.

Wer wollte es da dem Musensohne, der endlich seinen Lauf durch die dumpfen Klassen des Gymnasiums vollendet hat, verdenken, wenn er in dieser herrlichen Gegend des Studiums nicht allzu sehr gedacht, sondern sich mit brausendem Jugendmuthe hineinstürzt in das fröhliche Burschenleben, dessen Erinnerung noch das späteste Greisenalter zu vergolden vermag. Für ihn sind

*) Nach den Mittheilungen eines Bonner Corpsstudenten.

denn bald die Mauern der Musenstadt zu drückend, und es treibt ihn zu den „Bergen, den herrlichen sieben“, die sich so malerisch vor seinen Augen erheben.

„Hinaus zum Drachenfels!“ so lautete auch die Parole der Aktiven und „alten Herren“ des Studentencorps „Hansea“, die den 11. Juli des Jahres 186* in fröhlichem Thun zur Feier des Stiftungstages zu verbringen gedachten. Es war um die Nachmittagsstunden, als sich der lange Wagenzug vom alterthümlichen, durch eine Fontaine geschmückten Marktplatz Bonns, begleitet von begeisterten Zurufen der dichtgedrängten „Philister“, in Bewegung setzte. Voran ein in die Tracht der Soldaten des siebzehnten Jahrhunderts gekleidetes berittenes Trompetercorps, darauf das lustig im Winde flatternde weiß-roth-weiße Banner des Corps, getragen von einem Burschen zu Pferde in rother, mit weißen Schnüren besetzter Pikesche, in Cerevis, Koller und Kanonen. Dem Banner als Ehrengeleit ritten zwei gleich dem Fahnenträger gekleidete Burschen, und ihnen folgte die lange Reihe der Wagen mit ihren fröhlichen, mit rothen Mützen und weiß-roth-weißen Bändern geschmückten Insassen. Am Schluß und zur Seite des bunten Zuges trabten wieder eine Anzahl Reiter in der so überaus kleidsamen Tracht oder, wie der Student sagt, in „vollem Wichs“. Ueberall auf dem geräumigen Platze nichts als glückliche, strahlende Gesichter; heiter lächelten die Damen der Stadt — und Bonn ist stolz darauf, deren gar liebliche zu besitzen — auf das frohe Treiben; über ihnen aus den Fenstern hinab und zu ihnen flogen in kürzeren Bogen die von den Hanseaten reichlich gespendeten Blumenbouquets, bereitwilligst und mit holdem Gruße in Empfang genommen. Lustig schmettern die Trompeten ihr:

„Juchheirassassa, Hanseaten sind da,
Hanseaten sind lustig und rufen Hurrah!“

Hinaus und fort ging's zum Thore in die Landschaft hinein, die im hellsten, wärmsten Sonnenstrahle vor den Blicken der im eiligen Trabe daherfahrenden Schar lag. Die Koblenzer Chaussée wird noch ein Stück nach Godesberg zu, das mit seinem runden Wartthurm herüber winkt, von prächtigen Villen, die sich an das Thor Bonns anschließen, eingefaßt, bis der Blick, durch die Häuser nicht mehr eingeschränkt, mit Entzücken auf den Konturen der Berge hängen kann.

Rechts und links stehen in angemessener Entfernung, um die Rundschau nicht zu beeinträchtigen, hochstämmige Obstbäume, und rechts und links begleitet den Weg der sanfte Höhenzug des Vorgebirges, mit der Ruine der Godesburg als Abschluß und die abwechslungsreiche Linie des Siebengebirges mit dem drohenden Riesenfinger des sageumwobenen Drachenfelsens als Angelpunkt.

Das am Grabenrand der Chaussée zum Gedächtniß zweier in blutigem Kampfe gefallener Ritter errichtete Hochkreuz, eine schlanke, mit Statuetten von Christus, Johannes dem Täufer und den vier Evangelisten geschmückte Kreuzpyramide, war bald von unserem rasch dahinstrebenden Wagenzug erreicht, und rasselnd fuhren die Räder über das mangelhafte Pflaster des kleinen Städtchens Godesberg, dessen Bewohner es nicht an Zeichen des Wohlgefallens an dem studentischen Aufzuge fehlen ließen. Godesberg war bald durchmessen, und näher und näher rückte das Ziel der frohen Schar, der Drachenfels, von dessen Ruine eine riesige Fahne herüberwinkte. Fast vermeinte man, in nicht gar weiter Entfernung liegen die schroffen Felsklippen des Berges über den Weg hinüber, als wollten sie in gefahrvollem Sturze herniedersinken; doch noch galt

es, den Rhein zu überschreiten, dessen grüne Fluten pfeilschnell am Berge vorbeischießen. Herrliche Landhäuser, versteckt in üppigem Grün hoher Bäume, waren jetzt erreicht, der Weg bog abwärts dem Rheine zu, und der Wagenzug hielt. Die Reiter stiegen ab, und in derselben Reihenfolge wie zu Roß und Achse bewegte sich mit klingendem Spiele der Zug dem Flusse zu, auf dem die Fähre zum Uebersetzen bereit lag. Mächtig warf das Echo von der steilen Felswand des Berges die schönen Klänge des begeisternden Liedes zurück, das auf dem Strome einstimmig den Kehlen der Hanseaten entstieg:

Dort, wo der alte Rhein mit seinen Wellen
So mancher Burg bemooste Trümmer grüßt;
Dort, wo die blauen Trauben saft'ger schwellen,
Und süßer Most des Winzers Müh' versüßt;
Dort möcht' ich sein, bei dir, o Vater Rhein,
Auf deinen Bergen möcht' ich sein!

Ach könnt' ich dort in leichter Gondel schaukeln,
Ach hört' ich nur ein einzig Winzerlied,
Viel schön're Träume würden mich umgaukeln,
Als sie der Pleiße flaches Ufer sieht.
Dort möcht' ich sein, wo deine Welle rauscht,
Wo's Echo hinterm Felsen lauscht.

Dort, wo der grauen Vorzeit schöne Lügen
Sich freundlich drängen um die Phantasie,
Dort ist, ha! meine Sehnsucht kann nicht trügen,
Dort ist das Land der schönen Poesie.
Dort möcht' ich sein, bei dir, du Vater Rhein,
Wo Sagen sich an Sagen reih'n.

Wo Burg und Kloster sich aus Nebel heben,
Und Jedes bringt die alten Wunder mit,
Den kräft'gen Ritter seh' ich wieder leben,
Er schwingt das Schwert, mit dem er oftmals stritt.
Dort möcht' ich sein, wo Burgen auf den Höh'n
Wie alte Leichensteine steh'n.

Ja, dorthin will ich meinen Schritt beflügeln,
Wohin mich jetzt nur meine Sehnsucht treibt,
Will freudig eilen zu den Rebenhügeln,
Wo die Begeist'rung aus Pokalen schäumt.
Bald bin ich dort, und du, o Vater Rhein,
Stimmst froh in meine Lieder ein.

Melodisch rauschten die klaren Wellen des geliebten Stromes, als wollte wirklich der alte Vater Rhein froh einstimmen in die Lieder seiner Lieblinge, der Studenten, die ihm stets am freudigsten den Dank für seine Schönheit und seine feurigen Gaben dargebracht, und leicht, und sicher trug er seine Musensöhne ans jenseitige Ufer an den Landeplatz der Stadt Königswinter, deren stattliche Häuser im schönsten Flaggenschmucke prangten. Rasch ward nun im nächstgelegenen Gasthause ein Trunk zur Stärkung für den bevorstehenden Weg eingenommen, und nun ging's durch die kleine saubere Stadt langsam den steilen Pfad zur Burg hinan. Oben hatte man die Ankunft des Zuges schon erspäht, und unaufhörlich krachten nun die Böller, deren Laut die Berge wol zehnmal wiederholten. Es war ein mühevolles Steigen; für die jüngeren Leute nicht so

schwierig, desto mehr aber wol für einige der „alten Herren“, denen wegen ihres im Laufe des Dienstes für den Staat gewonnenen Embonpoints das Steigen doch etwas sehr schweißtreibend war. Daher begrüßten sie mit Freuden eine von oben herabkommende Eselschar, bestiegen die langohrigen Gesellen, und nun ging's rasch zur Höhe hinan durch schattiges Eichengehölz, bis zum schroffen Trachytkegel, auf dessen Spitze die Trümmerreste der Burg träumerisch ins Thal schauen. Jetzt noch einige Minuten Steigens und das Plateau war erreicht und mit ihm das Gasthaus, das der durstenden Schar zum Commerslokal erkoren war. Jedoch die Zeit zum Commersiren war noch nicht gekommen, noch sanken die Schatten des Abends nicht verdunkelnd hinab, und überrascht schaute Alles auf die herrliche Landschaft, die sich unten paradiesisch ausbreitete. Eine wahrhaft entzückende Aussicht! Am Fuße des Berges der vielbesungene Strom, dessen grüne Wellen zahlreiche Nachen und majestätische Dampfer durchfurchten, gen Süden strebend zwischen den Inseln Nonnenwerth und Grafenwerth hindurch. Dort drüben am jenseitigen Ufer der Rolandsbogen, von einem hohen, zwischen grünen Eichen hervorragenden Aussichtsthurm überragt, zu dessen Füßen Dorf Rolandseck mit seinen prächtigen Villen und stattlichen Gasthöfen, und dann rheinaufwärts die lachenden Ortschaften Oberwinter, Remagen, Rheinbreitbach, Erpel, Scheuern und Honnef, das rheinische Nizza. Gen Norden schweiften die entzückten Blicke nach dem runden Wartthurm der Godesburg, dem schlanken Münster der Musenstadt, und weiter hinein in die dort beginnende Ebene das Silberband des Rheins entlang bis zu dem in äußerster Ferne stolz emporragenden Kölner Riesendom.

Es war nicht leicht für unsere Freunde, sich von diesem so überaus malerischen Blicke loszureißen; doch wollte vor Sonnenuntergang die noch höher gelegene Burgruine geschaut werden, so mußte aufgebrochen werden. — Von dem einst so stolzen Schloß der Grafen von Drachenfels, deren letzter Sproß dort unten in der Rhöndorfer Kapelle unter seinem, einen gewaltigen Drachen zeigenden Wappenschilde seit 1530 ruht, ist nicht viel außer der Mittelwarte stehen geblieben. Von diesem Thurme geht's abschüssig in die Tiefe hinab, wir sind 266 m über dem Rhein; nur sehen, nicht hören können wir, was drunten vor sich geht. Noch ein letzter Blick über die sich hier nach rückwärts ausbreitenden Berge, auf die übrigen sechs bewaldeten Kuppen des Oelberg, Nonnenstromberg, Petersberg, Lohrberg, Löwenburg, Wolkenburg und in weiterer duftiger Ferne die blauen Berge des Westerwaldes, dessen Ausläufer das Siebengebirge ist, noch ein Blick auf die vorwärts sichtbar werdenden Trümmer der Eifelruinen, Tomberg und Olbrück auf hohen Bergkegeln: da sandte die zur Rüste gehende Sonne ihre letzten goldigen Strahlen vom Westen hinüber über den Rhein zu unserer lautlos dastehenden Schar. Langsam verschwand hinter den Bergen des fern sichtbaren Vorgebirges der glühende Sonnenball, noch lange durch rosiges Gewölke anzeigend, wo er dem Menschen geschwunden, um der bleichen Luna ihr Regiment ungestört zu überlassen.

Ein Schuß aus der Tiefe war das Signal, das die oben Weilenden an den großen Commers gemahnte. —

Der Anblick des herrlichen landschaftlichen Bildes hatte unsere Festgenossen wol früher nicht bemerken lassen, was für Vorbereitungen auf dem Plateau, dessen Mitte eine an die Freiheitskämpfe von 1813 erinnernde gothische Säule

schmückt, getroffen worden waren. An der Steinbrüstung waren in angemessenen Zwischenräumen Stangen mit farbigen Wimpeln gepflanzt, von denen sich in doppelten Bogen grüne Guirlanden und bunte Lampions zogen. Von der Höhe der Säule wehte stolz die wappengeschmückte Flagge des Corps hernieder, und aus grünem Versteck schmetterte die Musik den Hanseaten ihr lustiges Willkommen entgegen. In Hufeisenform waren Tische aufgestellt, auf denen für die hungerigen Gäste ein schmackhaftes Abendbrot bereit stand, das des eifrigen Zuspruchs wol werth war. Jetzt flammten Pechkränze auf, die Lampions entsandten ihr farbiges, gedämpftes Licht, und nach aufgehobener Tafel donnerte ein kräftiger „Salamander", das schlummernde Echo der Felswand erweckend. Das war der Beginn des eigentlichen Commerses. Ein leichter Rheinwein — Bier giebt's auf der Höhe nicht — perlte in den Gläsern, die gar eifrig kreisten, bis die blitzenden Schläger der Chargirten in vollem Wichs dröhnend auf die Tische auffielen und das „Silentium" des Seniors ungetheilte Aufmerksamkeit auf seine Worte hervorrief. In kurzen, kernigen Worten schilderte dieser der Versammlung die Bedeutung des Tages, der vor 20 Jahren in sturmbewegter Zeit das Corps ins Leben gerufen, und entrollte ihr in weiten Zügen ein Bild der wechselvollen Schicksale der Hansea, die sich freue, in ungeschwächter Kraft und in stattlicher Anzahl den heutigen Festtag begehen zu können. Ein Hoch auf die Stifter des Corps und auf die Farben weiß-roth-weiß gab seinen Worten den Schluß, die in Aller Herzen begeisterten Wiederhall fanden. Fröhlich schwirrte nun die Unterhaltung um die laute Tafelrunde, wacker kreiste der Becher, bis die donnernden Schläger wieder Ruhe geboten, und laut klangen nun mit voller Musikbegleitung hinaus in den lauen Sommerabend die Töne des Liedes:

Auf, schwärmt und trinkt, geliebte Brüder,
Wir sind uns Alle herzlich Freund;
Sind eines großen Bundes Glieder,
Im Leben wie im Tod vereint.
Und trotz der Zeiten Sturm und Graus,
Wir halten treu und redlich aus!

Ich bring' dem weiß-roth-weißen Bande,
Das uns're Herzen sanft umzog,
Dem theuren, deutschen Vaterlande
Aus voller Brust ein donnernd Hoch!
Wir schwuren ja, ihm treu zu sein,
Und Kraft und Leben ihm zu weih'n.

So laßt uns unsern Schwur erneuen,
Den kein Verhängniß je geschwächt,
Und Herz und Hand dem Freunde weihen
Für Freiheit, Liebe, Kraft und Recht!
Ja Deutschland soll gedeih'n und blüh'n
Und hoch in Kraft und Liebe glüh'n.

Hört, wack're Brüder, hört, ich weihe —
Verrätherei sei schwer gerächt —
Dem großen Bunde ew'ge Treue
Für Freiheit, Liebe, Kraft und Recht!
In Kraft und Liebe will ich glüh'n,
Und für das Recht den Schläger zieh'n!

So ist der Bund aufs Neu' beschworen,
Das Glück soll freudig ihn umweh'n!
So haltet fest, was wir erkoren,
Der Brüder Freiheit soll besteh'n!
Es lebe Lieb' und Vaterland
Und hoch das weiß-roth-weiße Band.

Nachdem durch dieses weihevolle Lied aufs Neue die alten Bande wieder festgezogen waren, gingen die Wogen der Festesfreude hoch und höher. Gern lauschten die Jüngeren auf die Erzählungen der „alten Herren", die durch den Wein gesprächig geworden, leuchtenden Auges „froher Jugendzeit angefrischt gedachten". „Dort, auf jenem schwimmenden Kleinod, der Insel Nonnenwerth", so erzählte der Eine, „trug sich ein gar lustiger Schwank in meiner Studienzeit zu.

Wir hatten eine Pro patria-Suite mit den Heidelberger Schwaben auszufechten, und diese hatten vier ihrer besten Schläger zum blutigen Kampfe entsandt. Die gelben Mützen der fremden Studenten mochten wol den Pedellen etwas auffällig in Bonn geworden sein; sie witterten mit dem Instinkt, welchen die gütige Mutter Natur auch Pedellen zuweilen nicht versagt, daß Mensuren wol nicht ausbleiben würden, und gedachten uns beim Fechten unangenehm überraschen zu wollen. Wir wurden jedoch gewarnt und paukten deshalb nicht wie gewöhnlich auf der bekannten Sieginsel, sondern zogen zu Roß und Wagen, als ging es zum fröhlichen Trunke, nach Rolandseck, ließen uns übersetzen nach der Insel und da ging es an ein hitziges, fröhliches Fechten. Ich hatte meinen Gegner schon durch eine kräftige Quart abgeführt, und eben sollte ein weiteres Paar sich im Zweikampfe messen, da ertönte der Warnungsruf der am Ufer aufgestellten Wachtposten: „Der Pudel, der Pudel!" Richtig, da schwamm rasch ein Nachen mit zwei Insassen der Insel zu. Eiligst wurden Waffen, Bandagen und der übrige Paukapparat aufgerafft, und mit ihnen verschwand die ganze Schar in dem Thurme des Klosters, das damals noch nicht den lieblichen Mädchen zum Born der Weisheit diente, wie heutzutage. Die Thür ward verschlossen und verrammelt, und aus den Luken und Fenstern schauten hohnlachende Gesichter auf die athemlos daherstürmenden „Pudel" hinab, die mit lauter Stimme Einlaß begehrten. Man bedeutete ihnen, man sei hier, um zu trinken und um die Aussicht, die vom Thurme aus wunderschön sei, zu genießen; es seien so Viele hier oben, daß man bedauern müsse, die Herren nicht auch einladen zu können. Zum Niederschlag ihres Grimmes wurde den Beiden vorsichtig an langer Schnur eine Flasche Wein herabgelassen, die sie anfangs verschmähten, später aber, da die Hitze immer mehr stieg, vergnüglich leerten. Auf diese Flasche folgten aus unserem reichlichen Vorrathe immer mehrere, die ihre Wirkung auf die unten Weilenden nicht verfehlten und sie zwangen, um nicht dem Hohne der Studenten anheimzufallen, demnächst ihren Rückzug anzutreten. Heraus kamen nun Mannen und Waffen wieder auf den grünen, schattigen Rasenplan, und Quart und Terz pfiffen schneidig durch die Luft, von keinem neugierigen Pudel mehr gestört." —

Damit waren die Schleusen des Erzählungsstromes geöffnet und Schwank folgte auf Schwank, selbst dem übelberüchtigten Kalauer geschah sein Recht durch Einige, die denselben an der Quelle studirt hatten.

Die Klänge der Musik, kleine Reden und mehrere Lieder boten reiche Abwechselung; es war herrlich zu sitzen unter dem prachtvoll gestirnten Himmel, von dem der Mond seine blassen Strahlen durch die zackigen Trümmerreste der Burg auf den Rhein entsandte, der davon wie flüssiges Silber erblitzte. Es ist im Allgemeinen eine Eigenthümlichkeit der Deutschen, daß sie dann, wenn sie am heitersten sind, die melancholischesten Lieder singen, wie Heine's „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin"; von dieser Regel scheinen aber die Studenten durchweg eine Ausnahme zu machen, und so ertönten denn auch nur heitere Weisen, von unseren Freunden gesungen, in die Welt hinaus. Ein unerschöpflicher Born ist ja das deutsche Studentenlied, das von Jüngling und Greis mit gleicher Begeisterung gepflegt wird, und so sei aus jenem reichen Schatze studentischer Poesie noch eines hier angeführt, das an jenem Abend vom Plateau des Drachenfelsens zum Rhein laut herabklang:

Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust
Und lauter Liederklang,
Ein frohes Lied aus heit'rer Brust
Macht froh den Lebensgang.
Man geht bergauf, man geht bergein,
Heut' g'rad und morgen krumm,
Mit Sorgen wird's nicht anders sein,
Ich kümm're mich nicht d'rum!
Heidi, Heida, Juchhe!

Es wird ja auch der junge Most
Gekeltert und gepreßt;
Doch braust er auf, wie Götterkost,
Bereitet manches Fest.
Und wundr' ich mich, mir geht es just
Nicht anders, wie dem Wein,
D'rum braus' ich auf in Lieb' und Lust,
Das wird das Beste sein.
Heidi 2c. 2c.

Die Zeit ist schlecht, mit Sorgen trägt
Sich schon das junge Blut;
Doch wo ein Herz für Freude schlägt,
Da ist die Zeit noch gut!
Herein, herein, du lieber Gast,
Du Freude, komm zum Mahl,
Würz' uns, was du bescheret hast,
Kredenze den Pokal!
Heidi 2c. 2c.

Weg Grillen, wie's in Zukunft geht,
Und wer das Scepter führt,
Das Glück auf einer Kugel steht
Und wunderbar regiert!
Die Krone nehme Bacchus hin,
Nur er soll König sein,
Die Freude sei die Königin,
Die Residenz am Rhein!
Heidi 2c. 2c.

Am großen Faß zu Heidelberg
Da sitze der Senat,
Und auf dem Schloß Johannisberg
Ein hochwohlweiser Rath.
Der Herr'n Minister Regiment
Soll im Burgunderwein,
Der Kriegsrath und das Parlament
Soll im Champagner sein!
Heidi 2c. 2c.

So sind die Rollen ausgetheilt
Und Alles wohl bestellt,
So wird die kranke Zeit geheilt
Und jung die alte Welt!
Der Traube Saft kühlt heiße Glut —
Es leb' das neue Reich!
Ein trunk'ner Muth, ein wahrer Muth,
Der Wein macht Alles gleich!
Heidi 2c. 2c.

Wieder erdröhnten die Schläger der Chargirten auf den Tischen, es war das Zeichen zum Landesvater, jener echt studentischen, den Schlußpunkt eines jeden feierlichen Commerses bezeichnenden Ceremonie, deren Anfänge wir bereits zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts finden. Es ist dieser Landesvater ein wahres Weihelied, das den studirenden Jüngling stets feierlich stimmt, ja zur höchsten Begeisterung in dem Bewußtsein, eines großen Bundes Glied zu sein, zu entflammen vermag. Bei den Worten:

„Ich durchbohr' den Hut und schwöre,
Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein braver Bursche sein!"

drückten sich die Hanseaten, Coätan dem Coätanen, warm die Hand, ein jeder den Schwur der Jugend erneuernd und bereit zu sterben und zu leben für Vaterland und Freund. Die blinkenden Schläger durchbohrten die Cerevise und Mützen und wurden bei den Worten:

„So nimm ihn hin,
Dein Haupt will ich bedecken
Und d'rauf den Schläger strecken!"

von den Klingen wieder heruntergezogen, der entblößten Hauptes zu einer Kette vereint dastehenden Schar zurückgegeben, und der nun auf das mit der Mütze bedeckte Haupt gesenkte Schläger bekräftigte, was Alle laut gelobten:

„So lange wir ihn kennen,
Woll'n wir ihn Bruder nennen,
Es leb' auch dieser Bruder hoch!"

„Silentium, commercium ex!“ ertönte der laute Ruf des Seniors; vom dunklen Thale zischte eine Rakete strahlend zum Plateau empor, ihre farbigen Sterne über den Felsen ausgießend. Da ward es auf dem Rheine heller, es war, als ob lauter Irrlichter ihr spukhaftes Wesen auf dem Strome trieben. Das waren die Fackeln der Nachenführer, welche die Commersirenden wieder zur Musenstadt zurückbringen sollten, und ihr Schein gab das Zeichen zum Aufbruch, der nun in der heitersten Stimmung angetreten wurde. Ohne Unfall und rasch auf dem vom Monde hell genug beschienenen Absteig war der Rhein erreicht, und Alles stieg an Bord der geräumigen Kähne, wo Fackeln an der brennenden Leuchte des Führers entflammt wurden. Der Kahn der Musik nahm die Spitze, stieß vom Ufer ab und ihm nach die übrigen, begleitet vom stürmischen Lebehoch der Bewohner von Königswinter, die sich mit den Freuenden freuten. Langsam glitt nun unsere feurige Flottille den dunklen Rhein hinab, schluchzend brachen sich die Wellen am Kahn, und das glühende Licht der Fackeln suchte seinen Weg vergebens zu den düsteren Ufern zu finden, die in schweigendem Dunkel dalagen.

Da! was war das, trieben die Geister des Gebirges traumhaften Märchenzauber? Von der Kuppe des Drachenfels und rückwärts vom Rolandsbogen, von der Godesburg und den Höhen des Siebengebirges strahlte zahlreiches glühendes roth und weißes Licht empor, zeichnete deutlich die einzelnen Steine der Burgtrümmer und ließ die schroffen Abhänge der Steinbrüche des Gebirges wie ein wallendes Feuermeer erscheinen. Jetzt ward's wieder dunkel, doch nur, um plötzlich in desto hellerem Licht zu erstrahlen, das aus unzähligen Raketen vom Ufer des Stromes und den Bergspitzen emporstieg; es war, als wollte das Firmament in Brand gerathen, und Luna mit ihren Sternlein stellten dabei als überflüssig ihre leuchtende Thätigkeit ein.

Ja, es war zauberisch schön, überwältigend schön auf den Wellen des Rheins, der sanfte Kühle seinen Freunden spendete, und freudig nahm der alte rebenumkränzte Vater den Dank an, der ihm begeistert in Wort und Lied dargebracht wurde. Unaufhörlich wechselten Raketen und bengalisches Feuer mit einander ab, bis plötzlich ein Schuß vom Ufer aufblitzte und seinen donnernden Laut in die Berge entsandte; da ward es düster auf den Bergen am Ufer, nur auf dem Rhein schien noch hell die feurige Schlange, von der Singen und Jauchzen und schmetternde Musik erscholl. Sollte nun zu all diesem Schönen, das das Fest der Hanseaten Bonn geboten, Bonn sich theilnahmlos verhalten? Nein, Bonn war dankbar und zeigte, wie es sich zu bedanken wisse. Plötzlich wich die Finsterniß vor den Dahingleitenden einer prachtvoll strahlenden Helle; vom Ufer stob ein ganzes Raketenbüschel mit lautem Gezisch in die Höhe, und wie mit einem Zauberschlag erglänzten die Fenster der die Rheinfront zierenden Gebäude der Stadt, in deren Angesicht die Flottille angelangt war, in strahlendem Lichterglanz. Farbig erglühte der Münsterthurm und die Windmühle am Rhein, und laut erkrachte Böllerschuß auf Böllerschuß. Die Nachen näherten sich dem Landungsplatze, da ertönte die Musik, und laut erscholl den guten Bürgern zum Dank der begeisterte Sang:

Stoßt an: Bonna soll leben!
Hurrah hoch!
Die Philister sind uns gewogen meist,
Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt.
Frei ist der Bursch, frei ist der Bursch!



Wandelnde Sänger und fahrende Schüler.

Deutsches Leben im Mittelalter am Rhein.

Römer und Franken. — Das Christenthum und seine Stiftungen. — Die rheinischen Städte und ihr Handel. — Die deutschen Kaiser und die Rheinlande. — Bürgerthum und Ritterschaft, Poesie und Baukunst, Wissenschaften und Erfindungen.

Es war kein instinktiver, unbewußter Zug, der die Stämme Germaniens hindrängte an die großen Barrièren der Kultur, an den Rhein und an die Donau; es war ein festbewußter Zweck, der Alemannen und Franken, Burgunden und Chatten aufbrechen ließ nach dem schönen Westen, nach dem reichen Süden.

Wol mochte im Osten von der Elbe und Oder her der Sarmate die letzten Germanen drängen, nach Italiens Gauen die kühne Reckenfahrt anzutreten, und aus demselben Grunde, gedrängt im Rücken, mochten Vandalen und Alanen in der Jahresscheide von 406 auf 407 am Rheine die heiße Schlacht ihren eigenen Brüdern, den Franken geliefert haben; doch den unablässigen Zug, das immerwährende Andringen, die Eidgenossenschaft zum Zwecke der Eroberung erklären solche Thatsachen nicht. Die verbündeten Stämme am Oberrhein, die sich Alemannen nannten, und die vereinigten Völkchen des Mittel- und Niederrheines, die sich den Namen Franken gegeben hatten, stürmten nicht, wie der Vandale, in blinder Zerstörungswuth vor, die Freund und Feind, Gut und Blut nicht schonte, sondern ihre Vorwanderung bestimmten die Lockmittel der Kultur, die an des Rheines grünen Fluren ihnen entgegenglänzten.

Dort winkte den armen Germanen, die, wie alle primitiven Völker, Liebe zum Schmuck in sich trugen, und als Krieger besonders nach den Stahlhelmen und Bronzeharnischen der Welschen verlangen mochten, neben rebenbepflanzten Hügeln, neben wohlangebauten Getreidefeldern die ganze Pracht des nach den rheinischen Gestaden ausgewanderten Südens. In Argentoratum waren die glänzenden Waffen- und Schmuckläden. Die Colonia Agrippinae und Mogontiacum prangten mit den Palästen der römischen Großen, und im prunkvollen Augusta Trevirorum winkte die hohe Porta nigra, des großen Konstantin Denkmal, und des Cirkus Freuden mochten auch den Frankenfürsten anlocken und den Edeling zum Mitbesitze anreizen.

Das wohlangebaute Land, die Rebenfluren, der Schmuck der Städte, das waren die Lockmittel, die den habsüchtigen Franken und den trotzigen Alemannen aus ihren Wäldern herzogen an den reich geschmückten Kulturstrom, der vor den Augen ausgebreitet lag.

Der Kaisersitz an der Mosel, Trier, wurde in drei Verheerungen nach einander von den Franken zerstört, und Salvianus giebt uns in seiner Schrift „über Gottes Weltregierung" ein anschauliches Bild von dem Greuel der Verwüstung und der durch nichts auszurottenden Zügellosigkeit und Verworfenheit der römisch-gallischen Bewohner dieser Stadt.

„Die wenigen Vornehmen, die von den Schrecknissen des Brandes und der Plünderung übrig geblieben waren, schreibt der Kirchenvater, verlangten, gleichsam als Hauptheilmittel für die Stadt, Spiele im Cirkus von den Kaisern. Oeffentliche Spiele verlangst du, Treverer? Wo sollen sie gehalten werden? Ueber Brandstätten der Todten und über Aschenhaufen? Ueber den Gebeinen und dem Blute der Erschlagenen?"

Die Zerstörung war im Rheinlande so vandalisch, daß nach Ammianus Marcellinus, einem Augenzeugen, bereits Julian im 4. Jahrhundert am ganzen Rhein nur einen noch stehenden Thurm bei Rigomagus (Remagen) antraf.

Nur wenige Städte am Rhein hatten die Verwüstung durch Franken und Alemannen, Vandalen und Hunnen einigermaßen überstanden. Am Niederrhein war es das heutige Köln, die ehemalige Hauptstadt der römischen Provinz Germania secunda, die 355 durch die Franken erstürmt wurde, und, wie die Legende von der heiligen Ursula und den 11000 Jungfrauen in Verbindung mit einer Nachricht des Sidonius Apollinaris zeigen möchte, auch von Attila nicht unberührt blieb. Allein Mitte des fünften Jahrhunderts, nach Vertreibung des letzten römischen Statthalters Egidius, ward es der Sitz des Frankenkönigs Childerich und blieb seitdem ständig in den Händen der Niederfranken. König Sigbert schon, den Chlodwig ermorden ließ, hatte dort seine Burg und seine Schätze.

In Obergermanien war es der altkeltische Waffenplatz, Argentoratum, das „Haupt Deutschlands", das die Stürme der alemannischen Verwüstung siegreich überdauerte. Bereits im sechsten Jahrhundert finden wir es als Stratburg (Straßenburg) am alten Platze, und Gregor von Tours erwähnt, daß Childebert II., des Königs Sigbert von Austrasien Sohn, im Jahre 589, unterhalb des Bannes der Stadt, die sie Strataburg nennen, sich verweilt habe.

Einen bedeutenden Theil der rheinischen Bevölkerung machten die Hörigen und Sklaven aus, die theils aus Römerzeiten noch bestanden, die theils der freie Franke schon mitgebracht hatte von den Höhen seiner alten Heimat im

Thüringerlande und den Thalungen der Sieg und der Lahn. Sie bildeten später die Grundlage der deutschen Handwerker und des dritten Standes.

Wichtige Innungen waren für den Rhein als Verkehrsader die Verbände der Schiffer in den Hauptcentren am Strome. Daß ein solch wichtiges Gewerk wie das der Ferchen und Schiffer selbst in den schlimmsten Perioden der Völkerwanderung ausgestorben sein sollte, ist höchst unwahrscheinlich, und nur durch Annahme der Fortexistenz solchen Gewerbes erklärt sich mit die Erhaltung von Städten wie Köln und Straßburg während der Vernichtungsscenen des fünften und sechsten Jahrhunderts. Diese Innungen bildeten den Grundstock für die Weiterbetreibung des Wasserhandels, nachdem der zu Lande auf den alten Römerstraßen bei der Unsicherheit der Zustände und den Einfällen räuberischer Horden längst zu Grunde gegangen war. Die Schifferei trieben auch die Germanen; drangen die Friesen im Wiedererwachen der Kultur ja vor von der Nordsee bis nach Speyer und Worms, um den Handel mit Wein und Tüchern zu monopolisiren; und benutzten doch einst die Alemannen bei einer Flucht zur Ueberfahrt über den Rhein ihre freilich etwas großen Schilde. Am Oberrhein trafen sich die seetüchtigen Chauken (Friesen) von der Nordsee mit den wasserdichten Sueben (Alemannen) des Südens.

Enthielten die rheinischen Städte also eine vielfach mit fremden Elementen geschwängerte Bevölkerung, so war die Landbevölkerung, wenigstens die besitzende, anders zusammengesetzt. Nehmen wir eine Karte der Rheinlande und besehen uns die Namen der Orte, die in ihrem Banne liegen, so treten uns in den nördlichen Gebieten meist Ortschaften entgegen, die sich auf heim, hausen, bach, dorf, feld, scheid, born 2c. endigen. Dazwischen allerdings auch solche mit römischem Ursprunge. Die ersteren sind im Ganzen die Gründungen der fränkischen Stämme, die am Mittelrhein in kompakten Massen bis an die Queich und an die Murg reichen. Dann stoßen wir auf Fluren mit anderen Endungen; an die Stelle des fränkischen heim tritt das schwäbisch-alemannische ingen, und ihm schließen sich an weiler, hofen, ach, bronn, beuren, stätten, wang.

Allerdings werden besonders am Mittelrhein die Grenzen überschritten, namentlich im Hinterlande an der Saar und an der Mosel, wo die alemannischen Orte auf weiler, vilre und ingen bis an die Nahe reichen, während im fruchtbaren Rheinthale die Herren von heim und hausen nach der Siegesschlacht über die Alemannen bis an die Lauter und an den Neckar vorrückten und mit ihnen fränkischer Adel und fränkisches Landvolk, fränkischer Klerus und fränkische Art ihren Einzug hielten im alten Alemannenlande. Auch die archäologischen Entdeckungen am Mittelrhein, die Auffindung der fränkischen Reihengräber von Selzen und Alsheim, von Monsheim und Grünstadt, von Sponsheim und Osthofen, von Wies-Oppenheim und Oggersheim, von Dürkheim und Knöringen, von Hochfelden und Kolmar beweisen, daß die Rheinebene von einem wesentlich gleichartigen ackerbautreibenden Stamme okkupirt wurde, unter dem verhältnißmäßig wenig fremde Elemente sich befanden. Die fränkisch-alemannischen Ackerbaukolonien hatten im Rheinthale Ende des fünften Jahrhunderts vom Kulturlande Besitz ergriffen und theilten die Wälder und rodeten den Forst.

Und in den Burgen der Welschen, die übrig geblieben waren, auf den Einzelhöfen und in den Kastellen der kleineren Ortschaften, da saßen und herrschten die fränkischen und alemannischen Edelinge und sandten ihre Söhne

in die Pfalzen der Könige zur standesgemäßen Ausbildung, und die Nachgeborenen erbten den Krummstab, dessen Besitz unterdessen ein ersehnter Artikel geworden war.

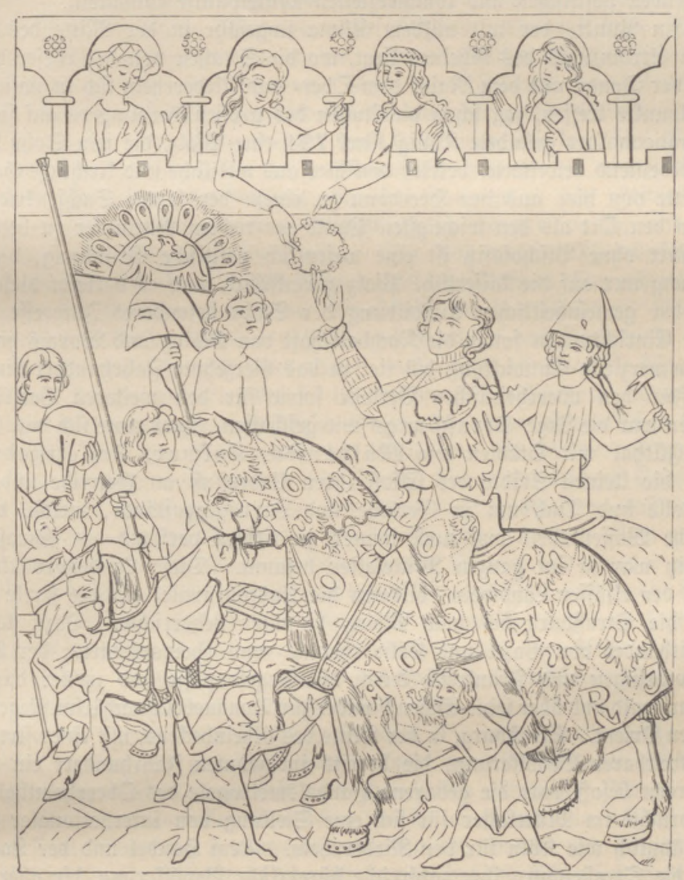
Das Christenthum hatte sich am Rheine wol an einzelnen, besonders begünstigten Orten erhalten, so in Trier und Köln, durch die Zeiten der Bedrängniß bis in das fünfte Jahrhundert. Allein der Eifer, den die Bischöfe, vielfach versunken in die Verderbniß der gallischen Kirche, für die Mission unter den Ripuariern und Austrasiern, den Alemannen und den Chatten entwickelten, war zu gering, als daß das Christenthum damals vielfach noch etwas Anderes gewesen wäre als ein leerer Schall und oft ein mißbrauchter Deckmantel. Um dem Volke als solchem den Geist der neuen Friedensreligion zu bringen, um bei ihnen an die Stelle Wodan's den Christengott und an die Siegfried's die Person des Kreuzträgers zu setzen, waren andere begeisterte Werkzeuge nöthig als solche, wie Bischof Rusticus von Trier oder Bischof Hildegar von Köln. Unter den Krummstab hatten sich bis jetzt manche Römlinge aus den alten romanischen Familien der Römerstädte am Rhein geflüchtet und führten oftmals das alte Leben mit neuem Namen fort.

Durch reiche Schenkungen mehrten die Könige der Franken, die Herzöge und Fürsten, die Edelinge und Freien das Gut der Kirchen und Klöster, welche die römische Kultur nach dem nordischen Barbarenlande verpflanzten. Bald drängten sich Söhne vornehmer Familien zu den Kirchenwürden heran, und bald war der land- und güterreiche Klerus in der Pfaffengasse, dem Rheinlande, in der Lage, an Macht und Einfluß mit den weltlichen Großen zu rivalisiren. Ein neues Rom begann zu herrschen am Rhein; durch den Geist nicht minder mächtig als das erste durch Waffen.

So hatte sich nach dem Untergange römischer Herrschaft allmählich das Rheinland mit vielfach neuer Bevölkerung gefüllt, waren die festen Zwingburgen am Ober- und Niederrhein gefallen, waren die römisch-gallischen Kolonien den fränkisch-alemannischen Ansiedelungen gewichen, waren die Herzöge und Edelinge an die Stelle der Präfekten und Patrizier getreten, waren die alten Götter Jupiter und Mercur, Wodan und Donar gestürzt, waren neue Gottheiten, neue Ideen, neue Lebenskeime in die alten Gaue eingezogen.

An Stelle der römisch-gallischen Staatseinheit und Waffengewalt trat die Individualität der deutschen Stämme, geeint vom frisch erwachten Geiste des Christenthums, das allen Ständen Freiheit und Brüderlichkeit anempfahl und versprach. Es war so eine wesentlich auf veränderten ethnologischen Faktoren beruhende Bevölkerung, die sich jetzt im Laufe des fünften bis in das neunte Jahrhundert in den alten Kultursitzen bildete, als es die zu Römerzeiten gewesen war, wenn auch ein Theil der alten Volksreste, der Romanen und Gallier, geblieben war. Und der Freiheitssinn der Alemannen, die Selbständigkeit der Oberfranken, der Bildungstrieb der Niederfranken waren unter dem Hochdrucke christlicher Lebensanschauung und abhängig von den Lockmitteln des Verkehrs, welche die Lage des Rheinthales mit seinen natürlichen Centren und seinen anziehenden Produkten, wie ähnliche in Europa nur das Donauthal darboten, die Ingredienzien, welche das Rheinthal und besonders die Gaue vom Bodensee bis nach Köln zum geistigen und materiellen Centrum Europa's für fast ein Jahrtausend heranbildeten. Rival war nur die Trace der Donau.

Kaiser und Könige, Bischöfe und Städte wetteiferten, den alten rheinischen Kulturboden mit neuen Lorbern, mit neuen Bauten, mit Handelsstraßen und stolzen Burgen, mit weiten Markthäusern und gedehnten Stapelplätzen zu überziehen, und vom Rheinlande gingen fast ein Jahrtausend lang die hellen Strahlen aus, die bis an die Ostsee und in die Sarmatenländer das Licht der Kultur, die Waffen des Geistes und der Macht trugen.



Darreichung eines Turnierpreises (XIV. Jahrh.). Nach einer gleichzeitigen Minnesängerhandschrift.

Vor Allem erwuchsen unabhängig von den Launen der Merovinger und der Zwingkraft der Karolinger, die in erster Linie auf ihres Hauses und der Kirche Blüte bedacht waren, von Neuem am Rhein die Sitze künftiger bürgerlicher Freiheit — die Städte, zuerst die Schoßkinder der Kirche und der Bischöfe, bald ihre mündigen Kinder.

Zweierlei war für die Fortexistenz der alten Centren und für die Neuerstehung solcher maßgebend: die allgemeine topographische Lage und die Bevölkerungselemente, aus denen sie sich rekrutiren konnten.

Frankfurt vor Allem am rechten Rheingestade, eine alte Furtstelle, wo die fränkisch-chattische Bevölkerung über den Main ging, der äußerste nördliche Punkt des Rheinbeckens, wo durch die Wetterau und das Kinzigthal hinauf die Landstraßen in das Innere Deutschlands führten, wo der Main mit großen Fahrzeugen eben so schiffbar wird wie der Rhein, wo die ganze Tiefebene nach Südwesten dem Handel offen stand, mußte sich naturgemäß schon früh zu einem bedeutenden politischen und kommerziellen Mittelpunkte entwickeln.

Ein Punkt, der mit mildem Klima ungefähr in der Mitte des ganzen langen Stromzuges des Rheines liegt, wo die Straßen von der Weser und der Elbe, der Donau und dem Main, dem Ober- und Niederrhein sich in natürlichem Mittelpunkte treffen, zog schon die Augen des großen Karolingers auf sich. An der Franconofurt gründete König Karl 794 eine Pfalz, die sein Sohn Ludwig 822 bedeutend erweiterte, betrieb von hier aus weltliche und kirchliche Geschäfte, sammelte von hier aus den Heerbann zu einem der letzten Sachsenkriege und begann den Ort als den wichtigsten Punkt am rechten Rheinufer zu betrachten. Frankfurt ohne Bischofssitz ist eine wesentlich politische Gründung, die ihren Ursprung nur auf die kaiserliche Pfalz zurückführt, und es verleiht dieser Umstand der gemeinheitlichen Ausbildung der Stadt besonderes Interesse. Doch innere Einrichtungen sowie die Nachbarschaft von Mainz und Worms hinderten die kommerzielle Entwicklung bis tief in das vierzehnte Jahrhundert hinein.

Für den oberrheinischen Verkehr sowie für den weiteren Vertrieb der Waaren war die Lage Straßburgs wie geschaffen. Hier einte sich das betriebsame Illthal mit Städten wie Mülhausen, Kolmar, Schlettstadt; hier setzten die kleinen Städte des Elsaß ihren Ueberfluß an Getreide und Wein, an Wolle und Tuch um in Geräthe und Luxusgegenstände, welche die alte römische Waffenfabrik wol noch immer zu liefern verstand — Straßburger Geschütz war ja im ganzen Mittelalter bekannt. Diese Landesprodukte, vor Allem der elsässer Landwein, bildeten die Ausfuhrartikel für die starke Schifffahrt, die Straßburg bis nach Mainz hinunter beherrschte. Dazu kam der Transithandel von Basel und Köln rheinab- und rheinaufwärts, der Verkehr mit Lothringen und Frankreich durch die Vogesenpässe und weiter durch den Schwarzwald und über seine Engen hinüber zur Donauebene nach Ulm, Regensburg und den Orient. Straßburg, in der Mitte des Rheinbeckens, mit einer strebsamen und streitbaren Bevölkerung, die bereits im zehnten Jahrhundert ein eigenes Stadtrecht besaß, war die geborene Handelsmetropole des Oberrheinthales und beanspruchte im Mittelalter für sich eine Stellung von internationaler Bedeutung, ähnlich wie Köln für den Niederrhein. Dem Handel und der Lage verdankt die Straßenburg ihre zahlreiche bürgerliche Bevölkerung, die aber Jahrhunderte lang unter dem Bann des Krummstabes geknechtet lag. Als sie im Jahre 982 von Kaiser Otto III. Stadtfreiheit und Weichbildrecht empfing, werden als Zünfte angeführt: Sattler, Kürschner, Handschuhmacher, Schuster, Schneider, Müller, Küfner, Becherer, Schwertfeger, Oebstler, Weinleute. Im Jahre 1417 hatte Straßburg bereits zwanzig Zünfte, worunter die Schifferzunft den ersten Rang erhielt. Des Bischofs Gerechtigkeiten wußten mit der Zeit die „Gottesleute“ und Ministerialen, des Königs Diener, aufzuheben, und die Macht des Patriziates brachen zu ihrer Zeit die Zunftgenossen, die Vertreter der handarbeitenden Stände. Straßburgs Entwicklung von der Königspfalz

zum Bischofssitz, durch das Patrizierregiment zur Gemeindefreiheit, sein durch Lage und Betriebsamkeit aufblühender Handel, seine selbstgeschaffene Metall- und Tuchfabrikation bildet wie die wenig anderer Städte am Rhein ein Spiegelbild von der Arbeit der Kultur, die, aus verschiedenen Faktoren hervorgehend, alle Hindernisse überwindet und die naturgemäßen Bahnen wandelt.

Nach Chur, „dem obersten“, Kostnitz, „dem größten“, Basel, „dem lustigsten“, Straßburg, „dem edelsten“ Bisthume, gelangen wir auf unserer Kulturfahrt zu dem bekannten Trifolium: „Speyer, „dem eifrigsten“, Worms, dem „ärmsten“, Mainz, „dem würdigsten“ unter den zehn rheinischen Bischofssitzen. Das Brüderpaar, ein par nobile urbium, Speyer und Worms, verdankt seine Bedeutung den alten Bischofssitzen, der Einmündung der großen Straßenzüge quer durch die heutige Rheinpfalz hinüber nach Lothringen, mit dem fünf Pässe das Rheinthal von der Queich bis an den Donnersberg verbinden, der starken umwohnenden fränkischen Bevölkerung, die ihre Edelinge zu den rheinfränkischen Herzögen nach Worms und dem Bischofssitze zu Speyer sandte, und endlich seiner centralen Lage im Rheinbecken. Für das untere Rheinbecken haben Speyer-Worms mit ihren Nachbarstädten Landau, Neustadt, Oppenheim, Alzey, Dürkheim dieselbe Bedeutung, wie Straßburg für den südlichen, Mainz für den nördlichen Theil. Speyer und Worms brachten das Stapelrecht für die Rheinschiffahrt an sich, und jedes Schiff mußte hier entweder die Waaren auf der Städte Schiffe verladen oder sie im Kaufhaus den Bürgern ausstellen.

Von Alters her waren in dieser Gegend von den ostfränkischen Königen und nachher von den Karolingern die Maifelder, die Reichsversammlungen, abgehalten worden; auch wurden die Könige hier auf salischem Boden unter freiem Himmel öfters gekürt. So konnte es nicht ausbleiben, daß in diesen Gauen sich eine lebhafte Sympathie für die Reichsgewalt trotz allem geistlichen Drucke entwickelte. Die Treue der Bürger von Worms und Speyer gegen die bedrängten salischen Kaiser ist bekannt, deren Stammbesitzungen gerade hier von Worms nach Speyer zu und vom Rhein bis an das Hardtgebirge lagen. So wurden Worms und Speyer im 11. Jahrhundert mit einer Reihe von Immunitäten bedacht, welche die Grundlage des rapiden handelspolitischen und des sozialen Aufschwunges dieser Reichsstädte wurden.

Am 18. Januar 1074 erließ Heinrich IV. eine Dankurkunde für die Wormser, nach der sie zum Lohn solcher Treue vor allen Anderen als die Würdigsten erhöht werden, und deß zum ehrenhaften Zeugnisse, Juden wie die übrigen Wormser, von allen königlichen Zollstätten gefreit sein sollten: nämlich zu Frankfurt, Boppard, Hammerstein, Dortmund, Goslar und Angern. Aus dem späteren Freibriefe von 1112 geht hervor, daß die Wormser schon damals das jus armorum, das Recht des Waffentragens, hatten. Der Freibrief von Speyer ward von Heinrich V. am 14. August 1111 ausgestellt. Die Bürger der Stadt, worin die Grabmäler der Deutschen Kaiser liegen, wurden frei vom Budtheil, d. h. der Abgabe des besten Stückes einer Erbschaft, von allem Zoll in der Stadt, vom Bau- und Schutzpfennig, einer Reichssteuer, vom Gerichtszwange außerhalb der Stadt, von allem Drucke des Hofrechtes, dem 100 Jahre früher Straßburgs Altbürger und Zünfte erlegen waren. Das Münzrecht, das Speyer schon vorher zustand, bestätigte und erweiterte er.

So waren Worms und Speyer unmittelbare freie Reichsstädte geworden.

An Stelle des römischen Mogontiacum war Schutt und Moder getreten. Doch hier, wo das Rheinbecken endet, wo die Vereinigung des Mains mit dem Rhein die Schiffahrt stets anlocken mußte, wo ein natürlicher Stapelplatz sich befand, wo die Mainstraßen sich kreuzten mit der Rheinachse, entstand in Merovingerzeit, näher am Strome im Schutze der St. Johanneskirche, ein neuer Ort, das fränkische Mainz. Die Natur der Gegend hat die Ansiedlung zu einer Festung bestimmt. Bald umschlossen Mauern die königliche Pfalz, die Kirchen und Kapellen, die Gehöfte des fränkischen Adels, die vielen Hütten der Leibeigenen. Des Königs Aufenthalt und das Ansehen des zahlreichen Klerus, in dessen Mitte der Primas von Deutschland die Provincia Mogontiana mit dem Pallium lenkte, gab der Stadt ein vornehmes Gepräge. Hier im Angesichte der Herrschergewalt des Kirchenfürsten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation entwickelte sich zwar eine zahlreiche Kaufmannsgilde, die mit dem Stapelrecht den Mainhandel beherrschte, allein weit später als anderswo der Hauch kommunaler und sozialer Freiheit.

Erst nach Speyer ward es vom Budtheil befreit, und die Verleihung des Bischofs Adalbert gab der Bevölkerung, die Mitte des zwölften Jahrhunderts noch ungemischt aus Stadtadel, Gottesleuten und niederem Volke bestand, nur unvollkommene Freiheit. Häufige Aufstände der Mainzer gegen der Bischöfe Druck, von denen Arnold die Bürger „Hunde, die zwar bellen, aber nicht beißen konnten", nannte, zeugen von dem unnatürlichen Verhältniß, in dem die Stadt gebannt lag. Die Folge des Druckes der Priesterherrschaft und der starken Besatzungen war die Schwächung des bürgerlichen Freiheitstriebes. Der Geist der Mainzer Kaufleute ward minder energisch als der der Frankfurter. Mainz ward Bischofsstadt und Soldatenlager, Frankfurt das Emporium des Handels und der Sitz des Bürgerstolzes.

Am Niederrhein hatte, wie schon oben erwähnt, kein Ort die Verheerungen der Völkerwanderungen so kräftig überdauert, wie die natürliche Metropole des Niederrheins, „das heilige Köln". Seit den Merovingerzeiten war dieser Platz eine feste Stadt und eine Königsburg. Die Wittwe Pipin's von Heristal barg hier ihre Schätze. Nach dem Aufstande gegen den herrschsüchtigen Erzbischof Anno und dessen blutigem Siege erschien die volkreichste und nach Mainz erste Stadt des Reiches zu Ende des 11. Jahrhunderts wie verödet; das Schweigen des Schreckens hauste dort, wo früher Lebenslust und Genuß herrschten. Unter den Saliern erhielt sie wieder eine selbständige Stellung und befolgte seit Anfang des 12. Jahrhunderts eine eigene Politik, die sich gegen Zwingherrschaft von Seiten der weltlichen und kirchlichen Herren kehrte. Anfang des 14. Jahrhunderts war der Streit zwischen Erzbischof und Stadtgemeinde zu Gunsten der Autonomie letzterer beigelegt. Kaiser Albrecht entschied den Kampf.

Während dieser durch Kampf ausgefüllten Periode und beruhend einerseits auf der dominirenden Lage der Stadt, andererseits auf dem Freiheitssinne ihrer Bürger, hatte sich die Handelsthätigkeit Kölns entfaltet, der an Ausdehnung bis in das 16. Jahrhundert, bis zur Entdeckung Amerika's, dem Aufblühen der holländischen und englischen Städte und anderen Umständen kein anderer Verkehrskreis in Mitteleuropa gewachsen war.

Von der Natur zum Marktplatze für die Waaren des Niederrheines, für Wolle, Tuch, Metallindustrie und die Produkte des Landes, für Getreide, Fische, Käse u. s. w. bestimmt, wußte die Stadt bald durch das umfassende und unnachsichtlich

geübte Stapelrecht eine Herrschaft am Rheine einzunehmen, die ihre Stellung bald weit hinaus über die eines Centrums für Lokalverkehr und Platzindustrie erhob. Schon früh trat dies Emporium mit anderen nieder- und mittelrheinischen Städten in Bündnisse zusammen, zu denen die Anregung meist von ihr ausging, da sie am ersten an Handelseinigungen, Zollverhältnissen, Schutzgeleiten u. s. w. interessirt war. Später schloß sich die betriebsame Stadt dem hanseatischen Städtebund an, und Köln ward die Chorführerin und Hauptstadt des „rheinischen Städtequartiers", später die Rivalin von Lübeck.



Gastmahl im Hause eines Edlen (Ende des XV. Jahrh.). Nach einem Holzschnitte von Hans Burgmeier im „Weißkunig".

So finden wir Kölnische Handelsniederlassungen fast zu gleicher Zeit im 12. Jahrhundert im Norden, in England, wo eine Urkunde Heinrich's II. allen seinen Beamten und Dienern befiehlt, die Bürger und Kaufleute von Köln, „seine Getreuen", wohin sie in seinem Lande auch kommen, mit ihren Gütern und Besitzungen zu schützen. Eine andere Urkunde von demselben König nimmt ihr „Haus in London" in seinen königlichen Schutz. Bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts stand Köln thatsächlich an der Spitze des nach England hinüberstrebenden deutschen Handels, und die Kölner mit ihrer seit 1388 gestifteten Hochschule wurden für den britischen Norden die Kulturbringer.

Schwieriger war den Rhein hinauf in Konkurrenz mit Mainz, Straßburg und Basel die Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit Italien und den Städten in der Poebene. Doch auch dies glückte durch Vorsicht und Klugheit, und für

das Alter und die Wichtigkeit dieses Verkehres spricht die Thatsache, daß die Kölner Mark zu Venedig seit 1123 als Münzgewicht gesetzliche Geltung hatte. Dies setzt schon feste Handelsverbindungen voraus. So kamen nun den Rhein hinab italienische Produkte, Wein und Seide, Oel und Früchte, dazu von Venedig und Genua aus die Waaren der Levante, Gewürze und Metallwaaren, und dafür wanderten rheinauf getrocknete Fische und Pelzwerk, Tücher und feine Leinengespinnste. Auch in die Niederlande und nach Flandern vermittelten die Kölner Kaufherren den Verkehr, und wie sie in London und Bergen, in Venedig und Genua Depots besaßen, so auch in Brügge und Antwerpen. In östlicher Richtung zogen ihre Karawanen längs Ruhr und Lippe nach Westfalen und Sachsen, und aus den Slavenländern durch Vermittlung von Bremen und Hamburg kamen in die Rheinstadt Wachs und Leinwand, Honig und Bernstein. So bildete Köln allmählich nicht nur für das Rheinland oder für Norddeutschland, sondern für den ganzen Handel und Verkehr Mitteleuropa's, einerseits von der Themse und der Nordsee bis an den Po und das Mittelmeer, andererseits von der Elbe- und Odermündung bis zur Schelde und Maas die umfassende Vermittlerin. Bei dieser internationalen Ausdehnung des Handelsgebietes, bei diesem umfassenden Austausch der Waaren von Osten nach Westen, von Norden nach Süden können wir diese Stadt im Bunde mit Hamburg und Lübeck als die Gründerin der großen Handelsgenossenschaft des Mittelalters, der Hansa, betrachten. Ihre Einheit brachte die deutsche Hansa, d. h. „das Band", zu Stande, nachdem schon vorher Köln, Bremen, Lübeck Hansafreiheit in England erlangt hatten, d. h. Handelsfreiheit als unabhängige Korporation.

Die Folgen der Handelshoheit und der Ausbildung der Stadt auf den Gebieten der Verfassung sowie der Wissenschaften und der technischen Künste waren tief eingreifend für die rheinische Kultur und somit auch für die deutsche.

Die Kölner standen das Mittelalter hindurch an der Spitze des niederrheinischen Handels, und Kölnische Städteverfassung und Kölnisches Recht dienten den Gesetzgebungen vieler Städte, besonders in Norddeutschland, zum Muster. Eben so weite Geltung durch ganz Deutschland und bis nach England und Italien verschafften sich Kölnische Münzen und Kölnische Maße und Gewichte. Eine solche Stadt wie Köln, mit so weitreichenden Verbindungen und einem solchen Konfluxe von Menschen, mußte auch auf natürlichem Wege ein Hauptsitz der Industrie und Manufaktur werden. Unter einer Bevölkerung von 150,000 Seelen, die Köln im Mittelalter hatte, mußte sich eine Reihe von lohnbringenden Industriezweigen entwickeln. Besonders sind es die Tuch- und Wollenweber von Köln, die mit ihren Produkten den Welthandel versorgten, und von hier aus verbreitete sich dieser wichtige Industriezweig am ganzen Niederrhein. Die später blühenden Manufakturstädte wie Mühlheim, Krefeld, Elberfeld, Solingen, Düsseldorf u. a. verdanken die Gründung ihrer Industriezweige in Leinen und Metall Auswandererkolonien der Stadt Köln, und so bildete diese Stadt, deren Wichtigkeit nicht hoch genug angeschlagen werden kann, nicht nur einen politischen, sondern auch einen merkantilen Mittelpunkt für eine Reihe von Städten am Niederrhein.

Ein solches Centrum mußte, angeregt durch seine Kirchenfürsten, die abwechselnd den mächtigsten Dynasten am Niederrhein angehörten, die Grafen von Altena, die Herren von Hochstaden und von Heinsberg, die Grafen von der

Mark, von Mörs, von Dhaun, von Wied, und die später aus den ersten herrschenden Familien des Deutschen Reiches, der Reihe der Erzherzöge von Oesterreich und der Herzöge von Bayern entnommen wurden, unterstützt von den reichen Kaufherren, die in Kleidung und Mode, in Sitte und Luxus die tonangebenden Herren weithin in den deutschen Landen waren, auch eine hohe Bedeutung als Sitz der vornehmsten Schulen, der Wissenschaften, der Künste und der Künstler gewinnen. Auch in dieser Beziehung, als herrschende Kulturmacht am Niederrhein, dehnte die Stadt Köln ihren Einfluß so weit aus, als der Stab ihrer Bischöfe reichte, als ihre Frachtwagen und Schiffe gingen.

Die 1388 gestiftete Hochschule wurde bald die vornehmste in ganz Niederdeutschland, und erreichte als Vertreterin des Katholizismus denselben Einfluß, wie im Rheinbecken Heidelberg als Leuchte des Humanismus. Die Werke der Kölner Malerschule dienten bis hinab zu den Niederlanden als Muster, schmückten weit hinauf am Rheine die Altäre der Kirchen und die Fenster. Noch größeren Einfluß gewann die Kölner Bauhütte mit ihren Denkmälern, die am ganzen Niederrhein für Stadt und Dorf die willkommenen Vorbilder lieferten. Die Kirchen St. Severin und Maria auf dem Kapitol aus dem 11. Jahrhundert bilden auf dem Gebiete des romanischen Stiles so gut die Muster, wie später im Reiche der Gothik seit Mitte des 13. Jahrhunderts das Wunder des herrlichen Domes bahnbrechend wird. So führt am Niederrhein in jeder Beziehung das Mittelalter hindurch Köln die Herrschaft, und für die gebildete Welt Mitteleuropa's brachte dies Centrum Jahrhunderte lang die regste Vermittlung, bis sie seit der Entdeckung Amerika's diese Rolle theilweise abgeben mußte an die holländischen und englischen Städte.

Der wichtigen Rolle im Völkerverkehr Mitteleuropa's, welche die rheinischen Städte spielten, entspricht die politische Bedeutung des Rheinlandes, seine Stellung als Hauptsitz der deutschen Könige und der römischen Kaiser, sein Verhältniß zu den weltbewegenden Ereignissen des Mittelalters, dem Kirchenstreite und den Kreuzzügen anzugeben.

Die Merovinger liebten es, wie alle fränkische und germanische Großen, nicht in ummauerten Städten, sondern auf Höfen, den sogenannten Pfalzen, zu wohnen. Hier, umgeben vom frischen Eichwald, inmitten ihres Gesindes, lebten sie ihrer Lieblingsneigung, der Jagd. Solche Königshöfe lagen überall am Rhein, besonders aber dort, wo der fränkischen Macht Hauptsitz war — am Niederrhein. Zu Dispargum, wahrscheinlich dem heutigen Duisburg, saß Klodio, der erste Merovinger, und seinen Nachkommen war dieser Ort stets die vornehmste Königspfalz. Auch die Karolinger, die gleichfalls vom Rheinland abstammten, bevorzugten als ständige Sitze diese Gegenden, und die kaiserliche Residenz des großen Karl war bekanntlich das Heilbad Aachen. Allein jetzt bei der Verbindung Alemanniens mit dem Reiche, bei der hervortretenden Bedeutung von erwachsenden Centren für Krieg und Frieden, wie Mainz und Worms, Frankfurt und Straßburg, war das Reichsoberhaupt genöthigt, auf die bedeutsame Stellung des mittleren Rheinbeckens Rücksicht zu nehmen; und so sehen wir den gebietenden Karolinger öfters in den Mauern von Worms, des alten Burgundensitzes, die hohen Feste feiern, sehen in Lorsch und Michelstadt drüben im Odenwalde seine Vertrauten geistliche und weltliche Reichsgeschäfte betreiben, sehen ihn endlich seinen Lieblingssitz in der Nähe des Metropolitanen von Mainz zu Ingelheim nehmen und selbst drüben zu Frankfurt die energischen Vorbereitungen

zum Hauptschlage gegen die Sachsen betreiben. So theilte, als das Frankenreich noch bis zum Ebro und Tiber reichte, als das im Wesen gallisch gebliebene Westfrancien noch den eigentlichen Schwerpunkt der Karolinger bildete, als der Zug nach Rom nichts Anderes bezweckte, als das offizielle Siegel auf die faktische Erneuerung des römischen Imperiums aufzudrücken, schon das mittlere Rheinbecken mit dem Niederrhein die Ehre, den römischen Kaiser deutscher Nation, den restitutor imperii Romani, auf seinen gesegneten Fluren zu beherbergen. Schon damals, als der Slave und der Avare, der Khalif und der Normannenfürst, die Botschafter zu den Reichstagen nach Aachen und Paderborn zogen, bildete die Rheinlinie und besonders der untere Theil des Rheinbeckens von Speyer bis Mainz des Reiches Achse und Mittelpunkt.

Durch den Vertrag von Verdun, der das Frankenreich drittheilte, hatte die politische Bedeutung des Rheinlandes gelitten, da der geographische Mittelpunkt des neuen Deutschlands mehr in den Main- und Donaugegenden als in den Rheingauen lag. Obwol nun mit Rücksicht auf diese Thatsache und auf militärisch-politische Maßnahmen Ludwig der Deutsche gezwungen war, nach Regensburg des neuen Reiches Residenz zu verlegen, trat doch alsbald nach der Theilung Lothringens, durch den Vertrag von Mersen, hierin eine Aenderung ein. Danach und nach späteren Abmachungen kam das Land im Osten und Norden der Maas, jenes an der Mosel, das auf beiden Seiten des Rheins und im Jura, das Elsaß und ein Stück Burgundiens an Ludwig den Deutschen, der von Tullum, Virodunum und Cameracum bis Passawa, Erpesfurt und Magadeburg gebot. Obwol nun damals Ende des 9. Jahrhunderts Frankfurt ein offener Flecken war, verlegte dennoch Ludwig der Deutsche hierher seinen Hofhalt, um dem Rheine, dem jetzigen Mittelpunkt seiner Macht, nahe zu sein.

Und von da an dauerte dies Verhältniß der Rheinlande zu den Herrschern im Reiche ein halbes Jahrtausend, bis die Besitzthümer der Habsburger im Osten und ihre falsche Sonderpolitik damit eine Verschiebung der Reichsgewalt nach Osten hervorriefen. Verfiel auch unter den schwachen Nachfolgern Ludwig's des Deutschen im 9. Jahrhundert die Schöpfung Karl's des Großen, brachen im Süden die räuberischen Ungarn über die Donaulande und den Oberrhein ein, während im Norden bis Köln herauf die beutelustigen Normannen brandschatzten, so baute sich doch unter der Ottonen kraftvollem Regimente ein deutsches Reich auf mit einem energischen Königthum, das von der Idee der Reichseinheit ausging, und das die schon divergirenden Elemente des Kirchenregiments, des hohen Adels und der aufstrebenden Städte zu einem organischen Ganzen zu verbinden bestrebt war. Während das Lehnswesen im Kampfe mit der Gemeindefreiheit besonders auf dem Lande entschieden die Oberhand gewann, waren es die alten Munizipalverbände, die dem seit den Karolingern übermächtig andrängenden Faktor dieses fremden romanischen Wesens die Spitze boten, und sie wurden hierin unterstützt von der Königsmacht, die sich in den Mittelpunkt der Dinge stellte, das Wohl der Gesammtheit ins Auge faßte, den Uebermuth der mächtigen Lehnsherren, besonders der Herzöge, brach und den gemeinen Mann gegen Vergewaltigung schützte. Dieser stete Kampf der Reichsgewalt gegen die centrifugalen Elemente unter den Ottonen hatte zur Folge, daß kräftige Herrscher, wie Otto der Große, zur steten Wanderung von einer Pfalz zur andern genöthigt waren, daß die Reichsgewalt keinen andern festen Mittelpunkt hatte

als die Person des Königs. So blieb das Rheinland in seinem Einflusse auch ziemlich intakt unter einem Herrscherhause, das im fernen Sachsen seine Kraft, Fülle und seinen Ursprung besaß, dessen Heimatshöfe in der goldenen Aue zu Memleben und Quedlinburg, nicht zu Lüttich und Mainz lagen. Der vorige Kulturgang am Rhein ging seinen Schritt weiter, und in den Wellen des stolzen Stromes spiegelten sich zur Zeit der Sachsen und der Salier die stattlichen Dome zu Konstanz, Mainz, Worms und an anderen Orten, die der Ehrgeiz und der Kunstsinn der Kirchenfürsten errichten ließ.

Hier am Mittelrhein, dem Mittelpunkte des politischen und geistigen Lebens damaliger Zeit, war es auch, wo die weltbewegenden Ideen jener Periode ausgetragen wurden, von wo aus Heinrich IV. zum Zuge nach Canossa aufbrach, wo er selbst bei seinen Ahnen seine letzte Ruhestätte fand, wo sein Sohn den Waffenstillstand zu Worms mit der päpstlichen Macht schloß, wo endlich der Gedanke, die Kreuzesfahne im Osten zu entfalten, zuerst in Deutschland mächtig zündete.

Es war zu Speyer, im Wunderwerke des Domes, wo Bernhard von Clairvaux, inmitten der andächtigen Menge, des Adels vom Breisgau und Rheingau, der Bannerträger des Papismus, nach greller Schilderung des jüngsten Gerichtes, an den Kaiser Konrad III. sich persönlich wandte und ihm den Richterstuhl Christi vorhielt, bis der Hohenstaufe, von Rührung übermannt und in Thränen aufgelöst ausrief: „Ich will, ich will!“ Die Blüte der deutschen Ritterschaft sank damals auf fremdem Boden, dem Kaiser selbst brach das Herz, und zwei Jahre nach seiner Rückkehr von Palästina starb zu Bamberg der sieche Konrad, den die Geschichte den „Kreuzträger“ nennen kann.

In der Zeit der Hohenstaufen, der natürlichen Erben der Salier, stieg die Bedeutung der Rheinlande womöglich noch höher. Zeuge davon der glänzende Reichstag, den Friedrich II. zu Mainz abhielt, auf dem die ganze damalige gebildete Welt vertreten war! — Der Investiturstreit mit seinem langen Bürgerkampfe, der Auflehnung der Fürsten und Adeligen, der Bischöfe und Aebte gegen des Kaisers Regiment, hatte die Individualität der einzelnen Stände des Reiches ganz bedeutend gestärkt. Das deutsche Fürstenthum, besonders am Rhein, wo die stolzesten Geschlechter der fränkischen und schwäbischen Edelinge an der Sieg und Lahn, am Neckar und im Hartgebirge hausten, hatte im langen Streite zwischen Kaiser und Papst eine freiere, selbständigere Stellung gewonnen. Schon beginnt man mehr in den Fürsten, als in dem Kaiser das Reich zu sehen; schon spricht man von Kaiser und Reich. Das Lehnsleben durchdrang infolge dessen alle Verhältnisse; die alte Gemeinfreiheit, zwischen Thür und Angel gestellt, schwand dahin. Nur in die Städte drangen die Ordnungen des Feudalismus nicht ein; nur hinter ihren starken Mauern war ein Asyl gegen die Bedrückungen des Lehnsgrafen bis herab zu den Plackereien der Raubritter. Die Bürger bewahrten die Waffenehre, die der freie Bauer eingebüßt hatte. Waren nun auch die Hohenstaufen, besonders Friedrich Barbarossa in der ersten Hälfte seiner Regierung, den Freiheitsgelüsten der Deutschen und besonders der rheinischen Städte weniger günstig als die Salier gesinnt, so galt dies einem Streben, das in seiner Konsequenz zur Schwächung der Centralgewalt hätte führen müssen. Die Bewegung der lombardischen Städte, das Trachten nach kommunaler Unabhängigkeit, eigener Wahl der Konsuln, Erringung der Jurisdiktion, Aufhebung kaiserlicher Zölle u. s. w., mußte seine Rückwirkung äußern auf die geographische Fortsetzung der oberitalienischen Städte,

auf die großen Centren am Rhein: Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Köln. Mit dem Mitgefühle eines gemeinsamen Standes, einer Korporation betrachtete man am Rheine die Triumphe des Kaisers und das Unterliegen der mannhaften Kommunen in der südalpinen Ebene. Der kaufmännische Verkehr, die Auswanderung vieler Mailänder nach süddeutschen Städten brachte auch in die rheinischen Gaue den Zündstoff, der hier zu Versuchen von städtischen Verfassungen sich entwickelte, dort in offenen Empörungen und sozialem Aufruhr nervös explodirte. So mußte, wie schon erwähnt, der Aufruhr zu Mainz mit Waffengewalt niedergeschlagen werden, die „Kommune" in Trier wurde aufgehoben, und Friedrich I., der in den Schutzgilden und Innungen Verschwörungen witterte, erneuerte auf dem Felde von Roncalia das Verbot gegen alle Genossenschaften, Sippschaftsvereinigungen, Verbänden zwischen Stadt und Stadt, Person und Person; kurz mit einem Worte, das Recht, Vereine und Verbände zu bilden, das Vereins- und Assoziationsrecht, ward in jener kritischen Zeit suspendirt. Solche kritische Zeitläufte mußte das deutsche Bürgerthum mit Kraft und Klugheit überstehen. Und bald trat ein Umschlag ein! Nach dem Konstanzer Frieden sah der Rothbart den Werth eines reichstreu gesinnten Bürgerthums ein, und er selbst war es nun, der der Entfaltung dieser Kraft durch Ertheilung von Privilegien und Neugründung von Ansiedelungen zu Hülfe kam. So legte er am Rheine die Reichsstädte Hagenau und Gelnhausen an und erhob Rothenburg an der Tauber und Kaiserslautern im Hartgebirge zu freien Städten. Die überquellende Lebenskraft der rheinischen Städte, deren eine, Köln, gegen den trotzigen Pfalzgrafen Konrad ein gewaltiges Heer von 120000 Mann aufstellte, war nicht mehr durch Polizeimaßregeln zurückzuhalten. Damals entstanden Centren wie Lübeck und München, und das ganze 13. Jahrhundert hindurch dauert die besonders vom Rheine ausgehende Bürgerauswanderung an, welche das Baltische Meer und das ferne Siebenbürgen dem deutschen Geiste eroberten. Die Uebervölkerung wandte sich der Kolonisation des Ostens zu, und die Flanderer und Rheinländer schlugen neue Wohnsitze im Slavenlande und in Siebenbürgen auf.

Im Kampfe der Welfen mit den Waiblingern standen die rheinischen Städte meist auf Seite der Letzteren und suchten bei dieser Gelegenheit, da ihnen die königliche Huld einen sicheren Hinterhalt bot, die Gewalt und die Rechte der Bischöfe abzuschütteln. Um dieses Joch gemeinsam abzuwerfen, verbanden sich die rheinischen Städte im 13. Jahrhundert zu Bündnissen, deren erstes schon 1220 zwischen Mainz, Oppenheim und Worms erscheint. Sechs Jahre später sehen wir aus einer Urkunde Heinrich's VII. die rheinischen Städte Mainz, Bingen, Worms, Speyer, Frankfurt, Gelnhausen, Friedberg in ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den Erzbischof von Mainz getreten, das Heinrich VII., ein Städtefeind, aufhob. So vorübergehend auch diese Bündnisse waren, so hatten sie doch den Erfolg, dem Prinzipe der Konföderation in Deutschland Bahn gebrochen zu haben. Ein neues Motiv zu Verbänden trat Mitte des 13. Jahrhunderts ein, als nach dem Untergange der Hohenstaufen während des Interregnum überall am Rheine das Faustrecht herrschte, und die kleinen und großen Blutsauger des Verkehrs ungestraft die Waarentransporte brandschatzten und die Kaufherren in ihre Verließe schleppten. Diese Landräubereien sowie die vielen ungerechten Zölle, welche den Verkehr zu vernichten drohten und somit den Lebensnerv der rheinischen Städte angriffen, brachten den großen rheinischen

Städtebund zu Stande, der wesentlich gegen das emporgewachsene Raubritterthum gerichtet war. Die meisten Burgen am Rheine, günstig auf hervorspringenden Bergen gelegen, bewohnt von einem Ritterstande, dessen Gefühlsschwärmerei und idealer Thatendrang in dem aufreibenden Bürgerkriege abgenommen und dessen Sinn bis zur Roheit des Raubritterthums und der Straßenräuberei herabgesunken war, luden zu dieser rohen Pressung und diesem traurigen Handwerk ein. Ueber den damaligen Zustand am Rhein berichtet Zorn in seiner Wormser Chronik: „Damals stand es in Deutschland und fürnehmlich am Rheinstrom also, daß, wer der Stärkste war, der schöbe den Andern in den Sack, wie er kunt und mogt; die Ritter und Edelleuth nährten sich aus dem Stegreif, mordeten, wen sie kunten, verlegten und versperrten die Pässe und Straßen, und stellten denen, die ihres Gewerbes wegen über Land ziehen mußten, wunderbarlich nach."

Die Träger der innern Entwicklung dieses gewaltigen Bundes waren die Städtetage, d. h. die Bundesversammlungen, welche einmal des Jahres abwechselnd zu Köln, Mainz, Worms, Straßburg stattfanden. Mainz und Worms sind die Häupter des ganzen Bundes; jenem oblag die Vertretung der niederrheinischen Städte, diesem die der oberrheinischen. Jede Stadt und jeder Herr hatte zu den Städtetagen vier Deputirte zu stellen. Die bewaffnete Macht des Bundes bestand aus 600 Kriegsschiffen und schlagfertiger Mannschaft zu Fuß und zu Roß.

So sehen wir ein vollständiges Verfassungsgebäude aufgeführt: in Mainz und Worms zwei Bundeshäupter, eine berathende und eine gesetzgebende Versammlung, eine bestimmte Kriegsmacht; außerdem Gesetze und Bestimmungen bis ins Detail in Bezug auf Feinde und Bundesglieder. Wie natürlich aber, ging die Wirksamkeit des Bundes über Niederlegung von Raubschlössern und Aufhebung von Zöllen hinaus. Zu Mainz beschloß man im Frühjahr 1256: Keinen als König anzuerkennen, der nicht einstimmig gewählt sei, das Reichsgut zu wahren und die Wahlversammlungen zu besuchen. Es war nicht nur ein kommerzieller, sondern bereits ein politischer Bund, der in der Noth das Reichsinteresse wahrte. Die Folge davon war die, daß in Zukunft neben den Bischöfen, Fürsten und Herren die Vertreter der Städte auf den Reichstagen erschienen. Später erhielten sie eigene Städtebänke, und im Laufe des 16. Jahrhunderts brachten es alle Städte zur wirklichen Reichsstandschaft.

Die rheinischen Städte waren somit in den Zeiten, wo die Reichseinheit in Stücken zu gehen drohte, die erhaltenden Kräfte dieser Idee; sie waren die Vorkämpfer des dritten Standes. Der rheinische Städtebund steht, als die Welt der Lehnsmonarchie in Trümmer zerfiel, als der Prophet einer kommenden, neueren Zeit da; er steht endlich da als die Vertretung des Rechtes und der Gesittung in einer zucht- und ordnungslosen Zeit, als der Bannerträger deutscher Sitte und deutscher Kultur.

Mochte auch der umfassende Bund im Laufe des 13. Jahrhunderts zerfallen, theilweise aus politischen Gründen, neue Bündnisse einigten die Hauptvertreter dieser Ideen; der Reichstag zu Worms 1268 half von Reichswegen den Bedrückungen ab und suchte die Garantien eines sicheren bürgerlichen Lebens aufzustellen; endlich traten die rheinischen Städte dem großen schwäbischen Städtebund bei, dem sie seit Ende des 14. Jahrhunderts angehören.

Von nicht geringerer Bedeutung für die Kulturgeschichte als der politische Aufschwung der Städte war die Bewegung, die sich, ausgehend von einem

idealen Ritterthume und der Errichtung geistlicher Orden, ausprägt in der Veränderung der Literatur und der Kunst.

Was dem Sänger an der Loire und an der Rhone in Leid und Freud, in Liebe und Haß die Brust hob, das vertraute er seinen Liedern an, und dieser lyrisch-subjektive Charakter hielt infolge der Verbindung des Ritterthums in Frankreich und in Deutschland, infolge der gemeinsamen Kriegsfahrten in den Orient, infolge des intensiv gesteigerten Ideenreichthums der Westlande seinen siegreichen Einzug auch in die Herzen seiner Nachbarn, des rheinischen Adels und der rheinischen Sänger. Auf der andern Seite gestalteten im kühleren Norden Frankreichs gelehrtere Meister auch die alten Heldensagen um nach dem kirchlich-ritterlichen Geiste jener gefühlsschwangeren Zeit. Sie gaben sich Mühe, den Romanen von Karl dem Großen, dem Makedonier Alexander, der Trojasage, von König Arthur und seiner frohen Tafelrunde, von den Abenteuern der nordischen Recken festere Gestalt, neues Versmaß und dem Zeitgeiste angepaßten Inhalt zu geben. Es entstand nach beiden Richtungen eine französische Nationalliteratur, und beide Richtungen: die lyrische und die epische, begannen voll zu wirken auf die Länder, wo noch zum Theil stammverwandtes Blut in den Adern der Bewohner strömte.

So singen am Rheine die Minnesänger ihre Leiche und Lieder in der von den Franzosen erhaltenen, kunstgemäßen Ausbildung; so Walther von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, Konrad von Würzburg, Rudolf von Ems und hundert Andere. Sie spielten in der Glanzperiode des deutschen Ritterthums an den Höfen der Großen, bei Königsmahlen, Krönungen und Reichstagen ihre Weisen von Minne und Sitte, Kaiser und Reich, Vergangenheit und Zukunft, vom Gral und von Parcival.

Und auch der alten Heldensagen von Siegfried, dem Drachentödter, und Krimhild, der Burgunderbraut, von Hagen, dem Getreuen, und Günther, dem Könige zu Worms, die, entstanden auf rheinisch-fränkischem Boden, im Munde des Volkes nie ausgestorben waren, sondern, vermischt mit Geschichte und Mythe, der Zeiten Läufe überdauert hatten, auch deren bemächtigte sich die Romantik der Minnesänger und die Kunst der Ritterdichtung. Die alten Stoffe wurden im Geiste der christlich-ritterlichen Sinnesart zusammengestellt und überarbeitet, ihre volksmäßige Reinheit ward mit fremden Zuthaten versehen und das nach dem damaligen Sinne Anstößige ausgemerzt. So entstanden die uns jetzt vorliegenden Epen: das Nibelungenlied und die Kudrun, beide Produkte des volksthümlichen Sagenstoffes, den der Geist der Romantik umformte, beides Reste der alten rheinischen Volkspoesie, dessen Glieder noch mächtig durch das neue Gewebe schimmern, Stücke des Goldes, das der Rheinstrom aus tiefem Grunde ans Ufer warf.

Doch nach dem Untergange der Hohenstaufen verging auch diese blühende Epoche des ritterlichen Minnegesanges. Mit dem Aufkommen der den Ritterhelm tragenden Landräuber endete auch der höfische Ton und der ideale schwärmerische Geist eines Walther von der Vogelweide und eines Gottfried von Straßburg. Mit dem Verschwinden dieses an klassische Traditionen erinnernden Gesanges, der auf den rheinischen Burgen, an den Höfen der Pfalzgrafen vom Rhein und der Herren im Breisgau und im Elsaß laut ertönte, trat, wie auf dem Schauplatz der Politik und der materiellen Macht, so auch auf dem der

Literatur das **bürgerliche Element** an Stelle des **adeligen**. Mit dem Verfall der höfischen Poesie, die Ersetzung der hochfliegenden Lyrik durch spießbürgerliche Moralpredigerei, stieg die Literatur herab von den Bergen in die Thäler, hernieder von den hochragenden Zinnen in die engen Gassen der bürgerlichen Ansiedelungen.



Mittelalterliches Städtebild.

Auf dem Gebiete des Epos wurden die Heldensagen der alten Zeit meist von talentlosen Köpfen erweitert und gesammelt. Dies gab **das kleine Heldenbuch**. Im Gebiete der Lyrik verdrängte zuerst das Volkslied die zur bloßen Allegorie und Lobhudelei vertrocknete Ritterdichtung. Veit Weber verherrlichte die Burgunderschlachten und Muheim die Tellsage. Das Volk, allmählich frei

durch sich selbst vom Drucke der Klerisei und der adeligen Buschklepper, ließ seine Gefühle in eigenen Liedern wiederklingen.

Vor Allem am sangeslustigen Rhein ward solche Lust geübt, und die Limburger Chronik wird mit besonderem Bezuge auf die rheinischen Volkslieder sprechen, wenn sie von solchen anführt, „die man in deutschen Landen sang und die gemein waren zu pfeiffen und zu wampen zu aller Freude durch ganz Deutschland.“

Aber auch die Kunstpoesie suchte, von den Schlössern der Fürsten und Adeligen vertrieben, seit dem 14. Jahrhundert ihre Zuflucht in den deutschen und vor Allem in den rheinischen Städten.

Muster und Vorbilder waren den Meistersängern die späteren Minnesänger, ein Reinmar von Zweter, ein Regenbogen, ein Muskatblüt. Die erste Innung — denn streng abgemessen waren im Mittelalter selbst der Dichtkunst Formen und Regeln — bürgerlicher Sänger soll Frauenlob zu Mainz gestiftet haben. Die älteste bekannt gewordene Titulatur der Dichtregel ist die der Meistersängerschule von Straßburg. Tonangebend waren und blieben die Schulen der rheinischen Reichsstädte Mainz, Frankfurt, Straßburg, Nürnberg. An der Donau waren es Augsburg, Regensburg, Ulm. Vom Rhein und von der Donau aus verbreitete sich diese bürgerliche Kunstpoesie nach dem Osten bis Breslau, nach dem Norden bis Danzig. In Minne- und Meistergesang bildete der Rhein die Vorbilder für die deutschen Lande.

Aber nicht nur auf dem Gebiete der Literatur war es das Rheinland, welches zwischen dem erwachenden gallisch-französischen Geiste und dem in Individualitäten sich spaltenden germanischen Volksthume die Vermittlerrolle übernahm und im Mittelalter behauptete; auch auf dem Gebiete der Kunst und besonders auf dem der Architektur fiel den rheinischen Gauen diese Rolle zu. Kunst und Wissenschaft hatten in Frankreich überhaupt einen weicheren und geeigneteren Boden gefunden, und zwar in allen Schichten der Bevölkerung, als in Deutschland, wo nur einzelne Klassen den bildenden Samen bei sich aufnahmen. Schon die größere Beweglichkeit und Lebhaftigkeit des Volkscharakters dort drängte dahin, eine fortgesetzte lebendigere Entwicklung zu suchen. So zeigt auch die Architektur Frankreichs im Gegensatz zu den erstarrten Formen des romanischen Stiles in Deutschland im 10.—12. Jahrhundert eine lebendige Beweglichkeit, eine eingehendere Detaildurchbildung, ein rastloses Streben nach einem neuen Ideal. Im Gegensatz zur harmonischen Ruhe der deutschen Bauten entwickelte sich in Neugallien, angeregt durch Spaniens arabische Künstler, eine buntere Mannigfaltigkeit, gesteigert bis zur Phantastik. Literatur und Kunst entsprachen sich auf gallischem Boden.

Die Gründung der großartigen Abtei Cluny Anfang des 10. Jahrhunderts war entscheidend für die Entwicklung der Architektur geworden. Von dieser Mutterkirche des Cistercienserordens erhielt die Kirchenbaukunst mächtige Anregung. Der Geist der Ritterlichkeit, der keine beschauliche Ruhe, sondern frischen Kampf wollte, hielt seinen siegreichen Einzug in Frankreich auch in der Baukunst der Kirche. Der Spitzbogen und das Strebesystem des gothischen Stiles, das allmählich in Frankreich und am Rhein an die Stelle des Rundbogens und der einfachen Wölbung trat, sind die äußeren Kennzeichen dieses den Schematismus verachtenden freien Geistes, dieser den Sieg des Idealen über das Materielle ankündenden Bauart. Ihre erste Pflege erhielt diese neue Kunst,

die nicht nur Kirchenbauten umgestaltete, sondern auch den Ritterburgen neue Gestalt verlieh und die Rathhäuser und Paläste der Bürger zu Köln und Straßburg mit Giebeln und Strebepfeilern schmückte, im Nordosten Frankreichs. Die Nôtre-Damekirche zu Paris, die Kathedralen von Laon und Rheims, Noyon und Langres leuchteten mit ihren Thürmen und Chören ins Land hinaus, und von diesen Städten kamen die neuen Baumeister in das Rheinland.

In jener Periode, im Verlaufe des 13. Jahrhunderts, sind am Rheine vom Ursprung bis zu seiner Mündung einzelne Theile im gothischen oder besser im französischen Stile bei allen größeren und kleineren Bauten umgebaut worden. Repräsentanten des neuen Stiles auch im Aeußeren sehen wir aus jener Epoche bereits in der Kirche zu Gelnhausen, im Dome zu Limburg, im Dome zu Bamberg; Anfänge des gothischen Stiles verbreiten sich, wie man an Einzelheiten an der Kirche St. Sebald zu Nürnberg bemerkt, vom grünen Rheine aus bis an den gelben Strom der Pegnitz. Das System der Hallenkirchen geht am Rhein von den Domen zu Mainz und Paderborn im Beginne des 13. Jahrhunderts aus, macht in Deutschland dem Basilikenschema den Boden streitig und entwickelt sich von da aus in einer ganzen Reihe von Bauwerken in Westfalen bis zu den Ufern der Weser und der Elbe. Die Bauhütten der großen Kathedralen am Rhein, zu Basel und Straßburg, zu Trier und zu Köln, waren die Centralpunkte, wo sich, beeinflußt von französischen Ideen, der deutsche Geist in seinen herrlichen Bauwerken fast bis zur vollendeten Schönheit griechischen Formensystemes erhob.

Bei dem selbstbewußten Geiste, der im Rheinlande zu dieser Periode in den Herzen des Adels und der Bürger glühte, bei dem Reichthum, den eigene Produkte und Transithandel in des Rheines Fluren brachten, war eine Einwirkung des neuen französischen Baustiles auf die Profanbauten unausbleiblich. Jetzt thürmten sich zu Altheidelberg, dem Sitze des Pfalzgrafen, die Zinnen und Söller des Schlosses, im Isenachthale bei Dürkheim bauten die Klosterleute die Burgen und Schlösser der Salier und schmückten sie mit klassischem Ornament; jetzt erheben sich, um der Bürger stolze Patrizierhäuser zu schützen, der Ringmauern und Bastionen trotzige Quadern; jetzt entstehen in den blühenden Industriestätten am Niederrhein, zu Brügge und Ypern, Löwen und Antwerpen, die stilvollen Rathhäuser und Gildehallen. Die Bauwerke, die das Auge des Fremden am Rhein entzücken, die hochstrebenden, schlanken, gothischen Dome, die eleganten Mauerthürme der Städte, die trauten Giebelhäuser, die gezinnten Thore, die ganze in Stein gesetzte Poesie des Mittelalters, deren Pläne und Zeichnungen Mappen und Prachtbücher heutzutage füllen, verdanken der großen Kulturperiode des 13.—15. Jahrhunderts Gedanken und Ausbau. Dicht- und Baukunst erfüllten des Rheines herrlich prangende Ufer damals mit ihren Denkmalen.

In demselben Verhältniß steht die Höhe aller übrigen Kunstgewerbe im Rheinthale zu damaliger Zeit. Schlosserei und Tischlerei, die Schmiede- und Waffenkunst, Goldschmied- und Geschirrarbeit, sie wurden alle in den Innungen zur hohen Vollendung in Form und Technik erhoben. Und wenn heute unser Kunstgewerbe nach schönen Mustern strebt, so hat es sich an die alten Meister besonders im Rheinlande zu wenden und dort Muster und Beispiel zu suchen. Die Ausstellung kunstgewerblicher Alterthümer zu Düsseldorf 1880 hat den glänzendsten Beweis geliefert von dem Formenreichthum und der Kunsttechnik rheinischer Handwerkerarbeit.



Und ist es bei diesem großartigen Leben, das drei Jahrhunderte lang die Adern des Rheinlandes voll durchströmte; bei dieser Höhe, die alle Seiten des Kulturlebens hier erreichten; bei der Rolle, die in der Politik des Rheines Insassen, Geistliche und Fürsten, Edelleute und Bürger, spielten; bei diesem steten Kampf ums Dasein, der die Städte auf der Wacht am Rhein erhielt gegen der großen Herren Gelüste, der die Innungen zum steten Streite trieb gegen der Patrizier Alleinregiment; bei dem Aufschwung des Handels, der sich im mächtigen Strome zog vom Bodensee bis an das Deutsche Meer, von Lothringen bis an der Regnitz Ufer; bei den erhabenen Leistungen der Kunst, die den Glorienschein flicht um des Rheinstromes Stirn; bei dem Betrieb der Wissenschaft und Literatur, der zu Heidelberg und Köln die ersten Hochschulen schuf, der die rheinischen Poeten zu Straßburg und Pforzheim, einen Sebastian Brand und einen Reuchlin, einen Agricola und einen Murner, singen und lehren, spotten und lächeln ließ; — ist es bei dieser Anspannung aller geistigen und moralischen, sozialen und politischen Kräfte anders denkbar, als daß gerade im Rheinlande der Strom der Kultur zwei Erfindungen auf die Spitze seiner Wellen trug, die im Rheinlande gemacht, dazu bestimmt waren, die Geschicke der Menschheit in neue Bahnen zu lenken, einer neuen Zeit zum Durchbruche zu verhelfen? Beide, gleich bedeutend, waren allein geeignet, der Mitwelt zur materiellen und geistigen Freiheit zu verhelfen; und es war kein Zufall, daß die zerstörende Kraft des Pulvers und die bildungverbreitende Macht der Lettern gerade an des Rheines Ufern zuerst zur energischen Anwendung kam. Solche Erfindungen, deren Werth alsbald erkannt und deren Idee von dem Willen und dem Wissen Tausender unterstützt wird, sind nichts als die Resultate langer, vorbereitender Thätigkeit, deren Vorstadien meist unbekannt, aber nothwendig und der Sachlage entsprechend sind.

Läßt sich auch die eigentliche Erfindung des Schießpulvers nicht für das Rheinland in Anspruch nehmen — schon Chinesen und Araber kennen ähnliche Kompositionen —, so doch die energische Verwerthung desselben für militärische Zwecke. Das Straßburger Geschütz war im ganzen Mittelalter, wie schon erwähnt, hochberühmt, und wollte der Mönch zu Freiburg auch eine Mischung der Alchimie und kein Komposit der Chemie entdecken, der Ruhm der glücklichen Anwendung und der Ausbildung der Technik dieser bahnbrechenden Erfindung bleibt dem Rheinthale bewahrt. Aehnlich verhält es sich mit der Erfindung der Buchdruckerkunst. Zerlegbare Lettern mag bereits der Harlemer Laurenz Koster angewandt haben; aber diese fruchtbare Idee zuerst in Verbindung mit anderen technischen Vortheilen und zur folgenschweren Anwendung gebracht zu haben, dies Verdienst gebührt dem Mainzer Bürger Johann Gutenberg und seinen Gehülfen Fust und Schöffer.

So bildet das Rheinthal im Mittelalter den Ausgangspunkt und das Centrum der europäischen Kulturwelt und der Weltmonarchie, und als der theokratische Cäsaropapismus in Stücken fiel durch die aufstrebende Gewalt der nach Freiheit ringenden Volkskräfte, ist es wiederum das Rheinland, in dessen Gauen eine neue Sonne aufgeht, die nach den religiösen und politischen Wirren und Stürmen des 16. bis 18. Jahrhunderts eine neue Zeit und eine neue Kulturepoche in Mitteleuropa bestrahlen sollte.

Ende des vierten Bandes.

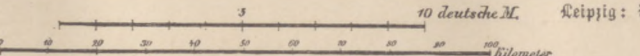




RHEINPROVINZ.

I Regierungs Bezirk Düsseldorf
II - - - - - - - - Köln
III - - - - - - - - Achen
IV - - - - - - - - Koblenz
V - - - - - - - - Trier

Deutsches Land und Volk IV.



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

